



Ideale und Irrthümer.

Ideale und Irrthümer.

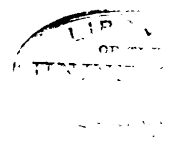
Jugend-Erinnerungen

von

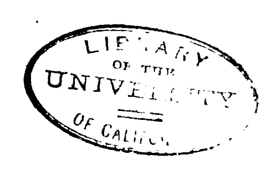
D. Karl Hase,
Professor der Theologie an der Universität Jena, Geheimer Kirchenrath,
Comthur des G. Sächs. Ordens vom weißen Falken,
Ritter des Ernestinischen Hausordens und des K. Schwed. Ordens
vom Nordstern.

Zweite Auflage.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.



Vorwort.

Die Darstellung eines Menschenlebens, so einfach es sei und so Verschiedenartiges sie enthalte, kann immer nur ein kurzer Auszug des wirklich Durchlebten sein. Ich habe versucht, ein treues Bild meiner Jugend aufzustellen, indem übergangen ist, was in unbedeutender Wiederholung dieses Bild nur auseinanderzerren würde: was ich aber geschrieben habe, ist mit dem Vorsatze geschrieben, so wahrhaft und offenherzig zu sein wie die Bekenntnisse Augustin's und Rousseau's, obwol es nicht gemeint ist wie die Confessionen des afrikanischen Kirchenvaters als eine Beichte vor Gott, noch gleich denen des genfer Philosophen als eine Beichte vor den Menschen; jener weiß ohnedem alles und diese brauchen nicht alles zu wissen. Die Aufrichtigkeit ist mir leicht geworden durch ein Tagebuch, das ich vom 9. Juni 1817 an, gerade da, wo es etwas lebendiger wurde in meinem Leben, geführt habe, anfangs, wie das geht, hitzig und weitschweifig, bald gemessener, nur einzelne Tage oder

Zustände festhaltend und Zeitabschnitte überblickend. Es war gleich begonnen in der Absicht, als eine Ohrenbeichte vor mir selbst mich kennen zu lernen, sowie durch Feststellung der vorübergehenden Anschauung und Empfindung mich selber in meinem ganzen Dasein zu besitzen. Aus diesem geheimen Quellenbuche meiner selbst hatte ich meist zu schöpfen.

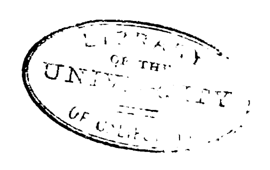
Ich habe mich beschränkt auf meine Jugend, die zwar ohne irgendein außerordentliches Erlebniß, doch das zweite und dritte Jahrzehnt unsers Jahrhunderts eigenthümlich abspiegelt; die Jugend im weitesten classischen Sinne bis ins dreißigste Lebensjahr. Was jenseit desselben liegt, hat vielleicht für ein bestimmtes Gebiet des geistigen Lebens eher eine geschichtliche Bedeutung, ist aber in seinem äußern Verlaufe doch nur das Stilleben eines deutschen Professors. Ich bin jung gewesen, es versteht sich von selbst, daß eine rechte Jugend ganz anders aussieht als das Angesicht des bejahrten Mannes, und ich kann mir recht wohl denken, daß diese Bekenntnisse für die „Evangelische Kirchenzeitung“ oder andere Blätter der Art zu einem erbaulichen Artikel dienen werden. Was haben sie doch sich erquickt an Schleiermacher's Liebe zu Eleonoren! Wunderliche Leute. Als große und grobe Sünder bekennen sie sich alle unbedenklich, das gehört zu ihrer Rechtgläubigkeit: wenn aber wenigstens von einem, der nicht ihre Farbe trägt, etwas Menschliches an den Tag kommt, erheben sie selbstzufrieden die Steine gegen sein Andenken. Allein ob jemand wie

der heilige Augustinus in seinem großartigen Erbauungsbuche seiner Jugendsünden gedenkt mit vielfach ausgesprochenen Reuethränen, oder nur einfach erzählt, was und wie es geschah, das ist Sache des Geschmacks und des Stils, des Einzelnen wie ganzer Zeitalter.

Ich kann nicht sagen, daß ich durch Wünsche der Freunde und Angehörigen veranlaßt wäre, dieses Buch der Erinnerung zu schreiben, sondern wie auf einsamer Wanderung aus der träumerischen Neigung, lange Vergangenes noch einmal zu durchleben, sich fast von selbst ein anschauliches Bild gestaltete, kam dem, der so manches Menschenleben geschichtlich dargestellt hat, eben die Lust, auch ein Stück des eigenen Lebens, das bald vergangen sein wird, der Welt preiszugeben. So ward es im Frühling 1863 niedergeschrieben, dann aber liegen gelassen in der Scheu vor der Veröffentlichung nicht sowol des eigenen Lebens, als wiefern einige noch lebende Jugendgenossen dadurch überrascht, ja in ihrer Lebensstille gekränkt werden könnten. Aber mehr als vierzig Jahre, die zwischen heut und der Grenze meiner Erzählung liegen, lassen auch das Eigene fast wie ein Fremdes erscheinen, während doch unmittelbar nach den Opfern und Sorgen des Kriegs die Erinnerungen meiner Jugend mir zu neuer Durchsicht traulich nahe traten in einer Zeit, die den liebsten Jugendtraum, die Einigung und Erstarkung unsers Volks, der Erfüllung nahe gebracht hat; wenn es auch nicht die Art der Idee ist, sich vollständig in der Wirklichkeit darzustellen, oder gar nach unserm

individuellen Dafürhalten. In dem Friedensreiche, das sich der Macht und Gemessenheit der deutschen Nation verheißt, darf neben ihren strengen Arbeiten und großen Erinnerungen wol auch die Entwickelungsgeschichte eines Zeitgenossen in ihren kleinen Einzelheiten unter denen, auf welche irgendeine Einwirkung meines spätern Lebens stattgefunden hat, eine theilnehmende Betrachtung erwarten.

Jena, am ersten Advent 1871.



Zur zweiten Auflage.

Als die befreundete Verlagshandlung mir das Bedürfniß einer neuen Auflage anzeigte, hätte ich nach meiner sonstigen Gewohnheit gern etwas daran gebessert: an einem vergangenen Leben läßt sich leider nichts bessern; indeß die Art der Mittheilung gehört noch der Gegenwart an, und so habe ich einiges, das mir in der Erinnerung hervortrat oder hervorgerufen wurde, nachgetragen, anderes, das wol mehr mir selbst interessant war, als daß es zu einer klaren Anschauung dieses Lebens gehörte, gestrichen, und das hätte vielleicht noch unbarmherziger geschehen sollen, schon um das Buch nicht über die Gebühr seines Gegenstandes anschwellen zu lassen.

Der öffentlichen wohlwollenden Aufnahme dieses Buchs in politischen und kirchlichen Zeitschriften als des Bildes „einer deutschen Jugend", wie die „National-Zeitung" (1872, Nr. 196) es bezeichnete, kann ich nur herzlich danken, und muß sogar bekennen, daß der theologische Groll, dem

ich entgegensah, sich meines Wissens bisher nicht hat vernehmen lassen.

Die „Allgemeine Zeitung“ (1872, Beil. Nr. 19) hat in eingehender Betrachtung bemerkt: „Nicht für Fachgelehrte ist es geschrieben, sondern für jeden, dem das Auf- und Niedersteigen eines Nachens, den eine kräftige Jugendhand führt, Theilnahme abgewinnt . . . . Die nur den Gelehrten, nicht den Menschen im Auge haben, werden vergebens spüren nach Schilderungen jener heißen religiösen Kämpfe, die manches jugendlich strebende Herz eines Theologen durchwogten, oder der ringenden mächtigen Gedanken, nach der Schilderung jener Wehen voll tiefen ethischen Pathos, aus denen die reife wissenschaftliche Idee in dem individuellen Geistesleben ans Licht geboren wird. Diese Saite anzuschlagen scheint nicht der Zweck des Autors gewesen zu sein.“ Aber in meiner Aufrichtigkeit hatte ich gar kein Recht diese Saite anzuschlagen. Gewiß vornehmlich die Geschichte der Kirche berichtet von erlauchten Menschen, die erst nach heißen innern Schlachten durch einen Bruch mit ihrer Vergangenheit zu ihrer Bestimmung gelangt sind. Allein man muß nicht eben ein Saulus gewesen sein um ein Paulus zu werden. Unter jenen hohen Vorbildern steht auch Johannes, wie wir gewöhnlich ihn denken, der in schuldloser Jugend die hohe Liebe gefaßt hat, die den Grundton seines Lebens bildet. So finden sich auch in bescheidenen Lebenskreisen Naturen, die gleich so angelegt sind, daß sie, eine mächtige

Zeitströmung der Zukunft schon in sich tragend, wenn auch in Zeiten großer Geisteskämpfe davon nicht unberührt, doch im innern Frieden sich gleichmäßig zu ihrer Bestimmung entwickeln. Ich meine allerdings die Grundlagen meiner theologischen Bildung nur ohne gelehrten Prunk in diesem Buche dargelegt zu haben. Von kirchenhistorischen Studien ist darin freilich nicht die Rede, allein die habe ich als solche zu dieser Zeit noch nicht getrieben.

Nicht minder herzlichen Dank sei hier vergönnt auszusprechen für zahlreiche durch diese Schrift veranlaßte Briefe, denen persönlich zu danken, auch wo es möglich war, die Zeit nicht immer ausreichte, Briefe von einstmaligen treuen Zuhörern, von alten und neuen Freunden, einige auch und nicht weniger wohlgesinnt namenlos. Hierdurch hatte ich manche kleine Berichtigung meines Gedächtnisses in den neuen Druck einzutragen, während anderes doch meine volle Theilnahme ansprach für die Geschicke der einst meiner Jugend Nahestehenden.

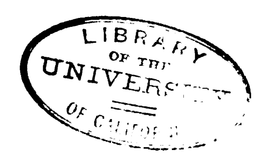
Manche freundliche Theilnahme ist mir ausgesprochen worden über ein hartes, bedrängtes junges Leben. Doch Armuth ist kein Unglück für eine rüstige, hoffnungsreiche Jugend und weniger eine Gefahr als Reichthum. Schwierigkeiten und Schmerzen gehen durch jedes Erdenleben und gehören zu seiner kräftigen Entwickelung. Aber ich habe vielmehr das Bewußtsein, Gott für eine sehr glückliche Jugend zu danken, und war nicht gemeint, daß ihre Darstellung den Eindruck des Trüben und Gedrückten machen

würde, zumal bei dem freigewählten Abschlusse zu einer Zeit, als dieses Leben der Erfüllung liebster Wünsche mit sicherm Schritt entgegenging; dagegen ein ganzes Menschenleben, so groß und glücklich es sei, in seiner Beschreibung doch nur schließen kann, etwa durch Freundeshand hinzugefügt, insgemein mit irdisch schweren Tagen, sicher mit einem Grabe.

Jena, am ersten Advent 1872.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Zur zweiten Auflage	IX
Erstes Kapitel. Die Kindheit	1
Zweites Kapitel. Schüler-Leben	10
Drittes Kapitel. Der leipziger Student	42
Viertes Kapitel. Erlangen	105
Fünftes Kapitel. Der Candidat	175
Sechstes Kapitel. Schwaben	197
Siebentes Kapitel. Der sächsische junge Gelehrte	278
Achtes Kapitel. Wanderschaft und Heimkehr	346



Erstes Kapitel.

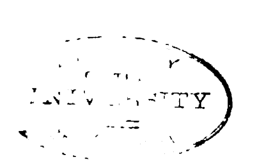
Die Kindheit.

August 1800 bis April 1813.

Mein Vater war Pfarrer in Steinbach, einem Dorf am Abhange des sächsischen Erzgebirges an der altenburgischen Grenze. Auch sein Vater war hier Pfarrer gewesen und er lange dessen Substitut. Ich hatte drei Tanten, Schwestern meines Vaters, die eine jung verwitwet, wir nannten sie die Tante Magistern, die beiden andern, unvermählt, Tante Fritzchen und Tante Hannchen, ich habe sie nur hochbejahrt gekannt, alle drei haben die achtziger Jahre erreicht, sie hatten mich sehr lieb und ich frug sie gern nach den alten Zeiten unserer Familie. Sie waren der Meinung, daß wir von lauter Pfarrern abstammten, der erste, von dem sie wußten, Zacharias Hase, Hofprediger in Wildenfels zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Erst in Jena bin ich durch das Actenstück einer Stipendienstiftung weiter hinaufgekommen zu einem Stammvater Immanuel Hase, geboren 1570 zu Auma, gestorben 1621 als Dia=

konus zu Jena*); und so fand ich mich, unerwartet hier heimisch geworden, vielleicht der ältesten jenaischen Familie angehörig. Diese hat sich in thüringer und sächsischen Landen verbreitet, lauter Männer eines ehrbaren Mittelstandes, Beamte, die meisten doch Geistliche. Auch meine Mutter, Wilhelmine Dominicus, war eine Pfarrerstochter aus dem altenburgischen Dorfe Windischleuba, die wohlhäbige Pfarrei Patronat der Familie Lindenau, mit dem nachmaligen Astronom und Minister ist die Mutter aufgewachsen.

Meine Erscheinung am 25. August 1800, nach fünf Mädchen der erste Sohn, war eine besondere Freude. Bei der Taufe des kleinen Karl August ließ der Vater, doch bedenklich, wie alle diese Kinder zu ernähren, den Vers singen:



> Was unser Gott erschaffen hat,
> Das will er auch erhalten,
> Darüber will er früh und spat
> Mit seiner Gnade walten.
> In seinem ganzen Königreich
> Ist alles recht und alles gleich, —
> Gebt unserm Gott die Ehre!

Es ist mir ein Lieblingslied geworden, ich habe es bei der Trauung meiner beiden Töchter singen lassen, auch darauf gehalten, daß die Feier des jenaischen Universitäts-

---

*) Seine Frau eine Schneidewin, deren Vater als fürstlicher Rath und Vicekanzler in Weimar die Anfänge der Universität Jena geleitet hat.

jubiläums mit diesem Liede: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gott!" die drei ersten Verse, anhob.

Tante Fritzchen, die mir das von dem Liede erzählt hat, erinnerte sich noch eines Geschichtchens aus den Tagen der anhebenden Sprachengabe des Kindes. Es waren Gäste da, Regine, das Kindermädchen, brachte mich auf den Armen zur Vorstellung, ich hatte ein kattunenes Kleidchen an, dem vorn ein neues Stück eingesetzt war. Auf das wies ich vergnügt und rief: „Ich habe einen ganz neuen schönen Bauch!" So die erste, nicht vorbedeutende Regung des Selbstgefühls.

Ich selbst habe nur diese eigene erste dunkle Erinnerung, ich war 2½ Jahre alt, als sie mich hineintrugen in eine Stube voll Lichter und schwarzer Männer um einen Sarg, darin lag mein Vater.

Er ist nach hartem Magenleiden schon im 52. Jahre, 1803, gestorben. Ein Grabstein, durch seine Freunde gesetzt, trägt die Inschrift: „Sie haben einen guten Mann begraben, uns war er mehr." Ich habe von ihm nur gehört, daß seine Gemeinde noch lange sein Andenken in Ehren hielt, daß er ein tüchtiger Landwirth war, auch eine heitere gesellige Weise hatte. Das Pfarrhaus liegt mit Kirche und Gottesacker allein auf einem Hügel, an dessen Fuß ein Bach und Weiher, jenseit desselben das Dorf. Im Pfarrgarten, der noch etwas aufsteigt und an ein Tannenwäldchen grenzt, steht eine jetzt weithin schattende Linde, und im Dorfe geht die Sage, mein Großvater habe das Reis bei seinem Anzuge aus Thüringen mitgebracht. Die Freunde des Hauses hatten mit der Zeit jedes eine Blechtafel mit

Namen und Spruch an den Stamm angeschlagen, daß er anzusehen war wie ein geharnischter Mann. Unter vergilbten Papieren fand ich den Vers „an die Steinbacher Linde“:

Linde, so freundlich und hehr wie der Pflanzer, der einst dich erzogen,
Und wie dein Pfleger, der dich traulichem Scherze geweiht,
Und wie die vielfache Runde der Freundschaft, die hier sich gekettet,
Freundliche Linde, leb' wohl! Biete uns nicht deinen Schirm!
Ach dort das Grab hat die Freuden geendigt, die Runde gelöset.
Schirme nun den, der hinfort ehrend das Alter dich hegt.

Des Vaters tiefere Eigenthümlichkeit ist mir unbekannt geblieben, nur in einigen geretteten Briefen erkenne ich eine heitere Theilnahme in allem Menschlichen und eine volksthümliche Beredsamkeit mit Anklängen an Klopstock wie an Lessing. Schon vor Pfingsten 1779 hat er den „Nathan“ gelesen, „den Lessing mit Mendelssohn zusammen gemacht haben soll“, und findet „nichts so gar Halsbrechendes darin, ausgenommen die Stelle: so seid ihr alle drei betrogen oder Betrüger“, wie es wol im ersten Drucke stand. Bei seinem Amtsnachbar, Pastor Volmar in Wolkenburg, hat er sich die Leichenpredigt bestellt und gesagt: „Sorgen Sie für meine Frau! — und meine Kinder? — die Welt ist groß und Gott ist überall.“

Die Mutter hat die Verlassenschaft angenommen, indem sie mit unserm Vormunde, diesem Pastor Volmar im Einvernehmen, für jedes Kind 50 Thaler aussetzte; das also war unser väterliches Erbe. Sie zog in das nahe Fabrikstädtchen Penig an der Mulde, und mochte da mit einem bescheidenen Erbtheile aus ihrem Vaterhause bei ihrer

Wirthschaftlichkeit dürftig auskommen. Doch war's ihr zu schwer, alle Kinder heranzuziehen, der Vater hatte noch die Freude eines zweiten Sohnes erlebt, der Tod eines Landpfarrers löst insgemein das ganze Familienleben, ein Freund des Vaters, D. Dienemann, dessen Frau meine Pathe war, nahm mich zu sich. Er war Generalaccisinspector und ein angesehener Advocat, insbesondere Rechtsbeistand der an der Mulde angesessenen Grafen Schönburg. Die älteste Tochter war bereits an den Freund und Geschäftsführer des Grafen Wilhelm vermählt, vier waren noch zu Hause, jede hat sich zu eigenthümlicher Anmuth und Güte entwickelt, am nächsten stand mir die jüngste, Charlotte, doch auch sie drei Jahre älter als ich. In diesem Hause, wo selbst der Geburtstag unsers Hundes Mercur in der Fastenzeit gefeiert und ihm auf einem gedeckten Tischchen ein Gericht Brezeln, die er liebte, vorgesetzt wurde, habe ich in so schöner Genossenschaft eine unverkümmerte Kindheit erlebt, wenn auch mitunter im Gefühl des angenommenen Kindes, dazu von Mutter und Geschwistern etwas unfreundlich abgeschlossen.

Mein Pflegevater hatte für seinen Sohn eine Buchhandlung in Penig gegründet, hier Verlagshandlung, die 1805 als eine Anstalt für Literatur, Kunst und musikalische Instrumente unter glücklichen Aussichten nach Petersburg übertragen wurde. Dort war zu Anfang des Winters 1806, wo die großen Familien zur Stadt kommen, ein reiches Lager aufgestellt. Da sind aus Leipzig einige Exemplare von Bülow's Feldzug von 1805 an die petersburger Handlung gesandt worden. Bevor sie ankamen, war dieses

Buch in Rußland verboten. Ferdinand Dienemann, der Buchhändler, machte deshalb die gesetzliche Anzeige, die Exemplare wurden bei ihrer Ankunft aus dem Ballen herausgenommen und der Behörde auf der Zollstätte übergeben. Dennoch ward er nach einigen Wochen am 20. November nachmittags 4 Uhr, zum Polizeiminister beschieden und ihm wegen Einbringung jenes Buches der sofortige Transport zur Grenze angekündigt. Jede Widerrede und Erklärung war abgeschnitten. Ein Offizier der Polizei brachte ihn bis zur finnisch-schwedischen Grenze. Hier überfiel ihn ein Nervenfieber. Das Geschäft, in der Hand eines jungen Gehülfen, gerieth ins Stocken, wurde bald nachher durch die Polizei geschlossen, und nach Jahren blieb nichts übrig, als die Vorräthe zu Gunsten der Gläubiger unter den ungünstigsten Verhältnissen loszuschlagen.*) Der Vater verlor hierdurch sein ganzes Vermögen und mehr als das, er wurde durch eine große leipziger Buch- und Musikalienhandlung mit Wechselarrest belegt. Als der Bevollmächtigte derselben in unser Haus eintrat, saß da ein armer, um Gottes willen ernährter Junge, der nicht davon träumte, daß diese damals unter uns mit Schrecken genannte Firma einst in naher Befreundung einen guten Theil seiner Schriften drucken werde.

Ich weiß nicht genau, wie jener Nothstand geschlichtet wurde, denn mein Pflegevater ist immer im Amt und in voller Thätigkeit geblieben. Aber es lag drückend auf dem

*) Nach einer Denkschrift „im October 1808 von D. Karl Dienemann in Druck gegeben“.

Hause, und wol infolge davon, auch zu besserm Unterrichte, ward ich im 10. Jahre nach Altenburg gebracht zu dem ältern Bruder meines Vaters. Er war Hofadvocat mit stattlichen Gerichtshaltereien, von einer verstorbenen Frau her wohlhabend, doch wie durch irgendjemandes Schuld ihm ein bedeutendes Kapital verloren gegangen war, dessen oft klagend gedacht wurde, überkam mich zugleich mit dem, was ich in Penig von schweren Verlusten gehört hatte, das Gefühl eines allgemeinen Verfalls der irdischen Dinge.

Ich mußte dem Onkel nach dem Abendessen vorlesen, wol meinethalb waren es geographische Werke, an denen ich wenig Gefallen fand; er schlief oft darüber ein, ich mitunter auch. Er hatte die echte Hasische Gutmüthigkeit, wie wir es nannten, war aber schon alt und unter den Brüdern am wenigsten begabt. Seine Tochter, welche die Wirthschaft führte, wie die Tante Fritzchen genannt, hatte tief im Grunde auch etwas von dieser Gutherzigkeit, aber unter rauher, harter Aeußerung, unter der ich viel leiden mußte. Am Tage vor dem Heiligen Abend, wo mir zum nächsten Morgen die Feiertagsreise nach Penig verheißen war, wollte das Schelten gar kein Ende nehmen über alles, was an mir zerrissen oder beglissen war. Als ich abends aus der Schule kam, lag das vor allem schön und neu unter dem Christbaum.

Zur Kirchweih fuhren wir jedes Jahr auf zwei Tage nach Reinsdorf zu dem Onkel, dem ältesten Bruder, einem muntern würdigen Pfarrer, der damals mit seinen drei Schwestern, den Tanten, lebte, denen zu Liebe er wol un-

verheirathet geblieben war.*) Zum altenburgischen Jahrmarkte kamen sie zu uns, ich ging dem Wagen zu bestimmter Stunde entgegen, und das war ein großes Fest.

In dieser Zeit habe ich auch, was meiner Natur so fern zu liegen scheint, etwas erlebt wie eine Ekstase. Ich saß eines Morgens allein in des Onkels Arbeitstube im zweiten Stock. Es ist möglich, daß ich über den lateinischen Vocabeln, die ich zu lernen hatte, eingeschlafen war. Plötzlich fuhr ich auf, sehe die Stube in Flammen zugleich mit dem Gefühl einer Schuld daran, eile die Treppe hinunter laut rufend: oben brennt es! stürze in den Hof, wo ein fließender Brunnen war, ergreife zwei Eimer und schleppe sie, schwer wie sie waren über meine Kräfte, die Treppe hinan. Oben war schon das ganze Hauspersonal versammelt und rief mir entgegen: wo es denn brenne? Ich merkte nun, daß es nichts sei; man meinte, ich bekäme ein hitziges Fieber und steckte mich ins Bett, doch ging es spurlos vorüber.

In dem sogenannten Institut eines D. Winkler war der Unterricht wol untadelig, doch kam ich nach der ersten Freude daran in den Ruf der Unaufmerksamkeit und Ausgelassenheit. Man konnte die Rügen deshalb, aus denen sich die Wochencensur ergab, durch freiwillige deutsche Ausarbeitungen neutralisiren. Ich habe das oft gethan und dadurch früh einige Gewandtheit des schriftlichen Ausdrucks

*) Von ihm: „Die Schriften des Neuen Testaments paraphrastisch erklärt mit erbaulichen Anwendungen“ (3 Bde., Altenburg 1786—90). Auch einige Bände Predigten.



erlangt. Aber am Sonnabend waren doch meist die bösen Rügen in der Majorität, und ich brachte eine üble Censur mit nach Hause, durch deren Beständigkeit ich auch vor dem guten Onkel in das Gerücht eines Nichtsnutzes kam. Als im November 1812 der Onkel gestorben war und das Hauswesen sich auflöste, sagte Cousine Fritzchen: „Siehst du, nun ist der Vater todt! Hättest du etwas gelernt, so wärst du was; so ist nichts aus dir geworden.“

Zweites Kapitel.

Schüler-Leben.

April 1813 bis September 1818.

Die Mutter, wieder verheirathet mit dem Arzt und Besitzer der Apotheke in Penig, D. Agner, hatte den Muth, mich in Altenburg zu lassen, nach Ostern kam ich auf das Gymnasium, und in beiden nachfolgenden Jahren durch die beiden untern Klassen bei voller häuslicher Freiheit. Ich wohnte, wie das eine unverfängliche Sitte für Nichteinheimische war, bei einer bürgerlichen Familie, wo ich ein Dachkämmerchen hatte und in der Familienstube einen Tisch und Stuhl. Dafür wurden jährlich 8 Thaler gezahlt. So habe ich bei einem Gensdarm, dann bei einem Klavierlehrer gewohnt, in der kleinen Stube kochte seine alte Mutter und er gab da Unterricht; dann zu zweien bei einem Fleischer, in derselben Stube wurde Wurst gehackt und wir hatten schöne Markknochen frei uns Bouillon zu kochen. Nur zu Michaelis 1813 hatten wir, drei Schüler, den kühnen Gedanken gefaßt, uns im Häuschen eines

Schusters auf eigene Hand eine Stube zu miethen und eine Dachkammer für unsere Betten. Da kam die Zeit vor der Schlacht bei Leipzig, die Stadt war von Russen erfüllt, auch wir erhielten eine Quartieranzeige auf zwei Soldaten, deren Ernährung uns so unmöglich erschien, daß wir jeder in seine Heimat davonliefen; als wir wiederkamen, waren auch die Soldaten, wol verzweifelt an solchem Quartier, abgezogen. Unser Hauswesen löste sich bald, da der eine Genosse in seiner Heimat starb. Auch ich, sonst von so überflüssiger Gesundheit, wurde um diese Zeit matt an Leib und Seele, doch ging ich zur Schule und zu Tisch, bis endlich ein Vetter, bei dem ich zu Mittag aß, sagte: „Wie siehst du aus! sogleich gehe zu unserm Arzte!“ Der sprach: „Sie haben ja das Nervenfieber gehabt! doch ist es vorüber.“ Es ging damals nach der Schlacht mörderisch herum. Bald fielen mir auch die Haare aus und es kam der frische Appetit der Genesung, den zu befriedigen mir einige Noth machte.

Doch war durch Mittagstische, die bei befreundeten, zum Theil auch verwandten Familien die Woche reihum erbeten waren, für den jungen Magen insgemein hinreichend gesorgt, bei der Gelegenheit auch für einen mit den Jahren immer angenehmern Verkehr. Für die Abende diente ein Brot und ein Wecken Butter, auch schickte die Mutter mit dem Wäschkasten wol ein Stück Wurst und Aehnliches. Im Sommer gingen wir aufs Land und bekamen bei den altenburgischen Bauern für wenig Geld eine Milch eingebrockt, wobei dann auch gastfreundliche Beziehungen sich bildeten.

Schon als Kind war ich durch meinen Pflegevater in das Schloß des Grafen Wilhelm von Schönburg gekommen, der als Grundherr von Penig und umliegender Ortschaften uns als eine Art Landesherr galt. Dieses Verhältniß hatte sich bei Ferienbesuchen noch freundlicher gestellt, als der einzige Sohn, Erbgraf Alban wie man ihn nannte, einige Jahre jünger als ich, heranwuchs und wir gute Spielkameraden wurden mit Zuziehung seiner noch jüngern lieblichen Schwester Roma. Als wir den regierenden Grafen verloren, stand ich im 15. Jahre, und war bei seiner Bestattung mit meinem Pflegevater als Gast im Schloß zu Wechselburg. Am nächsten Tage wurde mir gesagt, daß die Gräfin im Sinne ihres Gemahls befohlen habe, für die Zeit meiner Studien mir jährlich 50 Thaler auszuzahlen, und ich durfte ihr dafür danken. Hiermit war für die einfachen altenburger Zustände bestens gesorgt, und um so erwünschter, da die Mutter wieder als Witwe lebte, mein Stiefvater war in der Verwaltung eines großen preußischen Spitals dem Lazarethfieber erlegen. Ich habe auch einige Jahre im Privatinstitut eines unserer Professoren Unterricht ertheilt, Lateinisch und Griechisch; der Lohn war bescheiden, für die Stunde 18 Pfennige, für bloße Aufsichtsstunden nur 6.

Das Gymnasium war vortrefflich bestellt. Der Director, Kirchenrath Matthiä, der Herausgeber des Euripides, ein kleiner dicker Mann im grauen Fracke, ging sehr menschlich mit uns um, und sah gar nicht bös aus, wenn wir etwa in seiner griechischen Grammatik ein Versehen aufgespürt hatten. „Da hab' ich wieder einmal eine Pfeife

Taback geraucht", pflegte er dann etwa zu sagen. Wenn aber seine Unterlippe anfing zu zittern, dann standen auch wir ein wenig zitternd und ließen jedes Ungewitter schweigend über uns ergehen. Ramshorn, der Verfasser der lateinischen Grammatik, behandelte die Schüler pedantisch. Wer nicht ganz sicher präparirt kam, vernahm sein nergelndes cur illotis manibus advenisti? aber wir respectirten sein gründliches Wissen. Messerschmidt war ein poetischer Mensch, und es war eine Lust, unter ihm den Homer zu übersetzen. Wir vollbrachten in seinen Stunden viel Unsinn, weil er ganz kurzsichtig war, hatten ihn aber besonders lieb. Mir hat er die Redensarten meiner damals beliebten poetischen Prosa unbarmherzig ausgerupft, was aber etwa wahrhaft von Poesie in mir war, anregend gepflegt.

Die Ferien wurden in Penig oder in Glauchau zugebracht. Dort ging ich zwar immer noch mit Sohnesrecht im Hause meiner Pflegeältern aus und ein, wohnte jedoch bei der Mutter, und jetzt erst knüpften sich die bewußten Bande mit ihr und den Schwestern, die meiner Kindheit gefehlt hatten. In Glauchau war ich der Gast und man sagte der Verzug meiner zweitältesten Pflegeschwester Julie, die dort mit dem Sohn eines ansehnlichen Fabrikherrn verheirathet war. Er ein schwacher, doch über die maßen gutherziger Mensch, und von ihm ist wol die Hülfe ausgegangen für die schlimmsten Folgen der russischen Bedrängnisse des Vaters. Das stattliche Haus lag am Rande der Anhöhe über der Mulde, und der Garten zog sich den Berg hinunter bis zum Fluß. Auch gab es da ein sanftes

Reitpferd, auf dem ich mich herumtummeln durfte. Mein liebster Ausgang war in das Pfarrhaus. Superintendent Thamerus ist mir auch später als das Vorbild eines protestantischen Geistlichen erschienen, mit reicher allgemeiner Bildung, hausväterlich und gesellig, hat er ein mildes Christenthum gepredigt, das einem zu Herzen ging.*) Von seinen drei Töchtern war auch die jüngste, ein reizendes blondes Mädchen, zwei Jahre älter als ich, und wenn ich in Gefahr kam, etwas zärtlich für sie auszusehen, lachte sie mich nur aus, und wir waren wieder gute Kameraden. Sie haben mich alle drei mitunter ein wenig tyrannisirt. Ich sollte einmal ein Hochzeitscarmen machen für ihre Freundin, dazu ich weder Lust noch Stimmung hatte. Da locken sie mich in ihr Oberstübchen, schließen hinter mir zu, und erklären feierlich durchs Schlüsselloch, Papier und Feder liege auf dem Tische, ich aber würde nicht wieder herauskommen, bis das Gedicht fertig sei. Was war zu thun? Nachdem ich in der bisher mir verschlossenen zierlichen Mädchenstube mich umgesehen und auch diese Zerstreuung überwunden hatte, mußte die Stimmung schon kommen. Ich besitze noch von allen drei Schwestern die Brautkränze, welche ich beim Hochzeitmahl ihnen feierlich abzunehmen das Recht erhielt, als in den nächstfolgenden Jahren eine nach der andern dem würdigen Gatten folgte. Bei dem Polterabende der einen bin ich mit einer andern jungen Schönheit, ich als Troubadour, doch lächerlich aus-

*) So habe ich seiner dankbar gedacht in den „Proselyten" (2. Ausg., Leipzig 1830), S. 164.

staffirt, sie als Dulcinea, in den Tanzsaal auf Eseln geritten, die ziemlich störrisch vor dem ungewohnten Glanze durch unsern „Famulus“ geführt wurden, der die Geige spielte zu einem Schelmenliede meiner Fabrik, das wir auf das Brautpaar absangen.

In Glauchau bei ihrer Schwester war auch zuweilen Charlotte, sie des Vaters Liebling, und da der zuweilen, nach unserm Dafürhalten, kleine Paradoxien vorbrachte, sagten wir ihr nach: „Wenn der Vater spricht: das Wasser läuft den Berg hinauf, sagst du, es ist schon oben!“ Mein Liebling war sie auch, geistvoll, schön und lebendig wie sie war. Während der Osterferien 1816 fiel sie, bei scheinbar blühender Gesundheit, in seltsame Erkrankung, wol somnambule Zustände. Es brach aus nach einem frohen geselligen Abende im Hause der Schwester. Wir waren dann beide, wie wir pflegten, lesend oder plaudernd um Mitternacht allein noch auf, als sie sich einbildete sie sei Klärchen, Egmont todt, und wenn die Lampe verlösche, die sie hielt, werde auch ihr Leben verlöschen. Das wechselte mit wilden Phantasien und mit der Lust, sich zum Fenster hinauszuwerfen; ich mußte sie gewaltsam halten mit all meiner Kraft. So ging die Nacht großentheils hin und eine Reihe von Nächten. Sie hatte bei Tage keine klare Erinnerung davon. Da ich zufällig ihr Wächter gewesen war und sie mich um sich leiden mochte, ließ man's weiter geschehen, wol auch um den Dienstleuten des Hauses diese Zustände nicht kund werden zu lassen. So habe ich, wenn die Schwester, die sich schonen sollte, schlafen ging, auf Stühlen vor dem Bette der Phantasierenden gelegen

wie ein Kettenhund, über den sie doch manchmal listig wegzuschreiten suchte. Ich selber in sehr gemischten Gefühlen. Es war tiefes Mitleid, auch mitunter Schauder vor dem Geisterhaften dieser Krankheit, doch hatte ich bereits so viel ästhetischen Sinn, um die schauerliche Schönheit ihrer Erscheinung zu fühlen; vor allem war's treue Brüderliebe. Die Krankheit ist vollkommen vorübergegangen.

Als ich auf das Gymnasium kam, ziemlich schwach im Griechischen, wurde mir ein älterer Schüler derselben Klasse, Ferdinand Herbst, zugewiesen, mir fortzuhelfen. Er hat mich redlich decliniren und conjugiren lassen, darüber sind wir gute Freunde geworden. Doch ist das langsam aufgewachsen. Er war der dritte der Stubengenossen, die vor der Einquartierung zur Zeit der leipziger Schlacht davonliefen. Dann hat er mit Niedner, dem nachmaligen Kirchenhistoriker, zusammengewohnt. Ich war einmal dabei, als beide über den Platz irgendeines Geräthes von Herbst in Streit geriethen, nach mancherlei misliebiger Placirung desselben warf es Niedner zum Fenster hinaus, hierauf Herbst ein Eigenthumsstück von Niedner, und so fort in friedlicher Gegenseitigkeit flog alles hinaus, was nicht niet- und nagelfest war, zuletzt half ich lachend mit in vollkommener Neutralität. Der Schade war nicht groß; sie wohnten in einem Gärtnerhäuschen vor dem Johannisthor. Einige junge Brut am Gartengeländer begrüßte jubelnd jedes herausfliegende Stück, und als die Stube leer war, mußten wir doch vereint ans Wiederhinaufschaffen gehen.

Wir waren bereits Primaner, als Herbst darauf ver-

fiel, in das Haus unsers Kirchenrath Matthiä zu ziehen, wo er ein eigenes Zimmer erhielt. Ich ließ mir zureden ihm nachzufolgen. Da in der vordern großen Stube, in der zwei Pensionäre des Directors wohnten, Victor von der Planitz und Facius, beide aus dem Erzgebirge, sich noch Raum für mich fand, wurde ich aufgenommen fast nach meinem gewohnten Miethpreise; und wir meinten unsere Freiheit nicht zu verrathen, indem wir uns freiwillig so unmittelbar unter die Augen des Directors setzten.

Zu mir und Herbst hatte sich ein dritter gesellt, Robert Müller. Wir waren doch sehr verschiedener Art. Herbst hochgewachsen mit bleicher Gesichtsfarbe und semmelblondem schlichten Haar, bei blöden Augen stets mit einer Brille bewaffnet, daher Brillenschlange genannt, noch fester haftete an ihm der Name unbekannten Ursprunges Buschlöwe. Auch Vater Herbst ward er genannt, und man fügte hinzu nach einem bekannten Schulbuche: „Vater Herbst macht einem Spaß! und Vater Herbst macht noch einen Spaß!“ Er war von ernstem, sinnigem Wesen, doch was ich oder Robert angab, machte zuletzt er auch mit, und hatte gelegentlich noch den Spott dazu. Robert war damals noch klein, gleichfalls blond, rothbäckig, voll Kraft und Feuer. Er konnte schwer einem Einfall des Augenblicks widerstehen. In seiner Heimat ergingen wir uns einmal mit seinen Schwestern, ich im Gespräch neben ihm; als wir hart an einem Teiche vorüberkamen, gibt er mir plötzlich einen Stoß, daß ich mitten hinein ins Wasser fliege. Nun diese trefflichen Schwestern haben mich beklagt und trocken gelegt. Sein Vater, Pfarrer zu Neumark im Erzgebirge,

war ein ehrenfester Kantianer, ein lebenskräftiger Mann, die Mutter, eine feine Frau aus einer sächsischen Adelsfamilie, sah mit einiger Angst auf die Munterkeit ihrer Kinder, es war das stattlichste kinderreiche Pfarrhaus, und ich war da besser angesehen als bei dem Vater des andern Freundes, der, ein kleiner Zeugfabrikant in Meuselwitz, ein rechtschaffener, frommer, doch mürrischer Mann, auf die Meinung gerathen war, daß ich auf seinen Sohn übeln Einfluß übe; er hat mich einmal, als ich, mit zur Kirchweih gekommen, allerdings mit den Honoratioren des Städtchens einige Neckerei getrieben hatte, förmlich aus dem Hause gejagt.

Ich fühlte mich manchmal mehr zu Robert hingezogen, doch übte Herbst über uns beide eine gewisse Autorität, er war unser gutes Gewissen, und erst zusammen wurden wir unsers Lebens recht froh.

Bei Altenburg auf den Wiesen, wenn man die zeitzer Lindenallee herunterkommt rechts, heimelte uns bei einem Spaziergange ein Plätzchen besonders an, da wo die Wiese nach dem Felde hin wieder aufsteigt im dichten Gebüsch zwischen einigen hohen Erlen. „Da wollen wir Hütten bauen!“ rief Robert. Am nächsten Abende zogen wir mit geliehenen Spaten hinaus, durch Auswerfen der Erde wurde eine Bank mit einem Plätzchen davor in den Abhang ausgehauen, und von einem nahen Rain das Nöthige an Rasenbatzen geholt. Müde gegen Mitternacht lehnten wir uns auf der jungen Bank aneinander und schliefen ein paar Stunden. Als der Morgenthau uns weckte, ward mit der Arbeit fortgefahren, und schon war alles mit

Rasen sorgsam belegt, als wir Leute hörten, die wol verwundert über den ausgestochenen Rasen und die niedergetretenen Wiesenpfade auf uns zukamen. Wir hatten wirklich nicht daran gedacht, daß wir auf fremdem Grund und Boden bauten; jetzt plötzlich unserer Schuld bewußt, ergriffen wir die Flucht. Doch als wir am nächsten Abende wiederkamen, war nichts verstört, wir haben nie erfahren, wer der Besitzer der Wiese sei, uns daher wol auch nie darum bekümmert, und er hat unsere harmlose Besitznahme nicht gestört. Wir trugen aus dem nahen Bach in den Taschentüchern Sand herbei für das Plätzchen vor der Bank, und weihten unsern Freundschaftstempel, indem wir treuherzig anstimmten: Nun danket Alle Gott! Auch haben wir in eine junge Erle zur Seite der Bank ein Losungswort eingeschnitten, jeder nach dem ersten Buchstaben seines Namens: Fides — Constantia — Robur, Glaube, Standhaftigkeit, Kraft, für: Ferdinand, Carl, Robert. Ahnungsvoll hat sich's erfüllt in unserm Leben. Für Vater Herbst lag die Entscheidung im Glauben, in der Ueberschwenglichkeit seines Glaubens, der ihn zur katholischen Kirche geführt hat.*) Robert ist am Ueber-

*) Er ist der würdige Pfarrer der schönsten gothischen Kirche in München geworden, dessen die Vorrede meiner Polemik gedenkt. Vgl. seine Schrift: „Aus dem Leben eines Priesters" (Augsburg 1842). Manche Erinnerung hat sich ihm da schon im Hohlspiegel katholischen Priesterthums verzogen. Aber der Stimmung jener Zeit gehört die Betrachtung an S. 15: „Die Freunde kommen mir zu Hülfe in dem Bestreben stark zu werden in mir selbst, und doch auch hindern sie mich wieder, da sie mich in so manche Thorheit hineinziehen, die mich hinterher beunruhigt."

maße seiner Kraft uns verloren gegangen. Ich aber dürfte wol mein Leben in seiner stetigen Entwickelung durch die Beständigkeit bezeichnet achten, abgesehen davon, daß mir Constanz noch besonderes Glück gebracht hat.

Ein idealer Freundschaftsbund war, bis auf die Rasenbank ohne Redens darum, naturwüchsig unter uns entstanden. Nicht als zärtliche Hingebung, wir gaben einander nur schweigend die Hand, aber jeder wußte, daß der andere Leib und Leben für ihn einsetzen würde. Unsere Meinung war, die freie ästhetische Weltansicht der Griechen mit christlicher Andacht und treuem deutschen Sinn zu vereinigen zu einer naturgemäßen vollen menschlichen Bildung. Nach der ersten Trennung schrieb ich an Robert von unserm Leben auf der Rasenbank: „Wir blickten mit dem warmen, frommen Herzen in eine kühne Thatenwelt hinaus, über das Grab, über die Sterne.“ Wir waren nicht ganz ohne das Bewußtsein, daß hier etwas geschwärmt werde, Robert erwiderte zustimmend: „Laßt immerhin dem stolzen Jüngling das Streben, sein Dasein gewichtvoll zu machen! Es kommt die Zeit, wo dem brausenden Abenteurer sein glänzendes Ideal mit dem großen Strebeziel aller menschlichen Wirksamkeit zusammenfallen und ebenso das Glück seines irdischen Daseins wie die Wohlfahrt seiner Nebenmenschen begründen wird.“ Doch galt als unsere Losung: wir wollen nicht glücklich werden, aber groß und gut. Robert fügte gern hinzu: „und ruhmvoll!“ wogegen wir andern beiden auch nichts einzuwenden hatten. Das hielt uns doch nicht ab von mancherlei Thorheiten und Neckereien. Sie sind wol meist von Robert

ausgegangen, doch habe auch ich mein Theil dazu gegeben, Herbst als die warnende Stimme wurde mehr hineingelockt, wo er nicht gar das Opfer ward. Es hat uns manchen Verdruß gebracht, da Anklagen deshalb einigemal bis an den Director kamen, der uns dann tüchtig ausschalt; doch übersah er auch manches und hielt etwas auf uns, weil er wußte, daß wir ernst und mit Lust seine Griechen und Römer studirten.

In deutscher Literatur und Declamirübungen waren Selecta und Prima verbunden, Messerschmidt pflegte bei der geöffneten Breterwand zu stehen, die sonst beide Klassen schied, also fern vom Recitirenden, der seinen Platz unter dem Katheder der Selecta hatte. Wir waren auf einen Mitschüler, der öfter auftrat als uns nöthig schien, etwas aufsässig. Ich saß bereits auf der ersten Bank der Selecta, Robert auf der Bank mir gegenüber, warfen wir also um den Hals des Redners eine Schlinge, deren beide Enden wir von unsern Bänken aus hielten. Wie wir anzogen, mußte derselbe auf uns zukommen. Der Lehrer rief: „Was laufen Sie denn auf mich zu, bleiben Sie doch stehen auf Ihrem Platze!“ Wir ließen nach, er kehrte auf seinen Platz zurück, und unser Spiel begann von neuem. Endlich merkte selbst der gute Messerschmidt Unrath, stürzte auf den Declamator los, wir hatten natürlich noch rascher unsere Bindfaden von uns geworfen. „Ja!“ rief er, „was haben Sie denn da für einen Strick um den Hals, wie vom Galgen gefallen!“ Das Manöver mußte ihm doch sofort einleuchten, aber nach hergebrachter Schulmoral wollte niemand wissen, wer die Unthat verübt

habe, auch der Geplagte selbst wußte das nicht zu sagen. In großem Zorn ließ der Professor die ganze Selecta aufschreiben, um vor der Synode ein strenges Gericht zu halten. Nach der Schule ging ich in seine Wohnung, erzählte reumüthig den ganzen Verlauf, und es hatte bei einer väterlichen Ermahnung sein Bewenden.

Mit meinen Stubenburschen stand ich in gutem Vernehmen. Facius war ein treuherziger Mensch, fleißig und zuverlässig; aber er liebte damals den Schöngeist zu spielen und gespreizte Redensarten im Munde zu führen, hinter denen nach unserer Meinung nicht viel war. Schon auf der Universität hat er einmal zu mir gesagt: „Ja! für die Burschenschaft leb' ich und sterb' ich, aber darunter geh' ich nicht." Es war ein halbes Jahr vor seinem Abgange von der Schule, als er in der Frühe mit einem Genossen, bei dem er deshalb schon diese Nacht schlief, nach Leipzig wandern wollte, um sich vorläufig als Student inscribiren zu lassen. Solch einen halben Studenten, der noch Schüler ist, nennt der classische Sprachgebrauch einen Maulesel. An jenem Abende war ich zufällig mit einer Schar Gymnasiasten zusammen, da fiel uns ein, vor das Haus jener beiden zu ziehen, und ich brachte ein feierlich lustiges Lebehoch dem demnächstigen Maulesel Moritz Christian Facius, wobei es etwas katzenmusiklich herging. Von Leipzig zurückgekommen, hat er uns erzählt, an jenem Abende hätten Gassenjungen ihm ein Lebehoch gebracht. Dies zunächst und ein Schüler von Zeitz, der uns gerade besuchte, war der Anlaß, daß ich dem eine Danksagung dictirte, in welcher der Stil unsers Freundes gröblich

carikirt nachgeahmt war. Der Zeitzer, der ungefähr die untersetzte Statur des Danksagenden hatte, trug dies gegen Abend in die Expedition des Wochenblattes mit der Bitte, es abzudrucken und ihm zu Kirchenrath Matthiä die Rechnung zu übersenden. Am nächsten Tage kam richtig der Junge aus der Druckerei mit dem Wochenblatte und einer Note, 15 Groschen Insertionsgebühren. Das Inserat lautete wie folgt unter der Aufschrift:

Danksagung.

„Einsam saß ich auf meiner Stube, als mir von unbekannten Gönnern und Freunden durch die Stille der Nacht ein feierliches Lebehoch erschallte. Gerührt von dieser Beileidsbezeigung Ihrer Liebe statte ich Ihnen meinen ganz gehorsamsten Dank ab und empfehle mich und meine geistigen Embryonen Ihrer fernern Wohlgewogenheit und nachsichtsvollen Aufnahme, auch wenn mich Altenburgs Mauern nicht mehr umschließen. Dieser schöne Beweis von Achtung wird mir ein Sporn und Stachel sein, mich durch Fleiß und Sittsamkeit ferner auszuzeichnen.

Moritz Christian Facius, Belletrist."

Facius wollte den Maleficanten, der ihm das gethan, mindestens umbringen. In der Expedition des Wochenblattes blieb man dabei, er habe es ja selbst zum Einrücken gebracht. Die Bekannten lachten, die gute Stadt redete ein Langes und Breites davon. Als Ausbringer des Lebehochs fiel ein Verdacht auf mich, und der Kirchenrath forderte mich auf sein Zimmer zu einer scharfen Inquisition. Ich konnte mit gutem jesuitischen Gewissen

versichern, daß ich den Artikel nicht geschrieben habe. Als er sich aber damit nicht abfinden ließ, sondern auf den Begriff der intellectuellen Urheberschaft gerieth, mußte ich freilich bekennen. Die Unterlippe zitterte schon ein wenig. Da stellte ich vor, wenn jetzt meine Schuld an den Tag käme, es würde Mord und Todtschlag auf unserer Stube geben. Dagegen, wenn der Zorn etwas verraucht sei, wollte ich's in guter Stunde einmal dem Vetter Facius gestehen, und wir würden darum doch gute Freunde bleiben. Das fand denn auch der Kirchenrath nicht ganz unvernünftig, und so ist es geschehen.

Zumal sich bald nachher ein anderes Ereigniß mit dem Betreffenden ergab. Er aß alle Sonntage im Hause eines angesehenen Kaufmanns, mit dem er ein wenig verwandt war, diese Verwandtschaft hielt er sehr werth und hat daher den Namen des Vetter Facius erhalten. In dieser Familie blühte eben die Tochter heran, Pauline, ein zartes, blondes Kind, der man die Reinheit und Güte des Herzens ansah. Zu dieser faßte der Vetter Facius eine Neigung, und bösen Beispielen in der Nähe folgend schrieb er an sie einen Brief, der in einige Verse, die ich dazu machte, eingewickelt wurde. Das sollte am Sonntage insgeheim übergeben werden. Dieses Geschäft wurde in unserer Stube verhandelt. Als er nun gegen Mittag seinen besten Staat anlegte, stellte ich halb im Scherze, halb aus wirklicher Sorge ihm die Gefahr dieser Unternehmung vors Auge. Das unschuldige Kind werde Prosa und Verse ihrem Vater überliefern, der werde ihm das Haus verbieten und künftig Sonntags ihm die Suppe sammt dem

Braten auf die Stube schicken. Dadurch doch sehr erschüttert, ist er zweifelhaft fortgegangen und hat den Brief richtig wieder mit nach Hause gebracht. Dieses Spiel ist fast den ganzen Winter jeden Sonntag aufgeführt worden, er hat sich einigemal verschworen, es doch zu wagen, dann wurden unsere Schilderungen der möglichen Folgen um so haarsträubender, immer war der Brief abends unverletzt wieder da. Zuletzt ist der Scherz verschwatzt und an Paulinen selbst gekommen, die ebenso freundlich als bestimmt warnen ließ, alte gute Freundschaft nicht zu Grunde zu richten. Da hat er sich als Philosoph und Christ gefaßt, rühmte sich auch gelegentlich, daß er nicht solche weibische Fesseln trage wie andere Leute. Er ist ein tüchtiger Pfarrer geworden, er hat auch die erste neuere Schrift über Melanchthon verfaßt und ein wackeres Buch über den Reichstag der Augsburgischen Confession.

In die vorgedachte apokryphische Schriftstellerei waren wir schon kurz vorher einmal gerathen. Aus demselben Jahrgange wie jene vergeblich Verehrte war eine andere schon reicher entfaltete Mädchenknospe aufgewachsen, deren munteres Wesen Geist verheißend unsere Aufmerksamkeit zuweilen von den Historien des Tacitus, sogar vom Oedipus auf Kolonos abzog. Ich war gegen Abend bei Robert, als uns der böse Geist eingab, an diesen anmuthigen Backfisch einen Liebesbrief unter dem Namen unsers Dritten zu schreiben. Es war die Lust des äußersten Gegensatzes zwischen beiden, die uns diese Thorheit so komisch vorspiegelte; wir wollten sehen, wie die beiden unbewußt betheiligten Personen sich dabei benehmen würden. Robert

schrieb, ich gab meinen Senf dazu, des Buschlöwen Art und Stil ein wenig nachäffend, aber so pedantisch und trivial als möglich, anhebend „angebetete Luise“ bis zum Misbrauche des großen, jetzt bestrittenen Spruches. Dazwischen: „In drei Jahren hab' ich ausstudirt.“ Zum Schluß ein abscheulicher Vers, meines Erinnerns, aus der Asiatischen Banise:

Nun, Göttin, sprich mein Urtheil, nur kein Nein.
Eine Antwort, wer könnt' glücklicher als ich sein.

„Mit innigster Verehrung und Hochachtung ersterbe ich Ihr Sie ewig liebender Ferdinand Herbst, Gymnasiast.“

In einer halben Stunde war das lachend geschrieben, Robert vermummte sich ein wenig, streute Mehl auf seine rothen Backen und trug den Brief an seine Adresse. Am zweitfolgenden Abende kam ein Brief an den Gymnasiast Ferdinand Herbst von dem Vater der jungen Dame, einem höhern Beamten:

„Sie haben meiner Tochter Mittheilungen machen wollen, die glücklicherweise eher in meine Hände gelangt sind als in die meines Kindes; ich sage glücklicherweise, weil dieser Zufall mich in den Stand setzt, Sie, junger Mensch, vor einer Unbesonnenheit zu bewahren, und was mir noch mehr am Herzen liegen muß, meine Tochter vor den Folgen Ihrer Unbedachtsamkeit zu schützen, so sehr dieselbe zur Zeit als Kinderei betrachtet werden kann. Allein was soll ich von einem Schüler denken, der seine kostbare Zeit an solche Stilübungen verschwendet, wie dieses lächerliche Billet an ein Mädchen von

15 Jahren.*) Es sollte mir weh thun, wenn wirklich «die liebefunkelnden Augen» meiner Tochter Ihnen den Muth gegeben hätten, solche Aeußerungen sich zu erlauben, doch bin ich des Vertrauens meines Kindes zu gewiß, als daß ich nicht überzeugt sein sollte, sie würde mir, wenn diese Epistel zuerst in ihre Hand gekommen wäre, diese selbst gegeben und mich gebeten haben, sie vor dergleichen Insolenzen zu schützen. Schämen Sie sich also und blasphemiren Sie den ehrwürdigen Luther nicht wieder, daß Sie gleich ihm einem Mädchen gegenüber sagen: hier stehe ich u. s. w." Und so fuhr dieser verständige Brief noch eine Weile fort, unserm Freunde gehörig den Kopf zu waschen, doch milder am Schlusse ankommend: „So sehr mich übrigens freut zu hören, daß Sie fleißig, nicht ohne Kenntnisse sind und Hoffnung für die Zukunft geben, so unangenehm ist es mir, daß Sie mich veranlaßt haben, Ihnen, den von Person ich gar nicht kenne, die Wahrheit ernst gesagt haben zu müssen. Ich hoffe zu Ihrer eigenen Ehre, daß Sie, wenn auch nicht jetzt vielleicht, doch einst mir es danken werden."

Herbst war wie im Traum über diesen Brief, den er mir sogleich mittheilte. Da war die Schelmerei freilich nicht zu verleugnen, über die er sehr bös wurde. Indeß stellte ich ihm vor, er sei doch in der Sache so unschuldig wie ein neugeborenes Kind, er müsse sich sogleich dort melden lassen, nachweisen, daß irgendwelche böse Buben

*) Sie ging nach ihrer eigenen Versicherung doch stark ins sechzehnte.

diesen Streich gespielt hätten; das sei ja eine vortreffliche Gelegenheit, eine herrliche Bekanntschaft zu machen und seine soliden Grundsätze auszukramen. So ward es zu seiner vollen Zufriedenheit ausgeführt und die Uebelthäter blieben verborgen, bis ich nachmals selbst es derjenigen bekannt habe, der es am wenigsten hätte bekannt werden sollen, und die es doch geheim halten mußte.

Etwa im 16. Jahre war mir die Lust zur Poesie erwacht, und bald wurde mir alles zum Gedicht. Vieles kleine Gelegenheitsgedichte, nicht eben bestellte, doch ging mein eigentliches Absehen auf die Tragödie, mein erstes Stück Coriolan. Als ich dann Shakspeare's „Coriolan" kennen lernte, war ich doch unverschämt genug, den meinen nicht ins Feuer zu werfen, ich fand jenen nur römischer, antiker, den meinen italienischer, moderner. Am Jubelfeste der Reformation 1817, am Schulactus, war mir ein deutsches Gedicht zur Feier Luther's übertragen. Ich habe das, wie so manches, wo man recht heimlich und innerlich sein wollte, auf der Rasenbank gemacht. Ich finde in den holperigen Versen noch heute die Gefühle des Protestantismus und statt des Lutherthums die Lutherliebe, wie nach so vielen Jahren in der Prosa meiner Polemik. Dazu fallen mir in dem Ueberblicke von Luther's Thaten die damals wol sorglos hingeworfenen Zeilen über sein Wartburgsleben auf:

> Er trägt mit festgediegnem Sinn
> Der heil'gen Schriften alte Sprache,
> Des Christenthums geweihte Sage
> In unser liebes Deutsche hin.

Auf dem Gymnasium bestand eine altväterliche Sitte, daß am Tage vor dem Actus, wie er sonst alljährlich gehalten wurde, bei der Hauptprobe die Schüler sich maskiren und mit allerlei Thorheiten versuchen durften, die Recitirenden irrezumachen, damit diese, wenn sie das bestanden hätten, desto sicherer wären. Eine Maske, die mir sonst nichts anhaben konnte, stach mich mit einer Nadel in die Wade; da drehte ich mich um und gab ihr, im vollen Pathos fortsprechend, eine Ohrfeige, daß es klatschte.

Am Abende des hohen Festes hielt das Gymnasium einen Fackelzug und Herbst sollte auf dem Markte die Festrede halten. Es war bedeutungsvoll für seine Zukunft, daß sein Gedächtniß zur Ehre Luther's ihn gänzlich im Stiche ließ. Ernst Förster, der am Morgen das andere deutsche Gedicht im antiken Versmaße trefflich recitirt hatte, deckte mit der Fahne die Scene, Robert leuchtete mit einer Fackel, und ich hinter dem Redner mit der Handschrift mußte Wort für Wort vorsagen, was er mechanisch nachsprach.

Eine ideale Liebe war mir damals neben aller muntern Thorheit hergegangen. Ich nannte sie Maria, und so hieß sie auch in der Wirklichkeit, nur noch mit einem Häkchen daran. Sie war blond, schlank aufgewachsen, ich fand sie der Holbein'schen Madonna in Dresden ähnlich. Sie war der Meinung, daß in ihrem zwanzigsten Jahre sie sterben werde, eine zarte seelenvolle Schönheit. Ihr älterliches Haus in der engen Brüdergasse dem Directorialgebäude gegenüber. Ich konnte mir's nach wenig Jahren über=

legen, daß es doch eigentlich nur die Liebe und Poesie selbst war, der ich in ihr huldigte, und es ist mir ein erträglicher Schmerz gewesen, als ich erfuhr, daß mein Stubenbursche Planitz mir zuvorgekommen sei. Unser Uebermuth hat sich einmal auch daran gewagt. Wir hatten ohne weitere Absicht einen besonders gelungenen „Krautpöpel“, wie die altenburger Bauern solch eine plastische Gestalt nennen, welche sie zum vermeinten Schrecken der Sperlinge ins Gerstenfeld stecken, entführt und mit nach Hause geschleift. Den stellten wir an das Fenster, an welchem das Pult unsers beglückten Genossen stand, sodaß die beiden Stecken, welche mit Lumpen behangen die Arme vorstellten, sich wie zur Umarmung nach dem Gegenüber ausstreckten. Als Planitz nach Hause kam und den Frevel übersah, gab es ein kleines Handgemenge zur Beschirmung unsers Götzenbildes, das doch endlich von dem Erzürnten die Treppe hinuntergeschleudert wurde, hier aber, um das Unheil voll zu machen, dem Kirchenrath entgegenflog, der, von dem Kriegslärm aufgestört, am Fuße der Treppe erschienen war und ohne sich irgendwie auf den alterthümlichen oder symbolischen Charakter dieser romantischen Figur einzulassen, sämmtliche Betheiligte sehr unfreundlich zur Ruhe verwies.

Aber so unselbstisch war jene Sängerliebe, daß ich, berechtigt in dem Hause gegenüber Verwandte zu besuchen, selbst einen Brief bestellt habe, den das Ideal auf der Treppe vorüberschwebend mir reichte. In dem Umschlage an mich war zu lesen: „Im Vertrauen auf Ihre Freundschaft für meine Freundin, denn auf die, welche Sie für

mich fühlen, darf ich wol nicht viel bauen, wage ich eine Bitte. Uebergeben Sie die beigeschlossenen Zeilen. Schweigen Sie! sonst — ich kämpfe mit Ihren eigenen Waffen gegen Sie. Verrathen Sie mich, so verrathe ich Sie."

Die Freundin, das ist eine verwunderliche Verwickelung, war eben jene Luise, mit der ich bald nach dem unglücklichen Herbstbriefe in ein Huldigungsverhältniß gerathen war. Es wurde eigentlich nur in Briefchen geführt, zu denen wir eine dienstfertige Gelegenheit fanden. Wenn ich's vor mir entschuldigte als neben der idealen die irdische Liebe, so war doch auch die sehr unschuldig. Luise sang zuweilen mit ihrer hübschen Stimme zur Guitarre bei ihrer Freundin uns gegenüber. Es glückte ein einziges mal sie aus einer Gesellschaft abends nach Hause zu begleiten, da hat sie mir das Geständniß jenes Briefes abgepreßt, der ihr doch nicht so ganz fremd geblieben war, und ich erhielt dafür die wohlverdiente Strafpredigt, wenn auch in anderm Tone, als ihr Vater sie unserm Freunde gehalten hatte. Ich habe ihre Lippen nie berührt, die doch sehr reizend waren. Die Mutter hat einmal den einen Theil der Correspondenz aufgefunden. Sie hat gesagt: „Er ist ein Schwärmer, schade nur ein Schüler!" und von den Thränen des Kindes gerührt, hat sie es dem Vater nicht eröffnet.

Es lag ein erstes holdes Glück in diesem Bunde, aber es war seiner Natur nach vergänglich, und so ist es nach der persönlichen Entfernung bald zu einer freundlichen Erinnerung geworden, die doch träumerisch noch lange mir durch die Seele zog. Inhaltvolle Jahre waren vorüber,

als ich einmal auf der Durchreise die nun verwitwete Mutter besuchte, und die Tochter, hier selbst als Gast, traf, seit Jahren schon würdig und glücklich vermählt, eine junge, schöne Frau. Wir waren den Abend zusammen, leise klangen die Erinnerungen an Vergangenes an, sie sang noch einmal zur Guitarre die alten einfachen Lieder, die mich einst beglückt hatten: „An Alexis send' ich dich" — „Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage" — „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein." Sie ist jung gestorben. Ernst Förster hat sie noch in der Zeit, als etwas von ihr mein war, gezeichnet und ihre Mutter das Bildchen mir nachmals geschenkt.

Er selbst, an Leib und Seele reich begabt, gehörte jedem von uns drei Freunden in eigenthümlicher Freundschaft an, ohne daß doch unsere Dreieinigkeit zumal in ihrer nachfolgenden akademischen Entwickelung durch ihn überzählig geworden wäre. Er hat in Jena und Berlin Theologie studirt, ist aber durch ein früh angezeigtes Talent zur bildenden Kunst hingezogen mit der vollen technischen Fertigkeit des Malers der ausgezeichnete Entdecker und Geschichtschreiber der Kunstschätze von Italien und Deutschland geworden. Er war am frühesten mit mir verbunden, wie er's am längsten persönlich geblieben ist. Unsere Familien schon unvordenklich befreundet, die Väter benachbarte Pfarrer, seine Mutter lebte verwitwet mit ihren Kindern in Altenburg. Bald nach dem Reformationsjubiläum wurde beschlossen, mit Hülfe seiner ihm ebenbürtigen Schwestern einen Liederkranz zu bilden, zu dem Robert und ich berechtigt erschien, die Damen gerade

die vorhin bezeichneten. Ich begrüßte den anmuthigen Kreis mit einem hochfliegenden Willkommen, Robert recitirte Goethe's hohes Weihelied, Ernst beschloß mit einem guten poetischen Spruche von Herzensreinheit und Poesie, indem er uns das Zeichen des Liederkranzes überreichte, ein mit weißer Seide umwobenes Epheublatt; dazwischen sangen die Damen zur Guitarre. Es waren zwei gar schöne Abende; da haben sich nicht ganz unberechtigt, unserer Poesie wenig vertrauend, die Mütter dazwischengelegt.

Mit den deutschen Classikern hatte ich bereits gute Freundschaft geschlossen, soweit eine unerfahrene junge Seele sie zu verstehen vermochte, und ich fing an, mich im modernen Auslande umzusehen. Als der Director mich einmal traf, daß ich einen Roman von Fielding in französischer Uebersetzung las und er mich auslachte über diese Geschmacklosigkeit, begann ich englisch zu lernen, indem ich eine Uebersetzung des „Vicar von Wakefield“ niederschrieb.

Ostern 1818 ging Herbst zur Universität, Robert vorläufig zu seinem Vater. Ich hatte mir's ausgebeten, den Sommer noch in Altenburg zu bleiben. Der Director hatte nichts dagegen, daß ich sein Haus verließ, da ich ein Gartenhäuschen in einem einsam gelegenen Baumgarten aufgespürt hatte. Zuerst ging's etwas bitter. Ostern war früh gefallen, der Garten lag voll Schnee, ein Ofen fand sich nicht in meinem luftigen Stübchen, und ich habe wol vierzehn Tage mein Heimwesen im Bette gehabt und mit Handschuhen schreiben gelernt. Als aber der Mai kam und die Bäume abermals weiß wurden, war es desto schöner. Ich war der Primus im Gymnasium und man

sah mir nach, daß ich manche Schulstunde gar nicht mehr besuchte, zumal seit ich dem Director eine metrische Uebersetzung der Elektra und der Alkestis des Euripides, dann auch den Ajas des Sophokles gebracht hatte, darin das Versmaß der Chöre, wenn auch sehr mechanisch, nachgebildet war. Matthiä gab mir es mit dem Waidspruche zurück: nonum prematur in annum! Es ist auf immer im Pulte liegen geblieben.

Was dieses Sommerleben eigentlich im Sinne hatte, war ein neues Trauerspiel. Als ich zur Weihnachtszeit in der „Minerva", einem Almanach, „Die Wiedereinsetzung des Hauses Oranien von Kähler" las, war mir's wie ein Gestirn am Horizont aufgegangen und mit frommer Dankbarkeit empfangen, denn so bewegt war ich, daß ich auf die Knie fiel: „Segne mich, himmlischer Vater, daß ich schaffe wie du!"

Ich hatte dann zum Verwundern des Directors, was ich mit holländischer Geschichte zu schaffen habe, Quellen studirt, soweit sie auf der herzoglichen Bibliothek zu erreichen; mit dem Frühling begann das Werk. Sein Gegenstand, der Tod der beiden niederländischen Staatsmänner Cornelius und Jan de Witt. Seine Idee, der Untergang der demokratischen Republik durch den Demos selbst und das siegreiche Aufkommen der fürstlichen Gewalt. Jene dargestellt in den beiden Brüdern, diese in Wilhelm von Oranien, daher wegen des Auf- und Niedersteigens der beiden Gewalten nannte ich das Stück die „Wage". Die Charaktere der de Witt, strenge, altrömische Geistesgröße, nur in verschiedener Steigerung, waren durch die Geschichte

gegeben und wol auch unschwer in der Dichtung darzustellen. Wilhelm von Oranien möchte sich am wenigsten in meinem Gebild erkannt haben, ich konnte nur den fürstlichen Jüngling brauchen, dem durch das ruhmvolle Andenken seiner Ahnen, durch geniale Begabung, Volksliebe und Glück alles zufällt. Die Vermittelung vollzieht natürlich eine Tochter des Cornelius, Maria, die vom Prinzen Geliebte, durch deren Untergang mit ihrem Hause er doch auch dem Schicksal sein Theil bezahlt. Den Schluß des Dramas bildet die Gesandtschaft, allerdings sehr stark aus der Ferne der Zeiten herübergreifend, welche dem Prinzen-Erbstatthalter der niederländischen Republik die Krone von England überbringt.

Es waren glückliche Tage und Nächte, als mir im guten naiven Glauben an meine Begabung dieses Gedicht allmählich Gestalt gewann. Einmal in einer Sommernacht saß ich bei der Lampe so ganz vertieft in diese dramatischen Gestalten, da wurde mir's wundersam zu Muthe wie rosiges Licht und süße Töne. Als ich aus dem Traumleben mich aufraffte, war der Morgen angebrochen und die Vögel im Garten sangen.

War meine poetische Neigung zunächst sentimental, so doch auch patriotisch. In der Zeit der Freiheitskriege war ich zum ersten Bewußtsein allgemeiner Angelegenheiten gekommen. Ich hätte gar zu gern den Krieg mitgemacht. Als einige der ältern Schüler es thaten, sagte der Director einmal spöttisch zu mir: „Nun, Sie werden doch nicht mit fortgehen?“ Ich war damals noch klein, wenig unter seiner Größe, und antwortete: „Ich fürchte nur, sie nehmen uns

beide nicht an." Es hat mir doch so lange auf der Seele gelegen, daß ich um ein paar Jahre zu klein war für diese große Zeit, bis die große Zeit noch einmal kam und statt des alten Vaters die Söhne alle drei ins Feld zogen. Mein dichterisches Wirken dachte ich mir zur Verherrlichung des Vaterlandes, um wie Schiller große Gedanken und hohe Gefühle unter mein Volk zu bringen. Wir zündeten zum 18. October das Flammenzeichen an auf den baditzer Schanzen, wir lasen mit Entzücken Kieser's Schrift über das Wartburgsfest, von Jena kamen einzelne Kunden vom neuen Schwunge des Studentenlebens, und im letzten Sommer schrieb Herbst über die Stiftung der Burschenschaft in Leipzig. Diese liberale Gesinnung war durchaus loyal, ja royalistisch. Ich habe das ganze sächsische Leid über die Theilung des Landes mit empfunden und einen herzlichen Aerger an dem preußischen Kukuk gehabt, wie man das neue Wappen am Thore der alten sächsischen Städte nannte. Wir Schüler aus dem königlichen Sachsen begingen das Säcularfest unsers Königs, Friedrich August des Gerechten, mit großer Lust und Andacht. Abends hatten wir die Fenster in meiner alten Wohnung illuminirt, in der Mitte ein Transparent: unter einer sternumkränzten Krone stand: patri patriae salus ac fides aeterna! darunter ein Palmenzweig und eine untergehende Sonne. Ich schrieb ins Tagebuch: „Segensreich wie ihr Lauf war sein Leben, es wird so schön auch untergehn."

Wenn ich meine Zukunft als Dichter dachte, so war das doch nur die Blüte des Lebens, nie war mir ein eigentliches Literatenleben in den Sinn gekommen. Noch

kindischen Neigungen und zufälligen Anlässen gehörte der Einfall, ein Gärtner, dann ein Buchhändler, dann überhaupt ein Kaufmann zu werden. Ich habe immer gern etwas gegärtnert, mit einer Buchhandlung habe ich nachmals manches zu schaffen gehabt, am Kaufmann war eigentlich nur, freilich in sehr trüber Form, der Reisende gemeint. Aber jahrelang habe ich geschwankt zwischen Jurisprudenz und Theologie. Das Gewicht der erstern lag im Vorbilde und im Zureden meines Pflegevaters. Er war dem Berufe des Pfarrers entschieden abgeneigt, der müsse heucheln oder verkümmern. Er stellte mir vor, wie allein der Jurist theilhabe an Ehre, Reichthum und freier Bildung der Welt. Ich war dafür nicht unempfindlich. Dazu kam noch etwas Besseres. Es schien mir eine Sache der Pietät, wie bisher meist ein junger Jurist in der Expedition meines Pflegevaters gearbeitet hatte, sein treuer Gehülfe zu werden, vielleicht die Stütze seines Alters. Ein wenig mehr natürliche Neigung gehörte der Theologie, d. h. dem künftigen Leben eines Landpfarrers, aber durchaus kein Enthusiasmus.

Ich war nicht in hochkirchlichen Gefühlen und Formen erzogen, doch in frommer christlicher Sitte. Mein Denken über die großen Gegenstände des Glaubens hatte sich ungehemmt entwickelt, und nach einem kurzen Scrupel in der Confirmationszeit über das Heilige Abendmahl hatte ich mich immer heimisch im Christenthum gefühlt, nach seiner milden, menschlichen Seite hin.

Meine liebe Mutter las regelmäßig mit den Schwestern den Morgen- und den Abendsegen, aber Witschel's ziemlich

liberale Poesie that ihr volle Genüge, und als ich Gelegenheit fand, ihr die „Stunden der Andacht“ anzuschaffen, die ich selbst nie gelesen habe, hat sie daran sich wol so herzlich erbaut, als in guten und trüben Tagen die kleine Königin von England.

Noch aus der ersten Zeit meines Tagebuchs finde ich zu dem Tage, als das Gymnasium gemeinsam zum Heiligen Abendmahl ging, bemerkt: „Wie mag ich Gott danken, daß ich ein Christ bin, und geboren in dieser Religion, die allein den Menschen mit dem Menschen, mit der Natur und mit Gott versöhnt. Ist mir Jesus nur ein Mensch, in welchem Gott sich herrlicher offenbarte, so lieb' ich den Bruder inniger, so bewundere ich seinen Opfertod gründlicher, so ring' ich freudig den Kampf des Lebens, denn was mir die Brust durchstürmt, das hat auch er gefühlt, das hat auch er besiegt, und begeistert folge ich seiner Bahn. Bildlich schwebt noch immer Gott mir vor wie ein guter Vater, ich blicke betend zum Himmel und falte die Hände; das sind alte liebe Gebräuche, dem Kinde gewohnt, dem Jüngling heilig, aber in der ganzen Natur erblick' ich Gott und in mir ehre ich ihn, denn er ist alles.“

Doch war diese junge Weisheit nicht bedenklicher zu nehmen, als wenn etwa der weise Sirach schreibt: „So viel wir reden, erreichen wir's nicht, und der Worte Summa: Er ist alles.“ Ich erkenne darin die Einwirkung meines Pflegevaters. Seine Jugend war in Lessing's Zeit und in Goethe's Jugend gefallen, zeitweilig verbunden mit den ersten Geistern jener Zeit, war ihr Streben in sein Inneres aufgenommen und unter glücklichen Verhältnissen

seines Aufenthalts in den nordischen Reichen gepflegt worden. Nach seiner Rückkehr in die Heimat unter kleinliche Umgebungen war er auch diesen einigermaßen verfallen, doch theilten sich in sein Zimmer Actenstöße mit chemischen Apparaten, und die Natur blieb ihm die Vertraute, mit deren geheimnißvollen Geistern er vertraulich umging. In dieses Naturleben war ich mit meinem poetischen Gefühl leicht hineingezogen, aber ich war fern davon, aus diesem Innesein Gottes in seiner Welt Folgerungen zu ziehen gegen das, was über die Natur und über den Erdball hinausreicht. Wie ich 1810 der Mutter aus Altenburg geschrieben hatte, als wir um das frühe Scheiden meiner Schwester Julie trauerten: „Der Tod ist nur Veredelung der menschlichen Natur", so schrieb mir mein Pflegevater schon bejahrt und von schwerer Krankheit genesen: „Ich stand auf der Schwelle. Geht die Thür auf, so liegt eine andere Welt vor, und ich freue mich, daß ich diese Probe bestanden. Mit der frohen Erwartung der Kinder stand ich an der Thür, wenn drinnen Vater und Mutter die vielen Lichter anzünden. Ich träumte von hohen Einsichten, vom Wiederfinden geliebter Personen und mit Freuden hätte ich den Engel des Todes umarmt."

Als ich während des letzten Sommers einen Ausflug nach Jena machte und an dem Sonntage, an welchem die Schule in Altenburg zum Abendmahl ging, nach Zeitz kam, wo es sich traf, daß dasselbe geschah, hatte ich nicht Lust, dem lieben Gott weiter aus dem Wege zu gehen, und schloß mich an die zeitzer Schulgemeinde an. Der Stiftssuperintendent Dellbrück, früher der Lehrer des Kron=

prinzen, hielt die Predigt über die Bekehrung des Paulus, und da ihm bei der heiligen Handlung der Fremdling aufgefallen war, ließ er mich am Nachmittag zu sich rufen und redete mir ganz gemüthlich zu Herzen. Ich habe daran erinnernd acht Jahre nachher ihm meine Dogmatik gesandt. Doch hat er nicht darauf geantwortet. Da mir dieses Schweigen wehe that, habe ich mir das manchmal vorgehalten, wenn ich keine Lust hatte auf ein freundlich eingesandtes Buch zu antworten; und doch habe ich auch manchmal die Antwort vergessen.

Voßens „Luise“, selbst die etwas weichlichen „Glockentöne“, die ich damals las, stimmten zu meiner pastoralen Neigung. Dennoch der väterlichen Einwirkung nachgebend, habe ich in Leipzig mich als Student der Rechte einschreiben lassen, dieses schon ein Jahr vor meinem wirklichen Abgange vom Gymnasium, wie das üblich war, um für die königlichen Stipendien allmählich vorzurücken. Ich könnte mich allenfalls auch in einer juristischen Bahn denken, meine Neigung für kirchen- und staatsrechtliche Studien gehört dieser Richtung an, und ich hätte mir dann wol an Feierabenden mit der Theologie zu schaffen gemacht.

Zur Entscheidung ist es durch etwas gekommen, was so gar nicht in der Sache selbst lag. Mein Pflegevater hielt dafür, man müsse zuerst praktisch das Rechtswesen treiben. Ich habe daher einen großen Theil der letzten Schulferien auf seiner Expedition zugebracht. Die Rechtssachen, von denen ich da doch nur die Einleitung mit anhörte, interessirten mich. Dazwischen aber hatte ich langweilige, wol schon damals veraltete Bücher von Klagen,

Einreden und Läuterungen zu lesen, die mir das Studium der Rechte gänzlich verleideten. Andererseits wie ich ein Dichterleben für meine Bestimmung hielt, schien mir das ländliche Pfarrhaus dafür die rechte Stätte. Dazu kamen die Erinnerungen meiner Familie, und schon in dem Pathenbriefe, den meine nachmalige Pflegemutter vom 26. August 1800 für den Täufling geschrieben hat, heißt es: „Folge dem Beispiel deines Vaters, begründe und verbreite die Lehren unsers göttlichen Heilandes.“ So hat mich Gott mit verbundenen Augen zu meiner Bestimmung geführt.

Die Rasenbank schenkte ich, so wenig sie mein war, an Marie und Luise. Am 1. October ging ich den oft betretenen Weg nach Penig, und wie ich noch einmal mich umwandte nach den Thürmen von Altenburg, die im Nebel versanken, war es, als flüstere eine Stimme:

Unser schönstes Glück ist nur ein Traum,
Und nichts bleibt uns als die Erinnerung von sel'gen Tagen.

Drittes Kapitel.

Der leipziger Student.

Michaelis 1818 bis Ostern 1821.

Als ich in den letzten Octobertagen nach Leipzig kam, geschah's nicht in der Freudigkeit, mit der insgemein die Jugend sich vom Schulzwange erlöst sieht. Ich hatte den in Altenburg nicht gefühlt und der Abschied war mir schwer geworden.

Nur auf die 50 Thaler des seligen Grafen gestellt, sah ich einiger Hungersnoth entgegen, auch bin ich wirklich zuweilen mit noch recht gutem Appetit zu Bett gegangen, und mußte mich entschließen, ein Lieblingsbuch, die schöne Wolf'sche Ausgabe des Homer, eine Schulprämie, zu verkaufen. Wohnung war mir ausgemacht im alten Paulinum, auch genannt die Finkenburg. Dies war ein Klostergebäude, die Erbschaft von Bettelmönchen, immer eine kleine Stube mit Kammer, die man für jährlich 10 Thaler an arme Studenten vergab. Diese wurden Paulinermusen genannt, sie standen als unter dem Joche der Armuth mit

den gelegentlichen Zuthaten derselben nicht in besonders studentischem Ansehen. Vom Prälaten Tittmann, dem ersten Professor der Theologie, ward erzählt, daß er seine dogmatischen Vorlesungen jedesmal mit dem Gleichniß anhebe: „Meine Herren, die Dogmatik ist wie das alte Paulinum, jedes Jahr wird an dem morschen Bau renovirt, aber es kommt nicht zu dem nöthigen Neubau.“ Zum Neubau des Paulinums ist es doch gekommen, es nahm die Stelle ein, wo jetzt das große Universitätsgebäude steht. Die Stube, in die mich ein älterer Student aufnahm, lag in den Hof hinaus, wo man nicht ein Stückchen Himmel sah, und die Sonne hat nie hineingeschienen. Auch die flache Gegend um Leipzig that mir weh, bis ich merkte, daß die einsamen Waldwiesen des Rosenthals mit ihren alten Eichen den Hügeln von Altenburg wenigstens gleichstünden.

Ich hatte mich, als sich von selbst verstehend, sogleich zur Burschenschaft gemeldet. Der damalige Sprecher, Leopold Haupt, hat mich in der allgemeinen Versammlung zu Stötteritz aufgenommen, denn bereits mitunter bedroht, wurden die Versammlungen in benachbarten Dörfern gehalten. Mein Pflegevater war heftig eingenommen gegen diese Verbindung, welche sich einbilde, die Welt reformiren und mit ihrem Unsinn die Fürsten meistern zu können. Er hatte versucht mir in Leipzig einige Unterstützungen zu verschaffen. Einer der angesprochenen Wohlthäter hatte im schwarzrothgoldenen Bande, das ich trug, den Grund oder den Vorwand zur Ablehnung gefunden, und der besorgte Vater forderte jetzt unbedingt, daß ich dieser elenden

Verbindung absage, falls ich nicht ganz hülflos bleiben wolle. So bedrängt dachte ich, daß der Einzelne allenfalls der Sache treu bleiben könne ohne die Form. Bei meiner Entlassung in einer Vorstandssitzung mochte ich doch sehr schmerzlich über den auf mir lastenden Druck gesprochen haben, sodaß mein Ausscheiden zugleich als ein Festhalten angesehen wurde und Haupt mir bald näher trat. Er gebot über eine anziehende, von poetischer Stimmung getragene Beredsamkeit, trug sich mit dichterischen Entwürfen und hatte einen Kopf, wol mit etwas absichtlich in diesem Sinne gepflegtem Barte, den man nicht ganz unberechtigt nach der kirchlichen Ueberlieferung einen Christuskopf nannte.

Auch die alten Freunde waren wieder beisammen, doch war dieses Glück nicht ohne einiges Leid für mich. Eines Tages kam Herbst zu mir ganz verstört und redete wilde Worte, wie doch alles nichts sei, er wolle diesen Unsinn noch eine Weile studiren, um sich über die Welt lustig zu machen und dann davongehen. Vergebens war alle Gegenrede wider eine Anschauung, die seinem eigenen Wesen, die allem, was uns so lange in Freundschaft verbunden habe, entgegengesetzt sei. Am nächsten Tage auf dem Fechtboden schlug er so wild auf mich los, daß ich Mühe hatte mich zu schützen, und ihn mehrmals erinnern mußte, seine eigene Deckung nicht über dem wüsten Dreinschlagen zu versäumen. Ich sprach mit Robert, der hatte denselben Kummer über ihn, brachte mir sogar ein Blatt seines Tagebuchs, darin diese Verzweiflung an Gott und allem Guten in eine Art System gebracht war. Als ich

das doch nur für eine vorübergehende, unglückliche Verfinsterung seines Verstandes ansehen wollte, wußte mir Robert den Ort anzugeben, wo der Freund die Abende in übler Gesellschaft zubringe. Wir gingen zur bestimmten Stunde dahin, Herbst begrüßte uns mit trübseliger Lustigkeit und wechselte kecke Worte mit einem Schenkmädchen bedenklicher Art. Ich ging traurig hinweg und war unglücklich über den verlorenen Freund. So sind einige Tage hingegangen. Als ich endlich einmal im tiefsten Leide ihm zurede, da sieht er mich freundlich an und lacht. Alles ist eine Komödie gewesen, alles mit Robert verabredet. Sie hatten darüber gesprochen, ob es möglich sei, den liebsten Freund vom sittlichen Verlorensein des Freundes zu überzeugen, und der alte Neckgeist hatte das übrige gethan. In der Freude, den Vater Herbst wieder zu haben, vergaß ich gern das mir angethane Leid. Doch gab ich ihm auf den Kopf schuld, die eine Scene dieser Komödie sei ihm aufzuführen nicht schwer geworden, und bedenklich sei, den Teufel an die Wand zu malen.

Robert war schlank und kräftig herangewachsen, bereits zeigte sich auf dem Fechtboden die Kraft und Gewandtheit, deren akademischer Heros er geworden ist. Er wurde Flausch-Müller genannt, von seinem weißen Flausrocke, was mit Solo-Müller wechselte, von einem großen Windhunde dieses Namens, der sein steter Begleiter war. Als wir am 27. Januar 1819 recht munter miteinander fochten, geschah ihm das Unglück, mich ins linke Auge zu treffen. Es war ein heißer Schmerz, das Auge blutete und war verdunkelt. Der herbeigerufene Arzt erklärte: „Die Horn-

haut unmittelbar neben dem Augapfel ist verletzt, man kann für nichts stehen, es bedarf der tiefsten Ruhe und Dunkelheit für beide Augen." Robert und ich, wir fühlten uns gleich unglücklich, 14 Tage habe ich in der Dunkelheit gesessen, da erklärte der Arzt das Auge gerettet, nur ein kleiner, rother Punkt hart neben dem Augapfel ist geblieben und meine Augen haben bis heute wacker ausgehalten.

Ich war nach Leipzig gekommen jetzt mit dem Willen, Theologie zu studiren, und hielt mich von Gott berufen, sein Wort vom Heile seinen Kindern, insbesondere dem armen gebeugten Theile des Volks zu verkünden. Dies auf dem Grunde einer allgemein menschlichen Bildung zu thun, entsprach auch einer guten sächsischen Sitte. Doch begann ich sofort auf eigene Hand ein wenig Hebräisch zu treiben, das ich im vorigen Schwanken zur Jurisprudenz hatte beiseiteliegen lassen, auch ging ich in die Vorlesung über neutestamentliche Exegese zu Hofrath Beck, dem vielwissenden Gelehrten, von dem man sagte, daß er, durch nächtliche Studien krumm gezogen, neben sich selber hergehe. Er las über die Korintherbriefe. Das ist mir doch übel geglückt. Der Hörsaal war so besetzt mit festgenommenen Plätzen, daß ich mit einigen Genossen nur auf einem Bänkchen ohne Tafel davor unter dem Katheder Platz fand. Es war die Stunde um zwei, der Vortrag, obwol doctissimus Kuinœlius fortwährend citirt wurde und im besten Latein, doch nicht eben anregend, nach einer halben Stunde spätestens kämpfte ich mit dem Schlafe, dabei das Buch mitunter zur Erde fiel, was mich ärgerte und dem Gespötte aussetzte. Daher ich beschloß, die Vorlesung auf-

zugeben. Indeß war ich aufgeschrieben, sonach dem Honorar verpfändet. Damals bestand noch die Unsitte, das Honorar persönlich dem Docenten zu zahlen, auch um den Betrag zu handeln. Der alte, höfliche Herr war leicht bereit, mir die Hälfte zu erlassen, für das Ganze ging er hart daran, doch gab er auch das preis, als ich versicherte, die Vorlesung sonst aufgeben zu müssen; und so hab' ich undankbar sie dennoch aufgegeben, auch nachmals in meiner Armuth nie ein Honorar für Vorlesungen gezahlt.

Am Schlusse des ersten Semesters habe ich in Dölzig gepredigt, wo das Pfarrhaus mir befreundet war. Ich hatte, was ich so gar nicht verstand und nur gehörten Predigten nachmachte, blos für dies eine mal unternommen, um zu sehen, wie ich das lernen könne und wie mich's anspreche. Ich habe wenigstens für mich selbst mit rechter Andacht geredet, aber ich mußte mich sehr zusammennehmen in meiner Betrübniß, denn an demselben Tage, die Predigt war doch einmal bestimmt, wurde meine Schwester Charlotte begraben. Sie war viel geliebt worden. Zweimal hat sie's zur entscheidenden Werbung kommen lassen, da war sie plötzlich zurückgeschreckt. Wie sie mir das erzählte, ihrem Vertrauten von der Krankheit her, konnte sie das selbst nicht begreifen, denn es waren tüchtige Männer in glücklichen Verhältnissen. Als ich daran dachte, Jurist zu werden und unsers gemeinsamen Vaters treuer Gehülfe, hat der Gedanke zwischenein gespielt, daß sie mein Lohn werden könnte. Ich habe das doch als unverständiges Hoffen zurückgewiesen, ihr's nie ahnen lassen, auch hat

das brüderliche Gefühl immer die Oberhand behalten. Der sie endlich festgehalten, war den Aeltern nicht erwünscht. Das junge Paar lebte in Leipzig, ich brachte oft die Abende bei ihnen zu. Ihr zu früh geborenes Kind starb über der Taufe. An diesem Tage wurde mir der Stein des Ringes, den ich von ihr trug, und an der linken Hand, auf dem Fechtboden zerhauen. Ihrem Klärchen ist Charlotte nach wenig Tagen gefolgt.

So lag Trübsal genug auf dem ersten akademischen Semester. Im Spätherbst hatte ich die zerstreuten Blätter vergangener Tage gesammelt und alles reinlich in einem Bande zusammengeschrieben. Einiges Schalkhafte ist dabei, einiges trotzig Vaterländische, vorherrschend doch das zärtlich Empfindsame, in Lied und Romanze, in verschlungenen Reimen und in antiken Versmaßen. Der Gedanke es zu veröffentlichen, ist dabei gewesen, aber in einiger Scheu und in der Lust an Maskeraden, die mich lange verfolgt hat, auch wol in einer Ahnung, daß es mein eigener Nachlaß sei aus jungen Jahren, nannte ich's Hermann's Nachlaß, und eine Vorrede berichtet vom Leben und Sterben dieses Freundes, das eben nur das Rosenöl war des dichterisch und sehnsüchtig Hinsterbenden aus meinem eigenen Leben, ohne seinen Ueberschuß an munterer Jugendkraft.

Ich hatte schon mehrere Jahre an der linken Brustseite einen Dolch getragen, den die glauchauische Schwester, die auch meinen eiteln Wünschen gern nachgab, mir hatte machen lassen, wie sie von mir wußte, am wenigsten um jemand ein Leid damit zu thun; mir war's ebenso sehr ein Gefühl persönlicher Sicherheit als ein sicherer Todten-

führer, wenn das Leben gar zu trübe komme. Aber die jungen Damen in Glauchau, die das Geheimniß entdeckt hatten, ärgerten mich gelegentlich durch das Verlangen nach dem Dolche, um ein Butterbrot zu schmieren. Desto zustimmender ließ ich gelten, was solch ein frischer Mund mir hinwarf: zum Leben gehört nur Lust und Courage.

Als ich den ersten Korintherbrief auf eigene Hand zu lesen begann, kam mir der Gedanke eines kleinen christlichen Epos: das Christenthum im ersten Kampfe mit der altgriechischen Religion, als Märtyrergeschichte, die Personen erdichtet, nur im Hintergrunde die hohe Greisengestalt des Johannes. Ich las zur Vorbereitung Milton's „Verlorenes Paradies" mit reiner Lust, dann den „Messias", und es gehörte die ganze uns noch überlieferte Ehrfurcht vor Klopstock dazu, daß ich ihn bis zu Ende gelesen habe. Die Ausführung fiel in die Zeit der Gefährdung meines Augenlichts, und es war mir sehr tröstlich in diesem dunkeln Stilleben, als ich mit verbundenen Augen, dem innern Geisteslichte wehmüthig vertrauend, die Hexameter niederschrieb, deren Zeilen sich der nachmaligen Betrachtung nicht selten durchkreuzten. Den Gedanken des Gedichts, das ich den Glauben nannte, habe ich nach Jahren, als ich Châteaubriand kennen lernte, in der poetischen Prosa seiner „Märtyrer" wiedergefunden. Im Sommer 1819 trug ich mich mit dem Plane eines „Erbauungsbuches für Jungfrauen und Jünglinge", es ist aber nur eine schwunghafte Vorrede dazu geschrieben über die Einigung von Religion und Poesie.

Philosophische Vorlesungen habe ich bei Krug versucht, aber nicht ausgehalten. In den drei ersten Semestern hörte ich nur bei Amadeus Wendt, der Aesthetik und Psychologie sinnig vortrug; bei Heinroth Anthropologie, und seine geistreiche Weise zog mich so an, daß ich auch über die Nachtseite, über Seelenstörungen, wie er sie eintheilte in Tobsucht, Wahnwitz und Blödsinn, als entsprechend den drei Geistesvermögen und allein von der Sünde hergeleitet, ein ganzes Collegium absaß. Insbesondere war ich ein treuer Schüler des Ritters Hermann, wie er genannt wurde, mit solchem Eifer, daß ich bei einem Feste in Altenburg um Mitternacht den Ball verließ, um den Anfang von Hermann's Vorlesung über den Pindar nicht zu versäumen. In der Nacht verirrten wir uns, ich und mein Bruder, der in der Adlerapotheke als Lehrling stand, wir kamen an eine Mauer mit einem Thorweg, an den wir heftig pochten, um jemand zu erwecken, der uns den Weg zeige. Als alles stumm blieb, klimmte ich an der Mauer hinan, um in den Hof zu sehen. Ich sah nur Leichensteine, es war ein Gottesacker, an dessen Thor wir gepocht hatten. Es war mir so schauerlich, wie nach Jahren einmal in Sciacca, auf der Südküste von Sicilien, als ich aus Neugierde auf eine Mauer stieg, um in ein Klostergebäude zu sehen, und eine ganze Versammlung von Leichen in Kapuzinerkutten erblickte, die, dort in einer Kluft zu Mumien geworden, in dem Saale versammelt standen. Der unerwartete Anblick war doch in beiden Fällen nicht von trüber Vorbedeutung, wir konnten uns vielmehr an jenem uns nicht unbekannten Gottesacker orientiren und

als früh 10 Uhr Hermann mit seinen Sporenstiefeln aufs Katheder stieg, war auch ich auf dem Platze.

Meine häuslichen philosophischen Studien habe ich mit Krug's „Fundamentalphilosophie" angefangen. Das führte mich rasch zu Kant, ich habe die „Kritik der reinen Vernunft" mit ehrfurchtsvoller Scheu studirt, dann seine andern Werke. Danach zu Fichte. Den Stier gleich bei den Hörnern fassend, begann ich mit der „Grundlage der Wissenschaftslehre". Die Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen und des Gelehrten waren die Erholung von der harten Arbeit. Was man damals von Schelling kannte, schien meiner Naturanschauung zu entsprechen. Von Jacobi waren es die Resultate und die edle Form, die mich anzogen. Von Fries lernte ich nur das Studentenbuch „Julius und Evagoras" kennen: Todesliebe in des Lebens Freude. Ich machte mir sorgfältige Auszüge, aus der „Kritik der Vernunft" seltsamerweise lateinisch. Die philosophischen Studien erfüllten das ganze Jahr 1819 und wollten sich zu einer eigenthümlichen philosophischen Anschauung gestalten, welche ich niederschrieb als „Andeutungen zu einer auf das Kantische System gegründeten Harmoniologie". Es war auf der Grundlage der Erkenntnißlehre Kant's ein religiöser Ueberbau, der auch das innerste Leben der Natur und die Bedeutung des Staats erklären wollte. Ich hielt dafür, die Philosophie erfülle mich mit Ideen, die einst verwandelt aus dem Herzen hervorgehen sollten als heilige Bilder der Poesie.

Für diese und nachfolgende Studien half mir vornehmlich Lincke, der auch wissenschaftliche Bücher hielt, und seine Leihbibliothek wurde mir immer mehr statt der Vorlesungen

zur Universiiät. Einen andern guten Einfluß übte das Alte Paulinum. Dieses Universitätsgebäude hatte einen eigenen Nachtwächter, der besonders die Tabulate, so hießen die Stockwerke, als feuergefährlich zu begehen hatte. Da war denn üblich, daß man den Stubenschlüssel heraus ins Kamin legte, der Nachtwächter, bevor er abrief, im Sommer nach 3, im Winter nach 4 Uhr, schloß auf und weckte gegen eine vierteljährliche kleine Erkenntlichkeit. Im Winter setzte man vor Schlafengehen den Kocher mit Wasser in den Ofen, der an der Seite schräg gegen die Ofenthür eine Oeffnung hatte, aus dieser ließ man einen Span herausgucken, der mit dem Holz um den Kocher zusammenhing. Der Nachtwächter hielt seine Laterne an den Span, und rief dann eindringlich in die Kammer: „Stehen Sie auf, das Kaffeewasser wird gleich kochen!“ Ich war bis dahin ein Nachtschwärmer gewesen, auch im Arbeiten, jetzt gewöhnte ich mich an diesen Frühgottesdienst der Wissenschaft, und konnte dafür manche Nachmittags- oder Abendstunde, jetzt noch zu ästhetischen, später zu studentischen Zwecken leichtsinnig durchbringen.

Auch ließ mit der Zeit sich mancherlei freundlicher an. Ein anderer Student theilte mit mir sein Zimmer, das auf die andere Seite herausging, wo man Sonne und Mond aufgehen sah, ein Garten, damals im tiefen Stadtgraben, und die Lindenallee vor den Fenstern. Wir kamen gut miteinander aus, er stand nach 3 Uhr mit auf, legte sich aber gewöhnlich gegen 7 Uhr als sehr müde wieder zu Bett, und wie er als mein Erblasser dieser Wohnung hinwegzog, war mir's noch lieber. Ich bekam das könig-

liche Stipendium, 30 Thaler jährlich, eine große Hülfe. Die Bedingung war eine lateinische Abhandlung, eine Chrie, wie es genannt wurde, und vor der Empfangnahme jedes Quartals ein kleines lateinisches Examen, während auf dem Tische, hinter welchem die Examinatoren saßen, schon die blanken Thaler lagen. Das erste mal frug mich Tittmann nach irgendeiner Rechtsformel, und fuhr mich an, als meine Antwort stockte: „Sie wollen ein Jurist sein, und wissen das nicht!" So ergab sich, daß ich noch als Jurist eingezeichnet war. Auch in das königliche Convict rückte ich ein, und da ich unterdeß wie in Altenburg bei befreundeten Familien Tische erhalten hatte, zugleich mit mancher freundlichen Bekanntschaft, konnte ich den Mittagstisch, wie üblich, verkaufen, und war abends mit Brei und sogenanntem Convictschinken, einer guten Art Brot, wohl versorgt.

Zu Ostern war Herbst nach Jena gegangen, und da Robert sich ganz ins Studentenleben warf, war ich den Sommer wieder ziemlich einsam. Das Ziel meiner Abendspaziergänge war oft der Gottesacker eines der umliegenden Dörfer, am liebsten die Theklakirche, eine kleine alterthümliche Dorfkirche, die von ihrem Dorfe entfernt, nur von einzelnen Gräbern umgeben, in der weiten Ebene auf einem Hügel liegt. Wollte ich mir für einen Nachmittag eine rechte Güte thun, so habe ich da gesessen mit einem Buche von Jean Paul, der, schon von Altenburg her befreundet, mir jetzt in seinem Humor und in allen seinen Ueberschwenglichkeiten erst recht das Herz abgewann, wenn ich schon Goethe als den höchsten Meister verehrte, auch

sein späteres höfisches Wesen gegen Herbst vertheidigte, nur daß ich von der Gemessenheit seines Stils noch ohne Verständniß war. Ich hatte die Fähigkeit, auch im raschen Gehen zu lesen. Eines Tags, als ich nach Penig in die Ferien ging, es sind 12 ordentliche Wegstunden, las ich den ersten Theil der „Flegeljahre", und da Regen kam, mich's aber zu sehr interessirte um das Lesen einzustellen, sind die Blätter so eingeweicht und zusammengeklebt worden, daß Meister Lincke, der mir sonst manches Lesegeld überschlug, Ersatz forderte. Vor allem war der „Titan" mein Lieblingsbuch, und die dahinsterbende Liane verschwamm mir unmerklich mit Marien. Vor der Theklakirche mit einem Bande des „Titan" gelagert, habe ich an meinem 19. Geburtstage sinnend und ahnungsvoll in die Ferne geblickt, wenn ich auch nicht ein prophetisches Gesicht davon hatte, wie sich's nach mehr als einem Jahrzehnt erfüllte, daß die Glocken lauteten, der bekränzten kleinen Kirchthür ein Zug von Wagen nahte, im ersten mit mir eine holdselige Jungfrau saß, im blonden Haar den Brautkranz mit dem langen Schleier, und am Altar ein alter Freund Tzschirner's stand, bereit, den Segen eines ewigen Bundes über uns zu sprechen.

Ich steckte mir in diesem Sommer noch stolze Ziele. „Dichter, Philosoph und Theolog" — steht im Tagebuch — alle drei wollen ja eigentlich eins, nur auf verschiedene Weise, Lebensherrlichkeit, Wahrheit und Frieden der Welt zu bringen." Doch durch den jungen philosophischen Ernst etwas bedenklich geworden über den Dichter, beschloß ich meine Tragödie, „Die Wage", an Müllner zu senden, der

damals durch die „Schuld“ und durch den „Yngurd“, in welchem wir Napoleon's tragisches Geschick erkennen wollten, als der erste dramatische Dichter und zugleich als ein scharfer Kritiker galt. Ich schrieb ihm unter fremdem Namen, daß ich von Kind auf mich gesehnt habe nach der heiligen Kunst, und doch nun vom Zweifel angefallen werde, ob sie mir bestimmt sei. Er möge nach diesem Trauerspiel über mich sprechen, streng und ohne Mitleiden, ich wisse, daß allein für den Dichter Mittelmäßigkeit nicht gelte, besser daß ich jetzt aus dem Paradies verwiesen werde, als daß ich an das Unerreichbare meine Jugendkraft vergeude, und dann mir's der Cherub mit dem Flammenschwert auf immer verschließe.

Müllner hat geantwortet: „Mein Herr! Der Versuch, welchen Sie mir vertrauensvoll mitgetheilt haben, gehört der schwersten Gattung der Poesie an. Er enthält nichts, was mich bestimmen könnte, Ihnen die Beschäftigung mit der tragischen Dichtkunst zu widerrathen. Ihre Phantasie und Ihre Empfindung stehen in enger Wechselwirkung, sie erwärmen und entzünden sich eine die andere, und wecken einen Trieb, geistig zu schaffen, was die dürftige Wirklichkeit der sinnlichen Natur nicht gewähren kann. Das dünkt mich Anlage, und Anlagen soll man üben. Der Erfolg hängt von dem Ernst des Strebens und von den zufälligen Umständen des Lebens ab. Ueberdies — Ihr Herz schlägt warm für große weltbürgerliche Ideen; gesetzt auch, daß Sie nie dahin gelangten, wohin Sie wollen, immer wird es gut sein, daß der elektrische Stoff, den die Reibung der Idee mit der unschönen, eckigen Wirklichkeit des gesellschaft-

lichen Weltzustandes ununterbrochen häuft, von Zeit zu Zeit in die freie Sphäre der Phantasie sich entlade."

Ich hatte auch mein kleines Epos zu der Preisbewerbung getragen, die damals von der Brockhaus'schen Buchhandlung für eine poetische Erzählung in der „Urania" ausgeschrieben war, deren vorjährigen Preis Schulze's „Bezauberte Rose" gewonnen hatte. Es war das von mir ganz insgeheim geschehen und bis auf diese Stunde hat es niemand gewußt. Fast gleichzeitig mit Müllner's Brief erschienen die Urtheile über zahlreiche Preisbewerbungen, über die meine: „Die Form ist der Idee weit nicht gewachsen."

Da sind einige Luftschlösser zusammengestürzt. Ich sagte zwar zu mir: das waren Schularbeiten, ich werde Besseres machen. Aber wie jetzt in strenger Denkarbeit ich den Weg nachging, den der deutsche Geist durch die philosophischen Schulen gegangen war, wich die Muse still von mir zurück; ich meinte auf ein schöneres Wiedersehen.

Seit einem Jahre war ich nun Student. In der sittlichen Erstarkung, die im Zusammenhange mit der Kantischen Philosophie das für recht Erkannte unbedingt thun wollte, zumal auch die Wohlthäter, die nur an der Burschenschaft Anstoß genommen hatten, nicht aufzufinden waren, trat ich in dieselbe zurück mit dem Entschlusse, jedes Geschick mit ihr zu theilen.

Diese akademische Verbindung war am 12. Juni 1815 in Jena zunächst durch solche gegründet worden, die, aus dem großen Volkskriege zurückgekehrt, noch mit dem Ernste desselben ein vernunftgemäßeres vaterländisches Jugendleben

auf der Universität begründen wollten, und die Kraft hatten, mit dem Worte und mit dem Degen es durchzusetzen. Sie und von ihnen Angeregte waren eingetreten in die bestehenden Landsmannschaften, und hatten so den Beschluß derselben herbeigeführt, in ihrer Besonderheit sich selbst aufgebend zur allgemeinen deutschen Burschenschaft zusammenzutreten. Diese hat sich in den nächstfolgenden Jahren auf die meisten deutschen Universitäten verbreitet, im Kampfe mit den vorgefundenen Landsmannschaften, die damals großentheils nur mit der Absicht fröhlicher Geselligkeit unter Landsleuten und auserwählten Genossen eine despotische Herrschaft über alle andere Studirende beanspruchten, die Ehrbarkeit der Sitten oft verhöhnten, eine nur conventionelle Ehre auf den Schläger stellten und als echte Landsmannschaften sogar auf bestimmte Werbekreise geographisch beschränkt, die Zerspaltung Deutschlands an sich selbst darstellten, sodaß gelegentlich zwei Verbindungen Mann für Mann, je nach akademischen Jahren und Würden, ohne persönliche Beleidigung einander gegenübergestellt sich duellirten, was sie einen Kampf pro patria nannten.

Die Burschenschaft wollte auf jeder deutschen Universität sämmtliche ehrenhafte Studenten in ihr Recht aufnehmen und die Burschenschaften sämmtlicher deutschen Universitäten zu einer Einheit verbinden. Auch den Gegensatz des Protestantischen und Katholischen hatte sie überwunden: war sie von den österreichischen Universitäten durch die strengere Schulform meist ausgeschlossen, so hat sie doch auf vorherrschend katholischen Hochschulen, wie Breslau und Würzburg, kräftig bestanden. Das Wartburgfest von 1817 war

das erste Hervortreten dieser Einheit, welche dann durch Abgeordnete von 14 Universitäten zu Jena in einem Hause, das noch heut in guten Händen ist, eine „Verfassungsurkunde der allgemeinen deutschen Burschenschaft“ erhielt als „vom 18. Tage des Siegesmondes im Jahre 1818“.

„§. 1. Die allgemeine teutsche Burschenschaft ist die freie Vereinigung der gesammten wissenschaftlich auf der Hochschule sich bildenden teutschen Jugend zu Einem Ganzen, gegründet auf das Verhältniß der teutschen Jugend zur werdenden Einheit des teutschen Volkes.“

„§. 2. Die allgemeine teutsche Burschenschaft als freies Gemeinwesen stellt als den Mittelpunkt ihres Wirkens folgende Grundsätze auf: a) Einheit, Freiheit und Gleichheit aller Burschen untereinander, Gleichheit aller Rechte und Pflichten. b) Christlich-teutsche Ausbildung jeder geistigen und leiblichen Kraft zum Dienste des Vaterlandes.“

Diese Einheit sollte sich darstellen jährlich um dieselbe Zeit durch eine Versammlung der Abgeordneten aller einzelnen Burschenschaften und durch die Wahl einer geschäftsführenden Burschenschaft für die Zwischenzeit. Jener allgemeine Burschentag sollte die Verfassung der einzelnen Burschenschaften überwachen, daß sie mit den anerkannten Grundsätzen übereinstimme, Förderliches zu brüderlicher Annahme vorschlagen und Streitigkeiten von Burschenschaften untereinander, sowie Einzelner mit ihren Verbindungen richterlich entscheiden, sodaß eine Burschenschaft, die diesen Gesammtwillen nicht anerkenne, sich von selbst ausschließe. Dazu allgemeine Gastfreundschaft (man war

bald genöthigt beizufügen: auf drei Tage) und gegenseitige Anerkennung der Mitglieder wie der ausgesprochenen Ehrenstrafen.

In dieses Allgemeine eingeordnet, mochte jede Burschenschaft ihre gesellschaftliche Ordnung festsetzen. Insgemein hielt man auf zwei halbjährlich durch allgemeines Stimmrecht erwählte Behörden: einen Vorstand, welcher durch Wahl aus seiner Mitte bestimmte Geschäfte auf das Halbjahr vertheilte, aber für die Führung des Ganzen einen Sprecher nur auf je einen Monat erwählte, und einen zahlreichen Ausschuß, zwar vorkommendenfalls als aufsehende Behörde, doch vorzugsweise zur innern Ordnung und Einwirkung auf die Einzelnen, indem für jedes Semester alle Mitglieder in Klassen zu etwa 10 Mann verlost wurden, und zwar in jede Abtheilung Mitglieder der verschiedenen studentischen Alter. Jeder solchen Klasse, die mancherlei Eigenthümliches unter sich einrichten konnte, stand ein Ausschußmann vor. Der Vorstand bildete eine Klasse für sich unter dem jedesmaligen Sprecher. Bei der allgemeinen Gleichheit und Freiheit Unterordnung unter das selbstgemachte Gesetz und unter das selbstgewählte Amt, doch so, daß der allgemeinen Versammlung in ihren Mehrheitsbeschlüssen die letzte Entscheidung zukam. Alles die gesellschaftliche Ordnung Betreffende, jede wichtige Angelegenheit, oder wo der Ausschuß dem Beschlusse des Vorstandes widersprach, endlich Appellationen Einzelner gingen an diese allgemeine Versammlung, die mindestens jeden Monat einmal gehalten werden sollte. Der Sprecher konnte gleich in derselben abstimmen lassen, oder wo er

dies für angemessener hielt, fast ebenso rasch durch die Klassen.

Wol alle Burschenschaften hatten den jenaischen Wahlspruch angenommen: Ehre, Freiheit, Vaterland. In Leipzig hat man noch den lieben Gott vorgesetzt: Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland; eine stilistisch nicht ganz reine Zusammenstellung, doch ohne alles doctrinäre oder pietistische Parteiwesen, wie sich das nachmals an burschenschaftliche Kreise angesetzt hat, sollte das nur auf den christlichen Grundcharakter hinweisen, und wir sind selbst einmal, die ganze Genossenschaft, zum Heiligen Abendmahl gegangen, wobei doch geschah, daß über der Beichtrede, die D. Goldhorn in der Thomaskirche hielt, einer von uns, ein roher gutmüthiger Gesell, sich still davonmachte, und nachher über die Ursache seines Rückzugs befragt, aussagte, es wäre doch gar so viel von Insichgehen und Würdigkeit die Rede gewesen, da sei ihm so zu Muthe geworden, als wenn für ihn sich besser schicke davonzugehen.

Als Zweck war in der leipziger Urkunde angegeben: „Volksthümliche Ausbildung für den Dienst des Vaterlandes, Aufrechthaltung und Beförderung der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Ruhe und Ordnung, sowol in Beziehung auf die innern Verhältnisse der Burschenschaft unter sich, als auf die Verhältnisse zu den bestehenden Behörden und zu allen Nichtstudirenden."

Das Bücher-Auto da Fé bei dem Wartburgfeste, das man übermüthig und unbedacht dem D. Luther nachmachte, obwol es in Wirklichkeit nur alte Predigten, Ritterromane und andere Makulatur verzehrte, auch nur die Episode

einiger Schwärmer innerhalb des hohen Festes war, hatte eine mächtige Partei gegen diese Jugend aufgereizt. Die blutige That Sand's erwies sich zwar der Burschenschaft fremd, aber er hatte ihr angehört, war in ihren jenaischen Kreisen zur düstern Schwärmerei gesteigert worden, und seine grenzenlose Hingebung verwirrte das Urtheil nicht blos der Jugend über die That. Die Burschenschaft als solche hatte nichts unmittelbar Politisches an sich, sie dachte nicht an einen sofortigen Einfluß auf den Staat: dennoch hatte sie eine politische Bedeutung und würde die größte Bedeutung erlangt haben, wenn sie, unter verständigen Schutz genommen, ihr Ziel erreicht hätte. Auch hatten wir davon ein starkes Bewußtsein, indem wir, uns ideal mit der ganzen gebildeten Jugend zusammenfassend, untereinander sagten: von uns, die wir nach wenig Jahren die Staaten und die Herzen lenken werden, wird der Sieg gesetzlicher Freiheit und die wahre Einigung unsers Volks ausgehen. „Wer die Schulen beherrscht, beherrscht die Zukunft", und hier galt es der Hochschule, sämmtlichen deutschen Universitäten, auf denen diejenigen gebildet werden, die über kurz oder lang die Beamten und Räthe der Fürsten, die Richter, Aerzte und Lehrer des Volks sind. Daher die Partei, welche damals unter den Fittichen der Heiligen Alliance herrschte und die Karlsbader Beschlüsse von 1819 hervorrief, sehr wohl gewußt hat, was sie wollte, als sie vor allem die Burschenschaft verfemte.

Innerhalb derselben brachte das altdeutsche Wesen in seinen Uebertreibungen manche Lächerlichkeit zu Tage, und die universale Absicht, die doch nur in Jena auf kurze

Zeit durchgesetzt werden konnte, ließ manche Mitglieder aufnehmen, die man in ihrer Wehrlosigkeit und Harmlosigkeit bisher nicht gewohnt war als vollberechtigte Glieder einer akademischen Verbindung zu sehen. Dennoch war es ein ideales Jugendleben, auch in seiner verkümmerten Wirklichkeit, nicht ohne Bedeutung für das, was jetzt im ganzen Volke gilt, und was schon der wahrhaft vaterländische Gehalt des Jahres 1848 war, wie sich dieser Verlauf sinnbildlich darin darstellte, daß die verbotene Burschenschaftsfarbe, Schwarz Roth Gold, die uns als das alte Reichspanier galt, dessen Farben noch heute die päpstliche Schweizergarde trägt, damals das Zeichen und die Fahne des befreiten, geeinigten Deutschland geworden ist; und obwol nur ein äußerlich Ding, wird dagegen eine andere am grünen Tisch erdachte Zusammenstellung der Farben, wenn auch geweiht in siegreichen Schlachten, schwer volksthümlich werden, wenigstens nicht ohne daß man zunächst beide Reichsfarben nebeneinander gewähren läßt.

Ich habe den ersten Winter meiner neuen Mitgliedschaft am geselligen Verkehr noch wenig theilgenommen. Doch erfreute ich mich an den allgemeinen Versammlungen, wenn zur Eröffnung das Lied dahinbrauste: „Sind wir vereint zur guten Stunde", und in einer Versammlung von 300 bis 400 jungen Leuten war die Debatte, wenn auch oft über kleinliche Dinge, lebhaft genug und keine üble Vorschule für politische Beredsamkeit.

Der Uebergang zu staatsrechtlichen Studien geschah mir durch Fichte's „Grundlage des Naturrechts nach den

Principien der Wissenschaftslehre". Gelockt hat mich wol auch der Vorwurf, dessen beredtes Organ mein guter Pflegevater blieb, daß diese unreifen Bursche den Staat, wenigstens den der Zukunft reformiren wollten, von dem sie so gar nichts verständen. Ich habe zwar nicht mit Plato und Aristoteles, doch mit Macchiavell anhebend, unverdrossen alle Hauptwerke über Politik, Staatsrecht und Staatswirthschaft nacheinander gelesen und in Auszügen aufbewahrt. Als die Leihbibliothek erschöpft war, half mir die reiche Sammlung des Professor Pölitz, die für seine Zuhörer, und ich war nicht einmal einer der fleißigsten, in so liberaler Weise offen stand, daß man nur an einem bestimmten Tage der Woche seinem Famulus das Verzeichniß der gewünschten Bücher zu übergeben hatte, die man am nächsten Tage vorfand, und ich erinnere mich nicht, ein politisches oder historisches Werk gewünscht zu haben, das ich nicht erhalten hätte.

Da sich der Mangel an geschichtlicher Kenntniß aufdrängte, mußte ich für Deutschland mich behelfen mit dem schon damals veralteten Werke von Schmidt, doch habe ich zum Auszuge daraus die Nachschrift gesetzt: „Sinnend schritt ich über die Gräber meiner Ahnen. Wacht auf, ihr Alten, aus den zerstäubten Särgen, daß ich schaue euer frisches Leben und ihr fortan lebt in meinem Herzen, denn mich verlangt sehr nach den Tagen eurer Kämpfe und eurer Freuden. Da kamen die Geister der Vorzeit auf Nebelgewölk, und sie sagten mir, wie sie frei gelebt und gestorben, ich aber that einen großen heiligen Schwur."

Arndt's „Geist der Zeit" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" waren dieser Stimmung eben mundrecht, und als der Frühling 1820 kam, konnte ich meine Gedanken über Recht und Staat und Vaterland zu einiger Klarheit gediehen meinen.

Bei den neuen Wahlen wurde ich damals in den Vorstand der Burschenschaft gewählt, und darin zum Führer der auswärtigen Angelegenheiten. Eine alte Sehnsucht nach dem Süden und nach dem Vater Rhein traf da mit einer burschenschaftlichen Unternehmung zusammen. Wegen drohender Verfolgung war gleich der erste Burschentag von 1819 nicht zusammengekommen, eine geschäftsführende Burschenschaft nicht erwählt worden, und dieses Gemeinsame, die ideale Krone des Bundes, die Aufhebung aller Entfremdung der Stämme und Staaten, der Scheidung von Nord und Süd, des katholischen und protestantischen Zwiespaltes, dieses Vorbild für die Zukunft des Vaterlandes drohte gleich auf dem Wege zur Verwirklichung unterzugehen. In den Karlsbader Beschlüssen war die Burschenschaft besonders deshalb verboten, weil „diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zu Grunde liege". Ich besprach mit meinen Amtsgenossen, daß ich auf meine Hand die südlichen und rheinischen Universitäten besuchen wolle, um einen allgemeinen Burschentag zum Herbst zusammenzubringen. Wir bestimmten dazu nach bedächtiger Erwägung Dresden, und versprachen uns strenges Geheimniß, sodaß vorher überall nur der Vorstand davon

wissen solle. Das Reisegeld, 25 Thaler, brachte ich mühsam zusammen, indem ich fast all mein Besitzthum theils verkaufte, theils versetzte, und so konnte ich vier Goldstücke in meinen ledernen Hosenträger einnähen, jedes für sich wohlumstochen, zum Herausschneiden nach Bedarf.

„Ich habe eine Nachtigall gehört, wahrhaftig eine Nachtigall!" schrieb ich noch ins Tagebuch und gleich nach Mitternacht, den 12. April, zog ich aus, denn ich konnte vor Wanderlust nicht schlafen. Durchs Oster- und Voigtland war's eine Freundes- und Vetternstraße. Von Hof ging ich im Saalgrunde nach der nahen Papiermühle, wo ich die in Altenburg vermählte Tochter des Hauses als Gast zugegen wußte. Als ich gegen Abend weiter ziehen wollte, lachten sie mich nur aus. Es war ein patriarchalisches Hauswesen in behaglicher Wohlhäbigkeit. An der Spitze stand der Papa in der muntern Freundlichkeit des Alters. Die Rede kam auf Reinhard, seinen Landsmann, den sächsischen Oberhofprediger, der mir als Kind wie eine Art Hoherpriester vorkam, daß er auf der Papiermühle ein gern gesehener Gast gewesen sei, „wie Sie jetzt und künftig, junger Herr". Die Mutter in bürgerlicher Tracht, nur Sonntags in der Spitzenhaube und im seidenen Rock, waltete still über dem Hause. Ein rüstiger Sohn stand dem Vater zur Seite mit der jungen Frau, ein paar wilde Jüngelchen sprangen auch schon herum. Früh nach dem Kaffee wurde der Morgensegen, gleich nach dem frühzeitigen Abendessen der Abendsegen vorgelesen, dann aber noch ein Spielchen gemacht, Dippen, eigentlich ein arges Hazardspiel; der Papa sah sehr ver-

gnügt aus, wenn er mit Ehren verlieren konnte, und an der Tochter rühmten wir das milde Hannchengesicht voll Schalkheit und selbstzufriedenen Bewußtseins, falls sie das Trumpfdaus hatte. Wenn der Sohn mich über den Hof hinüberleuchtete in die stattlichen Gastzimmer, trug er in einer porzellanenen Kanne noch einen Nachttrunk, wie man's nannte, des edeln bairischen Biers. Als ich am zweiten Tage aufbrechen wollte nach dem Fichtelgebirge, führte mich der Papa ans Fenster, von wo man im äußersten Hintergrunde des Thales die blauen Berge aufgethürmt sah. „Sehen Sie, da ist das Fichtelgebirge, das können Sie von der Papiermühle aus recht bequem sehen, und wollen Sie's noch genauer wissen, so haben wir eine gute Beschreibung davon, die können Sie hier in aller Ruhe lesen."

Am Sonntag, nach dem reichen Mittagsmahle, begab sich die ganze Familie hinunter in die große Leutestube, wo schon an einem Tische die Papiermacher saßen, am andern das Gesinde, am dritten nahm die Familie mit einigen Gästen Platz. Nach einem kräftigen Liede aus dem Gesangbuche hatte der Papa die Brille aufgesetzt, und las aus einem Andachtsbuch eine Rede vor, diesmal vom Weltbürgersinn, wie nur der Christ nach dem Vorbilde des Weltheilandes der rechte Weltbürger sei, der seinen Nächsten liebe und in seiner Noth ihm beistehe, wessen Stammes er auch sei, der die ganze Welt am Herzen trage, zugleich der treue Bürger seines Vaterlandes und der zuverlässige Hausgenosse. Gesang und stilles Gebet beschloß die Andacht. Der Papa in seiner einfachen Weise

kam mir vor wie einer der Patriarchen. Als ich nach vier Tagen doch weiter ziehen mußte, hatte die Mama mich reichlich verproviantirt fürs Gebirge, wo nicht viel zu beißen sei, der Papa drückte mir einige bairische Kronthaler in die Hand mit der Einladung baldigen Wiederkommens, jedenfalls, wenn es Gott gefalle, nach zwei Jahren zur Goldenen Hochzeit.

Immer zu Fuß mit dem leichten Ränzchen auf dem Rücken, auch meist allein bis auf das Geleite ein Stück Weges von den Universitäten aus, bin ich nach Erlangen und Tübingen gewandert, den Neckar hinab nach Heidelberg, von Mainz auf einer Jacht nach Bonn gefahren, und man war da viel geselliger zusammengethan als jetzt auf den Dampfbooten, von Bonn bis zum Kölner Dom, dann wieder rheinaufwärts gegangen nach Frankfurt, durch den Spessart nach Würzburg, über den Thüringer Wald nach Jena. Auf das Burschenrecht der dreitägigen Gastfreundschaft an jeder Universität war gerechnet, aber wie ich meinen stillen Auftrag überall an den Vorstand der Burschenschaft hatte und der mit Freuden aufgenommen ward, so wurde ich mit denen, die an der Spitze standen, bekannt, die Hände schlugen nach Jugendart rasch zusammen, und die süddeutsche Traulichkeit heimelte mich an. Ich hatte das Vaterland geliebt wie eine hohe ferne Braut: nun dünkte mich, daß ich sie erst in ihrer Schönheit kenne.

Es war so recht in Jugendmuth und Wanderlust ein frohes Leben, während der Frühling immer reicher aufblühte, und wo ich unterwegs eine muntere Schar traf,

schloß ich leicht mich an. Da geschah's doch zuletzt am Rhein, als bei einem Bauerntanze mir ein Glas Wein und ein nettes Mädchen entgegengebracht wurde, daß ich über dem Tanzen mir einen Fuß vertrat. Ich wollte nicht nachgeben, kam ein wenig hinkend bis Würzburg und mußte 14 Tage liegen bleiben, doch auch da unter guten Genossen. Am Rhein, wo so viel zu genießen, war bereits das letzte Goldstück aus seiner ledernen Hülle geschält worden, und ich begann als Bettelstudent die Pfarrer zu besuchen, katholische wie protestantische, und habe auch da keine Noth gelitten.

Mir genügen lassend mit allem, was Gott im Frühlinge geschaffen, war ich vorübergegangen an allem, was Kunst und Wissenschaft auf diesem Wege geboten hätte. Doch in Stuttgart lag mir die Boisserée'sche Sammlung schon wegen ihrer altdeutschen Bedeutung sehr am Herzen. Abgewiesen, da die Sammlung jetzt geschlossen sei, drang ich vor bis zu Sulpiz Boisserée, der mir erklärte, die Bilder seien unlängst neu gefirnißt, jedes Stäubchen, das jetzt in ihrer Atmosphäre aufgerührt werde, wäre ein unwiederbringlicher Schade, er habe gestern deshalb selbst Sr. Majestät dem Könige es versagen müssen, der mit einigen Gästen gekommen sei. Ich stellte ihm beweglich vor, daß ich auf seine Bilder mich so gefreut hätte, daß ich arm sei und vielleicht nie wieder kommen könnte sie zu sehen, da sprach er: „Nun, setzen Sie sich hierher auf diesen Stuhl und rühren Sie sich nicht, ich will Ihnen unser Bestes zeigen.“ Er brachte und stellte wol ein 10 Fuß entfernt von mir auf die Madonna, welche der

Evangelist Lucas malt, von van Eyck, den Christophorus von Memling, den erhabenen Christuskopf, und so eins dieser Kleinode nach dem andern, sodaß ich sie jedes für sich allein gerade recht genossen habe, und wie er meine Freude daran sah, ward er selbst immer eifriger, mich über die Bedeutung und Schönheit des Bildes zu belehren, dabei er mir jeden Accent auf die linke Schulter klopfte. Ich mochte gern leiden, daß sie mir ein wenig weh that, und schied mit gerührtem Danke von diesem kunstsinnigen Manne, der kaum freundlicher gegen Goethe sein konnte, als er gegen einen unbekannten Studenten gewesen ist.

In Baireuth hätte ich gern Jean Paul besucht, doch habe ich's lieber nicht gethan, denn abgesehen von meiner ehrerbietigen Scheu vor den Leuten von Gottes Gnaden wußte ich, daß dieser Halbgott mir in seiner Menschlichkeit etwas herabsinken würde. Ich sagte zu mir: seinen Geist, sein Herz habe ich lieb, das ist nicht mit leiblichen Augen zu sehen, und wie der Apostel Paulus uns einen verklärten Leib verheißt, habe ich dem Dichter des Titan denselben schon verliehen. Ich ging daher nur an die Stätten seines Wandels und seiner Helden, in das Thal der Phantasie und in den steifen Garten der Eremitage. Hier zwischen den Säulen eines kleinen Tempels, wo er sicher einmal der untergehenden Sonne nachgesehen hat wie ich jetzt, rief ich aus: „Wenn große Gedanken sein Herz durchziehen, wenn er das irdische Leben mit Blüten aus der Ewigkeit schmückt, ihr Lüfte, flüstert's ihm zu, ob er vielleicht sich freue, daß hier ein Jüngling, dessen Brust

er oft erfüllt mit hoher Lebensahnung, für ihn gebetet hat unter Freudenthränen. Und dir Johannes Paulus, wie man den Göttern nur den Unsichtbaren sich opfernd naht, ob nur dein Geist hier weht, so opfere ich dir diesen Pfefferkuchen!" Dieses edle Backwerk hat sich ungeschickt eingemischt, ich hatte auch eigentlich eine Freudenthräne im Sinn, aber weil diese eben vorhergegangen war, gerieth ich auf den unglücklichen Lebkuchen, den ich soeben auf dem Jahrmarkte gekauft hatte, und ich habe wie von einem Opfermahl die Hälfte davon wieder an mich genommen und mit bestem Appetit verzehrt.

Während der Pfingsten am Rhein hatte ich keine Gelegenheit eine evangelische Predigt zu hören, ich saß am zweiten Feiertagsabend im wilden Bopparter Grunde bei den Trümmern einer alten Burg, der aufgehende Mond spiegelte sich im Rhein, mich ergriff eine rechte Sehnsucht, einmal Gottes Wort zu vernehmen. Außer mir gab's vielleicht keinen protestantischen Theologen in der Nähe, da bedachte ich, hat ein anglikanischer Pfarrer sich selbst getraut, so kannst du selbst dir auch eine Predigt halten in dieser hohen Naturkirche. Auch fiel mir die Legende von dem blinden Heiligen ein, der den Felsen vorpredigte, weil sein muthwilliger Knabe ihm gesagt hatte, es sei eine andächtige Gemeinde, aber beim Schlusse sagten die Steine Amen. Ich stand auf einem Felsstück, tiefe Stille um mich her, nur aus der Tiefe das leise Wogen des Rheins und aus dem Gebüsch schlug zuweilen eine Nachtigall. Nach der feierlichen Eingangsformel sagte ich ungefähr: „Wundert euch nicht, ihr Felsen und Bäume, ihr Wellen und Sterne,

daß ich zu euch rede! Hat doch der heilige Antonius den Fischen gepredigt, ein alter Sänger hat Felsen und Bäume, Lämmer und Löwen durch die Macht seiner Töne bewegt, und der war sogar ein Heide. Nach St. Paulus soll auch die unvernünftige Creatur theilhaben an den Segnungen des Himmelreichs, wie einst bei dem Falle des Menschengeschlechts auch die paradiesische Natur verwelkte und verwilderte, und nur noch einmal im Jahre der sonst stete Frühling vom Himmel zur Erde kommt und sie schmückt einen kurzen Wonnemonat. So kommt denn, ihr Mühseligen und Beladenen, eine fröhliche Botschaft zu vernehmen, wie die unschuldigen Kindlein sie auch nicht verstehen, und doch ihren Segen empfangen. Ihr Berge seid sein Altar, ihr Felsen redet von seiner Ewigkeit, ihr Sterne von seiner Allmacht und der Mensch von seiner Barmherzigkeit. Vom heiligen Geiste, in dem wir leben, weben und sind, will ich zu euch reden, wie er ausgegossen ward in diesen Tagen und ausgegossen werden soll über alles Fleisch." Und so fort habe ich gepredigt und wenigstens mich selber erbaut.

Um die Professoren habe ich auf dieser Wanderung mich gar nicht bekümmert. Nur in Jena bin ich einmal zu Fries ins Collegium gegangen und habe da Gabler, den Professor primarius der Theologie, mit seinen weißen Haaren mitten unter der Jugend sitzen gesehen. Hier hatte die Burschenschaft dem großen Herzog zu Liebe, dem sie nach den Karlsbader Beschlüssen auswärts Verlegenheiten bereitete, sich feierlich aufgelöst im Sinne von Binzer's Liede:

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott.

Ich habe den 18. Juni in Jena mitgefeiert, wir zogen auf den Eichplatz, da sprach einer, der vor fünf Jahren mitgekämpft hatte: „Es sollte eine Rede gehalten werden, es darf aber keine gehalten werden. So will ich euch nur erzählen von dem Tage, dessen Andenken wir feiern. Blücher lag auf der Walstatt, seine Männer waren der Uebermacht gewichen, da ließ er den Tagesbefehl ausgehen: «Kameraden, wir sind geschlagen, gänzlich geschlagen, aber wir werden siegen, denn wir müssen siegen.» Brüder, auch wir werden siegen, denn wir müssen siegen."

Die alten Genossen standen meist noch beisammen, und gegenüber Landsmannschaften und Orden, die sich sofort aufthaten, wurde bald auch wieder die burschenschaftliche Form erneut, nur ins Geheimniß zurückgedrängt.

Herbst ging mit mir wieder nach Leipzig, da wir einsahen, nicht wol länger voneinander lassen zu können. Meine Stube sah bei meiner Rückkehr ziemlich öde aus, auch war mir wegen langen Wegbleibens die Convictstelle genommen worden. Doch war guter Rath nicht zu theuer, und ich machte aus der Noth eine Tugend, mich in kleinen Entbehrungen zu üben.

Lust und Ernst zum theologischen Studium hatte ich auch mitgebracht, und gleich auf die Hauptfestung losgehend begann ich bei Winer Dogmatik zu hören. Diese beiden Semester sind mir mannichfach verstört worden, vom ersten

war schon ein gut Stück vorüber, als ich eintrat, und in dem Zeugnisse finde ich eben nur den Besuch in beiden Semestern bezeugt ohne die übliche Bezeugung des Fleißes; doch ist mein stattliches Heft ohne Lücke, ich habe also, was stetigere Zuhörer niedergeschrieben hatten, zum Nachholen benutzt. Winer's eigenthümliches Gebiet war nicht die Dogmatik, sondern eine gründliche, durch ebenso tüchtige Sprachkunde als durch unerschrockene Wahrhaftigkeit getragene Schriftauslegung. Ueber den Streit der sich damals in die Herrschaft unwillig theilenden dogmatischen Systeme unter dem Namen des Rationalismus und Supernaturalismus, von denen jener sich allein an die Vernunft, dieser an die Heilige Schrift halte, kam er zu dem Schlußsatze: erweisen lasse sich nur der Rationalismus, doch wolle man noch einen unmittelbaren Glauben hinzunehmen, so könne man auch Supernaturalist sein. Seine Geschichte der Dogmatik endete mit der Wehklage über eine durch Schelling'sche Philosophie und traurige Zeitumstände herbeigeführte Hyperorthodoxie, Verketzerung der Vernunft, Feindschaft gegen die Dogmengeschichte, Hintansetzung des Sittlichen; als Dogmatiker dieser Verirrung wurde Marheineke und mein nachmaliger lieber College Baumgarten-Crusius angeführt; Schleiermacher gar nicht genannt. Doch da unter den Studirenden in Leipzig die Dogmatik für eine gar langweilige, abstruse Wissenschaft galt, war ich verwundert, sie so menschlich und ansprechend zu finden. Winer war auf jedem Gebiet ein ausgezeichneter Lehrer. Persönlich bin ich ihm damals nicht bekannt geworden, nur daß er uns einmal mitten in der Vorlesung durch-

ging und ich zuerst auf der Straße ihn einholte, wo er sich denn beklagte, es habe einer mit seinem Nachbar gesprochen, wir schienen heute keine Lust an der Wissenschaft zu haben; und mit allem Zureden war er nicht zurückzubringen.

Bald nach meiner Rundreise habe ich auch einen Spaziergang nach Berlin gemacht, da sonst niemand aus dem Vorstande daran wollte. Wiederum zu Fuß, nur ein Taschentuch im Rock, und so kam ich mit dem Spazierstock durchs Thor, als wär' ich kürzlich hinausgegangen, wohnte bei Rotenhahn aus Franken, verkehrte mit dem heroischen Graf Bocholtz, der das Eiserne Kreuz trug, und die Berliner übernahmen die Botschaft nach Breslau und den nordischen Universitäten. Damals habe ich auch Hegel gehört, dessen Ruhm noch nicht nach Leipzig gedrungen war, in seinem schwäbischen Dialekt stockend und wasserfallartig.

Am Tage meiner Rückkehr traf mich ein großes Leid. Es war üblich, wenn wir nach den Ferien wieder zusammenkamen, zumal nahe Bekannte, daß sie sich umarmten und küßten. Robert und ich fanden daran keinen Gefallen und wir hatten unter uns ausgemacht, daß wir einander immer nur die Hand geben wollen. Eben zurückgekommen stand ich im Garten des Burschenhauses, umgeben von einem muntern Kreise, da kam Robert, eilt auf mich los und will mich umarmen. Ich eingedenk unserer Uebereinkunft mache eine ablehnende Bewegung, er misversteht das und in seinem tollen Jähzorn schlägt er mich ins Gesicht. Wir standen einen Moment alle wie erstarrt, und er selbst. Er mußte nach dem gesetzlichen Brauch ausgeschlossen und

mit Verruf belegt werden, aber auch auf mir drohte der empfangene Schlag zu lasten. Ich hielt meine Hand zurück, erklärte sofort aus der Verbindung zu treten und nicht mehr Student zu sein, ließ Müller auf Pistolen fordern und ging nach Hause.

In meinem Tagebuche steht: „Mit Robert auf Pistolen! Er oder ich, ist's möglich beide. O Gott, daß es so weit kommen mußte! Aber ich kann nicht anders, er schlug mich, soll ich den herrlichen Jungen, den Freund meiner Jugend, in Verruf thun lassen! Und alle die Wünsche, Hoffnungen, künftigen Thaten? Der Freund des Freundes Mörder! Was darf der Mann danach fragen, geradeaus schreitet er seine Bahn, wie Pflicht und Ehre gebietet, fürs andere mag Gott walten."

Der hat denn auch gewaltet. Herbst, die halbe Burschenschaft legte sich dazwischen mit der Ueberzeugung, daß solch ein unglückseliges Misverständniß zwischen Freunden nicht gewöhnlichem Studentenbrauch unterliegen könne, die Boten gingen hin und her, endlich kam Robert selbst, fiel mir schweigend um den Hals, und niemand hat der Sache weiter gedacht.

Wie bedeutend unsere damalige Stellung uns erschien und auch nicht unbedeutend war für das damalige studentische Leben, so ließ Robert doch seine Schnurren nicht. Wir hatten für einen Sonntagsmorgen verabredet, auf dem Hügel der Theklakirche Chocolade zu trinken, die mein Bruder, der Apotheker, vortrefflich zu kochen verstand. Dort wollten wir die Sonne begrüßen. Müller, um rechtzeitig geweckt zu werden, wollte seinem Solo ans Hals-

band einen Faden binden, der zum Fenster heraus auf die Straße hänge, daran sollten wir ziehen und der Hund würde bellen. Als wir noch im Dunkeln an das Schustergäßchen gelangten, wo er wohnte, kam uns der Nachtwächter zuvorkommend entgegen: „Ach, Sie wollen gewiß einen Herrn wecken, ich habe den Bindfaden schon bemerkt.“ Als wir das bejahten, ging der dienstfertige Mann voraus und zog den Faden sofort an. Da stürzte eine Masse Scherben und aller mögliche alte Plunder auf den Unglücklichen, es war nicht gerade um einen Menschen zu erschlagen, doch um ihn recht ordentlich zuzudecken. Er mußte einsehen, daß der üble Spaß nicht auf ihn gemünzt war, und ging murrend davon, von oben hörte man Robert's Gelächter.

Es war ein guter, bewegter Sommer, die Burschenschaft im vollen Gedeihen. Wir hatten in der Vorstadt ein Gasthaus mit großem Saale für unsere Versammlungen und mit einem Garten, darin einen Turnplatz. Das war alles verboten, uns kümmerte das nicht. Es bildete sich eine kleine Bibliothek, eine Burschenzeitung wurde aufgelegt, zwar sehr bescheiden nur in einigen geschriebenen Exemplaren, dafür ohne Censur besprechend, was gerade die Gemüther bewegte. Der Verein war groß genug, daß sich einzelne Kreise darin ohne feindseliges Abstoßen gegen andere bildeten. In den spätern Nachmittagsstunden gingen wir über die Wiesen nach dem ziemlich entfernten Bade, dann wurde gefochten oder geturnt. So eifrig war ich im Abhärten, daß ich neben dem Bett auf dem Boden schlief, den Kopf auf einer umgelegten Stuhllehne. Das Ver-

bindungswesen erforderte manche Stunde, aber indem ich am Frühaufstehen festhielt, und es galt als guter Ton, Fleiß und munteres Studentenleben zu vereinigen, gingen die Studien, damals theologische und politische, ihren Gang.

Ich schrieb auch eine Sammlung von Reden nieder, zum Theil in der Burschenversammlung gehalten, wo es üblich war, wenn nicht gerade Geschäftliches drängte, oder zum Eingange, über allgemeine Interessen zu sprechen. Von der Bestimmung der Menschheit fortgehend zum Zwecke des Staats, zum Geschicke des deutschen Volks und seiner Zukunft, schlossen sie mit der Pflicht seiner Jugend für dieselbe. Mitunter stark pathetisch fordern sie doch in politischen Dingen nichts, das nicht bereits als anerkanntes Recht oder als berechtigte Sehnsucht aller freisinnigen Parteien gälte. Ihr Vorbild waren die Fichte'schen Reden, wie diese an die deutsche Nation und zunächst in Bezug auf die Jugend, so die meinen an die Jugend selbst, die Herrscher der Zukunft, daß sie lebensfroh, aber auch todesmuthig ihrer großen Aufgabe sich würdig mache; wie jene Reden in ihrem tiefsten Grunde gegen den fremden Zwingherrn, so diese offen gegen die herrschende Unfreiheit und Zerspaltung für ein freies und einiges Vaterland.

Zum allgemeinen Burschentage, dessen Ort und Zeit ein Geheimniß des Vorstandes blieb, wurden Müller und ich als Abgeordnete gewählt, Herbst ging als treuer Beistand mit. Abgeordnete fast von allen deutschen Universitäten waren gekommen, eine auserwählte Schar. Wir tagten dem Polizeiamte fast gegenüber in zwei kleinen Gast-

höfen der Scheffelgasse, wo um diese Zeit insgemein großer Studentenverkehr war, und was die Klugheit rieth, wurde mit Vergnügen bewirkt, daß wir abends ein munteres, fast ausgelassenes Leben führten, was über jeden Verdacht geheimen Verbindungswesens erhaben war.

Die große Bedeutung, welche wir auf die allgemeine deutsche Burschenschaft legten, war allerdings nur eine ideale, daß der Gedanke der Einheit Deutschlands, in langen Jahrhunderten fast erstorben zum Unheil des Vaterlandes, im großen Volkskriege als die rettende Macht wieder erstanden, in der neuen politischen Gestaltung übel gewahrt, gegen die Selbstsucht der Fürsten wie der Volksstämme, in den Herzen der Jugend klar und fest geborgen, in unserm kleinen Gemeinwesen zugleich ein Bild, einen pulsirenden Punkt hatte der Verwirklichung zu einem deutschen Reichstage. Doch wie wir in unsern Berathungen zunächst gegenseitige Kenntnißnahme vom Zustande des burschenschaftlichen Lebens auf den verschiedenen Universitäten erhielten, so ist auch gegenüber von Abweichungen und Spaltungen, die bereits hier und da eingetreten waren, sowie von Klagen Einzelner gegen ihre Genossenschaften, mehr durch einen verständigen, angesehenen Rath als durch richterliche Sprüche, manches ausgeglichen und befriedigt worden. Auch wurde beschlossen, daß die Burschenschaft, zwar eingedenk des Vaterlandes und seiner Zukunft, sich doch in Politisches nie einzumischen, sondern streng in ihrem akademischen Wirkungskreise zu bestehen habe. Zur geschäftsführenden Burschenschaft wurde die erlanger ernannt, und so sind wir nach sechs Tagen, in der Meinung, alles wieder

in gute Ordnung gebracht zu haben, mit herzlichem Abschied voneinander gezogen.

Ich wieder mit Herbst, mit uns die beiden jüngern Söhne des Fürsten Schwarzenberg, des Feldmarschalls, der sich während des Sommers wegen einer Cur in Leipzig aufhielt. Sie waren mit Zustimmung ihres Vaters in die Burschenschaft getreten, hatten sich sehr wacker gehalten, der eine war soeben in den Vorstand gewählt, der andere in den Ausschuß. Sie trugen eben auch ihre Ränzchen, wir waren frohen Muthes in Tharand, den andern Tag übernachteten wir in Freiberg, da kam früh ein Kurier, der sie aufsuchte und eilig nach Leipzig zurückrief zum Sterbebette des Vaters. Am 19. October, gerade sieben Jahre nachdem er als Sieger eingezogen war, wurde der Todte im feierlichen Gepränge hinausgefahren und auf dem Schlachtfelde eingesegnet, um in die Gruft seiner Väter geführt zu werden. Ich brachte dann noch mit einigen Genossen den beiden Prinzen im Namen der Burschenschaft den Abschiedsgruß, wir hielten uns lang umfaßt, in Thränen, und haben nie einander wieder gesehen. Am Abend schrieb ich ein paar Verse nieder, welche im Gegensatze des glücklich zu preisenden Todten mit der trostlosen Klage schließen:

Dich aber, meiner Väter Land, bewein' ich
Und deiner Spaltung ungeheure Noth!
Bist du nun glücklich, groß und frei und einig?

Wie dieser Sieger liegst du kalt und todt.
Dein Ruhm wird nur als Sage fürder glänzen;
Du bist gewelkt mit deines Sieges Kränzen.

Herbst war mit dem Wintersemester auf meine kleine Paulinerstube gezogen, unsere Freundschaft war männlicher und doch auch inniger geworden, im Gelübde, das jeder sich selbst gethan, ein Mensch zu werden so vielseitig und vollkommen als er kann, dieses im vaterländischen Sinne und im Glauben, zur Wiederbringung aller anerschaffenen Herrlichkeit des deutschen Volks mitwirken zu können, wozu als das Vorliegende und Nächste sich unsere gemeinsame Wirksamkeit in der Burschenschaft darstellte. Haupt war noch unter uns, hatte sich aber zurückgezogen und gab seine Vertheidigung der Burschenschaft vor der öffentlichen Meinung heraus.*) Ich war der Sprecher für den ersten Monat des Wintersemesters. Es galt damals dem neuen Verhältnisse zu den Landsmannschaften. Die Burschenschaft war auch in Leipzig zum Theil aus ihnen hervorgegangen, nach kurzem Zusammentreffen im Zweikampfe hatten sie sich gegenseitig in Verruf gethan, d. h. jedes rechtliche Verhältniß zueinander abgebrochen. So hatten wir's vorgefunden, man ging nebeneinander her, womöglich ohne sich anzusehen, bei etwaigen Händeln war nichts übrig als die rohe Gewalt. Doch hinderte das nicht, daß ein mir befreundeter junger Petersburger, André von Köhler, der unter den Sachsen war, mir seinen reichen Wechsel jedesmal in Verwahrung gab und in heimlicher Nacht so viel von dem Gelde abholte, als er gerade brauchte, indem nach frühern Erfahrungen ihm dies am sichersten schien.

*) Landsmannschaften und Burschenschaft. Ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse der Studirenden auf den teutschen Hochschulen von Leopold Haupt (Altenburg 1820).

Während des Sommers hatte man willig von beiden Seiten über ein Rechtsverhältniß unterhandelt. Wir hatten eingesehen, daß die Landsmannschaften durch den Verruf nicht untergingen und die ganze Fiction desselben unberechtigt sei. In einem rechtlichen Verkehr, wenn auch im Durchgange eines kleinen Kriegs der Duelle, konnten wir hoffen, daß dasjenige Einfluß gewinne, auf dessen geistige Macht wir vertrauten. Auf meiner Stube, die zu einem Hauptquartier der Burschenschaft geworden war trotz des Alten Paulinums, wurde der Entwurf eines Vertrags ausgearbeitet, tief in die Nacht hinein, sodaß der Nachtwächter, als er zu wecken kam, uns noch beisammen fand. Es bedurfte einer Reihe genauer Bestimmungen über das Recht der Verbindungen gegeneinander, insbesondere über Beleidigungen und Duelle, Bestimmungen, die zwar nach dem alten leipziger Brauche (Comment), doch der burschenschaftlichen Anschauung, die den Zweikampf nur für ein letztes Mittel und nothwendiges Uebel ansah, angepaßt werden sollten.

Der Vertrag kam wirklich zu Stande zwischen der Burschenschaft einerseits, den drei Landsmannschaften, Lausitzern, Montanen und Sachsen, andererseits, als zwei gleichberechtigten Theilen, sodaß alle Verhältnisse dieser beiden Genossenschaften gegeneinander und alle gemeinsamen Angelegenheiten des leipziger Studentenlebens durch einen Repräsentantenconvent entschieden werden sollten, zu dem die Burschenschaft vier und die Landsmannschaften vier Abgeordnete sandten. Hierzu setzten wir die Clausel durch, daß bei Stimmengleichheit eine fünfte Stimme der Burschen-

schaft zukomme. Wir haben das gefordert, weil die Burschenschaft in der großen Mehrzahl sei, die Landsmannschaften haben es nachgegeben, weil sie meinten, wenn wir nur erst uns träfen auf dem Kampfplatze (der Mensur), dann würden sie die bedeutendsten Mitglieder der Burschenschaft leicht niederhauen und alle einschüchtern. Aber in der Geltendmachung burschenschaftlicher Grundsätze war der Repräsentantenconvent zugleich ein Ehrengericht mit der Anmaßung, daß, außerhalb der beiden Verbindungskreise eines jeden unter sich, kein Duell auf der ganzen Universität vollzogen werden dürfe, das nicht durch dieses Ehrengericht zugelassen sei. Dieses hatte unter Vorforderung der Parteien jede Streitsache zu untersuchen, wo sich irgendeine Renommage vorfand, d. h. eine absichtliche und ganz unberechtigte Beleidigung, die Zurücknahme, nach Befinden die Abbitte derselben zu gebieten, wo sich aber die Gegner nach Studentenansicht ordnungsmäßig miteinander verwickelt hatten, ihre Versöhnung zu versuchen. Der Repräsentantenconvent konnte seinen Beschluß durchsetzen, da das Zeughaus der Waffen, insgemein auch die Kunde zur ordentlichen Abhaltung eines Duells, nur in den Händen der Verbindungen war, und da der gegen den Beschluß sich Auflehnende zu gewärtigen hatte, daß der Convent selbst drei aus seiner Mitte stellen würde, um etwaigen Blutdurst im Zweikampfe mit diesen zu stillen.

So war denn auch der Kampfplatz wesentlich in unserer Gewalt und ich selbst habe eine ziemliche Anzahl beabsichtigter Duelle beseitigen helfen, ja einmal, als wir zwei widereinander recht verbissene Gesellen dazu gebracht hatten,

sich die Hände zu reichen, sind wir nach ihrem Abtreten selber zweifelhaft geworden, ob ihnen nicht besser wäre, ihre Verbitterung sich austoben zu lassen. Doch meinten wir auch, daß Ehre und Anstand erfordere, unser Recht für unsere eigenen Verbindungsgenossen bescheiden zu gebrauchen, und so begann ein kleiner, nicht unblutiger Krieg, in welchem besonders Flausch-Müller seine Heldenthaten vollbrachte. Es war auf dem einmal angenommenen irrationalen Standpunkte wirklich eine Lust zu sehen, wie seine Klinge Blitz auf Blitz niederschmetterte, und war er im Kampfe wie ein Wüthender anzusehen, er wußte doch nachher uns jeden Hieb, den seinen wie seines Gegners, und jede Finte herzuzählen, als wenn er mit dem kältesten Blute zugesehen hätte. Ich dachte mir ihn bereits als einen tapfern Reitergeneral, obwol er noch fleißig mit mir und Herbst damals die Evangelien studirte, auch hatten wir bei M. Höpfner Unterricht im Hebräischen genommen, was doch früh daran zu Grunde ging, daß Müller, wie wir so um den runden Tisch herumsaßen, zwischen den Füßen einen Blasebalg hielt, der durch seine geschickte Manipulation bald dem einen, bald dem andern, insbesondere dem guten Magister einen kalten Luftstrom auf den Leib blies, was bei der Unkunde über seine Erzeugung unheimlich, jedenfalls störend wirkte.

Nach einem moderner und gerade leipziger Sitte sehr fremden Einfall der Burschenschaft wollten wir ein allgemeines sich Duzen unter den Studenten einführen. Zumal der sächsische Adel beklagte sich bitter deshalb. „Ich kann doch“, sagte mir einer aus diesem Kreise, „mich nicht

du nennen mit dem Sohne meines Schneiders oder Schusters!" Ich antwortete: „Das kannst du halten wie du willst, wir aber nennen jeden von euch, den wir für ehrenhaft halten, du; ihr könnt uns meinetwegen Euer Gnaden nennen."

In die erste Burschenversammlung, die ich als Sprecher zu leiten hatte, wurde die Streitfrage geworfen, daß unser überzähliger Abgeordneter nicht erst bei Stimmengleichheit zu holen sei, sondern allezeit mit im Repräsentanten=convent zu sitzen habe. Die Vertragsurkunde hatte darüber nichts bestimmt. Es war vorauszusehen, daß die Lands=mannschaften lieber alles wieder aufgeben würden, als diesen ärgerlichen Zeugen ihrer Zugeständnisse immer vor Augen zu haben. Man konnte diese Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede stellen, aber die Menge erhitzte sich, und im Ge=fühle der schon errungenen Uebermacht wollte sie auch diese Demüthigung durchsetzen. Ich stellte vor, daß dann unsere ganze Verhandlung, all unser Gewinn für das Geltend=machen freien vaterländischen Geistes auf der Universität ver=geblich sein, der alte rechtlose Zustand wieder hereinbrechen, ja der Verdacht auf uns fallen werde, wir scheuten uns, mit den Landsmannschaften auf der Mensur zusammenzutreffen. Vergebens! Auch ein Theil des Vorstandes wurde von der Menge fortgerissen, nur Herbst stand mir noch treu zur Seite; Müller war abwesend. Es ist immer bedenklich, wenn der, welcher einer Versammlung zu präsidiren hat, selbst leidenschaftlich an der Debatte theilnimmt. Doch konnte ich drohen, die Versammlung aufzuheben, wenn man nicht mehr auf Gründe hören wolle. Alles rief nach

Abstimmung, deren Erfolg nicht zweifelhaft gewesen wäre. Ich verweigerte dieselbe, da die Sache nicht hinreichend und bedächtig erörtert sei. So wogte der Streit einige Stunden bis gegen Abend, es ward immer stürmischer, die Bänke wurden verlassen, die Tafel, hinter welcher der Vorstand saß, war umlagert; da, aufs äußerste gebracht, erklärte ich die Versammlung für geschlossen.

Es galt jetzt bis zur nächsten Versammlung zunächst die Ausschußmänner zu gewinnen, im traulichen Gespräche ward einer nach dem andern herübergezogen und versprach mit seiner Abtheilung in diesem Sinne zu verhandeln. Die beiden Freunde haben mir redlich beigestanden, auch die Burschenzeitung setzte sich in Bewegung. Ich war bereits der Mehrheit sicher, als ich in der zweiten allgemeinen Versammlung die Gründe für und wider ruhig darlegte und den Antrag stellte, den Landsmannschaften zu sagen: „Wir haben zwar das Recht, den überzähligen Abgeordneten jederzeit mitzubringen, allein um unsern Rechtszustand mit euch zu erhalten und unsere Kräfte mit euch zu messen, wollen wir dieses Recht nicht gebrauchen.“ Ich war überrascht und gerührt, als jetzt nicht eine Stimme sich dagegen erhob, und ich dankte der brüderlichen Gemeinde, daß sie, nicht mir, sondern dem Bestande und Wachsthum unsers Bundes ihren Wunsch geopfert habe.

Im Repräsentantenconvent hat sich meines Wissens niemals die Nothwendigkeit ergeben, jenen verhaßten Ueberzähligen herbeizuholen: unsere Gegenpartei, dieser mislichen Auskunft eingedenk, suchte durch Gründe zu überzeugen,

oder entschloß sich nachzugeben. Auch lernten wir unter diesen Senioren und Subsenioren manche tüchtige Persönlichkeiten kennen, mit denen wir uns brüderlich vertrugen, wennschon das Unbillige unserer Uebermacht voraussehen ließ, daß dieses Verhältniß nicht auf die Länge bestehen werde.

Von Haus aus scheu vor öffentlicher Rede und des Gedächtnisses dessen, was ich sagen wollte, nicht vollkommen sicher, habe ich diese Unsicherheit damals ziemlich überwunden, doch nur so, daß ich leicht wieder aus der Gewohnheit kam, wenn auch leicht wieder hinein.

Die Burschenschaft war im ganzen Bundesgebiete verboten, ihre Mitglieder sollten von jeder Universität weggewiesen, auf keiner andern Universität aufgenommen und zu jedem öffentlichen Amte unfähig werden. Doch schien dieselbe Burschenschaft jetzt in Leipzig vollkommen geduldet. Wir trugen vor aller Augen das schwarzrothgoldene Band, bei akademischen Feierlichkeiten den deutschen Rock mit der Schärpe jener Farben und das befiederte Baret, jedermann kannte das Burschenhaus, im Sommer die Blaue Mütze am Rosenthal, im Winter die Goldene Gans am Ausgange der Hainstraße. In dem einen Zimmer stand unsere kleine Bibliothek, lagen neben andern Journalen die handschriftlichen Exemplare der Burschenzeitung, an einem schwarzen Brete hingen Bekanntmachungen, Ankündigung einer Sitzung des Vorstandes, einiger Klassenversammlungen der Ausschußmänner, und was sonst in einer vielverzweigten Verbindung vorkommt. Als Herbst, der im Amte des Sprechers mir gefolgt war, gegen Abend am

15. December in die Thür des Burschenhauses trat, sah er den Universitäts=Actuarius mit zwei Pedellen hinter sich herkommen, sprang die Treppe hinauf, riß die Zettel ab, aber bevor er sie noch in die Tasche stecken konnte, hielt ein Pedell ihm den Arm; hiermit hatte die Behörde eine Anzahl urkundlicher Anzeigen wider uns. Herbst erhielt sogleich Stadtarrest, drei Tage gingen noch hin, dann wurden wir beide aufs Carcer gebracht. Dies war in unserm Alten Paulinum, nur ein Tabulat tiefer, aber ich von dem Freunde getrennt durch die ganze Länge des Gebäudes. Wir hatten doch Zeit gehabt, aus unsern Papieren, die zugleich mit uns in Beschlag genommen wurden, alles Verdächtige zu entfernen, nur hatte Herbst zu seinem schweren Kummer ein Blatt übersehen, das auf den Repräsentantenconvent bezüglich einige Namen der Landsmannschafter zur Mitleidenschaft zog, ich einen Brief, der mir nur vorübergehend Leid gebracht hat.

Das Verhältniß zur akademischen Behörde in Bezug auf Verbindungswesen war lange vor uns ein unmoralisches geworden, nicht allein durch die Schuld der Behörden und der Studirenden, sondern durch Gesetze, einst kaiserliche, dann Landesgesetze, durch welche die akademischen Verbindungen alle verpönt waren, während doch die Jugend nach Herkommen und Corporationsgeist für ihr Recht hielt, nicht davon zu lassen, auch die akademischen Behörden dieses meist anerkennend nur zuweilen, wie es schien aus übler Laune, oder dann eingriffen, wenn irgendeine besondere Unfertigkeit von einer Verbindung ausgegangen war. Daher galt als altväterliche Ueberlieferung die Rechts=

fiction, daß jeder Verbündete, der vor die Behörde citirt wird, eben dadurch aus der Verbindung entlassen, ja nie darin gewesen sei, und daß die allgemeine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, vor solchem Verhör eine sehr bestimmte Grenze habe. Außerdem gegenüber dem Versprechen bei der Immatriculation, nicht in eine geheime Verbindung zu treten, behalfen wir unser Gewissen mit der Auskunft, daß die Burschenschaft keine geheime Verbindung sei und nur durch unrechtliche Bedrohungen verhindert werde, in der ihr naturgemäßen Oeffentlichkeit hervorzutreten. Insbesondere sahen wir die Karlsbader Beschlüsse gegen die Burschenschaft für die Gewaltmaßregel einer unvaterländischen Partei an, die keine sittliche Verbindlichkeit für uns begründe.

Die akademische Gerichtsbarkeit war in Leipzig bei dem sogenannten Concilium, das aus dem Rector magnificus, dem Exrector und aus einer Anzahl Assessoren bestand, die von den vier Nationen, in welche sämmtliche Docenten vertheilt waren, noch in alter Weise der prager Universität, erwählt wurden, meist unbedeutende Magister, die Zeit und Sitzefleisch genug zu dieser Assessur hatten, denn auch die Verhöre wurden vor dem versammelten Concilium vorgenommen; sachkundig war insgemein nur der Actuarius, der ebendeshalb zu klug war, um alles zu sagen, was er wußte. Rector war damals D. Müller, insgemein Kanonen-Müller genannt, vom kanonischen Rechte, das er vortrug, wie ich nachmals erfahren habe ein gutmüthiger Mensch, aber fast unbekannt mit allem, was seit Abschluß des kanonischen Rechtsbuches sich in der Welt zugetragen hat.

Noch frei hatten wir im allgemeinen einen Plan der Vertheidigung besprochen, um womöglich unsere Burschenschaft zu retten, indem etwas anderes aus ihr gemacht würde; als Vorsteher wollten wir uns nicht verleugnen. Nach dem ersten Verhör, als sich die Beweismittel gegen uns einigermaßen übersehen ließen, setzte ich, angemessen meinen Aussagen, Fragen und Antworten auf, darin sich unsere Verbindung als eine harmlose Lesegesellschaft darstellte. Dieses wurde von Herbst durchgesehen, nach jedem Verhöre so weit nöthig vermehrt, mit diesem Frag- und Antwort-Büchlein mußte sich jeder genau bekannt machen, der vors Concil gefordert wurde, die Füchse wurden darüber förmlich von den Ausschußmännern examinirt. Hierdurch ergaben sich wunderbar einstimmige Aussagen. Als nachmals die Fragen wegen des Repräsentantenconvents hervortraten, wobei unsere Ehre besonders verpflichtet schien, daß die Landsmannschaften nicht durch unsere Schuld in diese Sache verwickelt würden, da wurde dieser als eine sehr moralische Vereinigung dargestellt zur Verhütung der Duelle. Der Rector glaubte das alles, der Actuarius lächelte.

Wir beide Gefangene sollten zwar von der Außenwelt ganz abgeschlossen sein, Schreibmaterialien waren uns versagt: allein da meine Aussicht in einen verschlossenen Garten ging, wurde ein Zimmer über meiner Klause, das von Studenten bewohnt war, sogleich von Verbindungsgenossen in Beschlag genommen, und ein Bindfaden von oben brachte alle Abende jede nöthige Mittheilung und Geräthschaft vor das Eisengitter meines Fensters.

Herbst konnte seine Telegraphenlinie unmittelbar auf die Straße herablassen. Für die Burschenschaft in dieser Zeit der Bedrängniß hatte Flausch-Müller eine Art Dictatur übernommen.

Anfangs bin ich mir recht wie ein gefangener Vogel vorgekommen, der Lust hat, sein Köpfchen mindestens an den Glasscheiben zu zerstoßen. Dieses sinnliche Grauen gab sich doch bald, die Weihnachtsfeiertage gingen in dieser Abgeschlossenheit hin, am Sylvesterabend schrieb ich in ein Blatt des Tagebuchs: „Es ist das erste Opfer, das ich der guten Sache bringe, und ich denke, es soll nicht das letzte sein, darum bring' ich's mit heiterm Muthe. Aus meiner schönen Bahn bin ich wahrscheinlich herausgerissen, doch mein Vaterland ist groß, nur um die Mutter ist mir's leid, tröste sie Gott!" Eine Epistel an Herbst*) spricht das Gefühl dieser Tage aus:

Ha! was sitzen wir hier im Kerker wie Mörder und Diebe!
  Zwischen den Freuden der Welt, zwischen der Liebenden Brust
Steht gleich kaltem Gespenst das eherne Gitter. O was grub
  Uns lebendig hier ein, denen es leben und frei
Sein Eins heißt? Daß wir strebten der Freiheit würdig zu werden,
  Daß wir das junge Geschlecht frei noch von knechtischer Schuld
Deutschlands Morgenröthe gewonnen, der besseren Zukunft
  Männer geworben, ihr selbst freudig entgegengelebt,

---

*) Als Epistola ex Ponto prima. Buschleoni amico. Unterzeichnet: „auf unserm Jagdschloß Sanssouci, den 17. Januar 1821. Dein getreuer Rattenfaengerus", ein Spitzname, den ich von dem Goethe'schen Liede hatte, das ich mit schlechter Stimme gern zur Guitarre sang.

Das ist unsere Schuld, nur das warf uns in den Kerker,
Und in dem trauernden Zorn über die knechtische Zeit,
Und in dem sehnenden Blick nach Freiheit hebt sich ein göttlich
Großes Gefühl: wir sind Opfer des Guten wie oft
Wir in den Jünglingsträumen ersehnt, daß Gott uns erwähle
Für eine schönere Zeit freudige Opfer zu fall'n.
Bruder, der Boden ist frei, frei uns gleich Murten und Sempach,
Ich bin stolz und frei, wie ich mich nimmer gefühlt.
Und das weiß ich nun klar, wie aller der himmlischen Güter
Höchstes die Freiheit ist, nenne sie Liebe, Vernunft,
Oder wie sonst ein Name die Göttliche nennt, der Erde
Höchstes ist Freiheit auch, höher denn Kronen und Glück.
Cato konnte nicht anders. Was soll ein Leben im Grabe,
Jeglichen Schmuckes beraubt, jeglichen Zweckes beraubt!
Wenn jetzt früh ich erwach', aus Träumen von Freiheit, im Kerker,
Bet' ich: „Freiheit, o Gott, Freiheit!“ Das ist mein Gebet.
Will's auch beten, bis einst er mich ruft zum Lande der Freiheit,
Wenn ich ein Ritter für sie freudig das Leben durchkämpft.
Ja hier lieg' ich vor dir, Allmächtiger, hier in dem Kerker
Schwör' ich dir frei zu sein, ewig für Freiheit zu stehn!
Und du Ferdinand schlägst mit ein und Robert der Dritte
Schwör'n wir der Knechtschaft Haß, ewigen, tödlichen Haß.
Koste die Fehd' auch Gut und Blut, mag Vater und Mutter
Weinen, es löst nur der Tod uns von dem heiligen Krieg. —
Freund, mein Herz schlägt kühn, so schlug's den Männern auf Rütli,
Als sie die Zeit beschwor'n, als sie dem Herrn sich gelobt,
Als Jahrhunderte voll von hehren Gedanken der Freiheit,
Alle die Felder der Schlacht freudig Gefallener voll,
Ahnungsreich vor den Herzen der Gottbegeisterten standen,
Mahnend zum heiligen Schwur, mahnend zur herrlichen That.
Oft schon sind ja Engel zum Kerker tröstend gestiegen,
Ich auch sah ein Gesicht, als ich begeistert so schwur:
Fern vom Donaustrom, von Burgund, von den Alpen, vom Nordmeer,
Wo nur deutsch das Wort, deutsch das Gemüth und das Schwert,
War'n die Männer gelagert am Rhein, ein Maifeld Deutschlands,
Welches verklärt aus der Gruft, jung und unsterblich erstand.

Fürsten die Väter des Volks gleich Bürgern, die Bürger wie Fürsten,
Alle beschwur'n ein Gesetz, welches sie ewig verband,
Welches für jeden ein Herr die Freiheit jedes bewahrte,
All' ein Brudervolk, alle gewappnet und frei.
Und da kehrte zurück, was Schönes vergangene Tage
Jemals sahn, was dort nur wenige Edle gethan,
Lebte nun frisch im Volk, das freie, begeisterte deutsche
Herz schlug stolz und groß, freudig zu sterben auch groß.
Ha, was seh' ich! Ueber dem Volk der Helden Versammlung!
Reitend auf Nebelgewölk schau'n sie segnend herab,
Hermann, die großen Ottonen und Habsburg, Staufen die hohen
Dulder und Streiter des Herrn, Hutten und Sickingen auch.
Weinend schaut' ich hinauf, Myriaden Jünglinge schauten
Weinend mit mir hinauf, welche den Eid mit geschwor'n.
Da trat Körner hervor aus Deutschlands Heldenversammlung,
Theodor, der einst auch hier in dem Kerker geseufzt,
Sprach: „Dies wird Deutschlands Schicksal sein. Stärkt euch im Glauben,
Daß dies Bild euch Trost bring' in der Nacht und im Tod.
Ungeheueres trägt die Zeit im Schose, noch gilt es
Gräßlichen Kampf, die Welt ist aus den Fugen gerückt,
Tausende Märtyrer nur vermögen sie wieder zu richten.
Welche den Sieg erkämpft, werden im Siegeszug fehl'n.
Moses sah das gelobete Land von ferne, da starb er.
Wählt zu erkämpfen den Sieg, oder des Siegs euch zu freu'n!“
Und wir blickten noch einmal hin zur herrlichen Zukunft,
Wählten dann gern mit dem Tod sie zu erkaufen der Welt,
Wählten wie Körner gewählt. Da segneten all uns die Helden,
Und es verschwand das Gesicht, — tröst' es im Kerker auch dich!

Doch war es keineswegs auf die Permanenz dieses Pathos angefangen, so aufrichtig es war. Ich datirte einmal einen Brief aus Sanssouci mit dieser Erläuterung: „So nenne ich diesen Zufluchtsort aus dem Getümmel der Welt, weil ich hier für gar nichts zu sorgen brauche,

nicht für Essen, Trinken, Kleider, gute Sitten, alles fällt mir von selbst zu, ich brauche keinen Fuß danach zu rühren, kann weder bestohlen noch entführt werden, kurz, es fehlt dem Ideal des Lebens nichts als die Freiheit, es ist so still und traulich wie im Grabe.“ Ich hatte ein Päckchen Papier in mein Stilleben hineingerettet, auf jener Frühlingsreise meines ersten Wanderlebens mit Bleistift, bierangefeuchteter Tinte und dergleichen Hülfsmitteln Beschriebenes, im Zustande schwieriger Lesbarkeit und drohender Vergänglichkeit. Das hatte ich längst gewünscht in ein Buch reinlich zusammenzuschreiben. Dazu war jetzt die Zeit. Die Riegel und Schlösser des alten Carcers bewegten sich dröhnend langsam, sodaß ich immer noch Zeit hatte, meinen Schreibapparat zu verstecken, wenn der Carcerwärter einmal zu ungewöhnlicher Stunde eintrat; allenfalls wär' er auch zu verständig gewesen, um etwa blos wegen eines schwarzen Fingers oder eines Tintenklexes auf dem Tische nach der geheimnißvollen Quelle zu forschen. So genoß ich denn schreibend, in der Lust des äußersten Gegensatzes, den Duft dieser Wanderschaft noch einmal. Indeß blos abzuschreiben wäre doch etwas langweilig geworden, ändern mochte ich nicht gern an jenen Wildlingen, daher kam ich auf den Einfall, sie mit Anmerkungen herauszugeben, und zwar in Gestalt eines alten pedantischen leipziger Magisters, doch auch ein Stück von mir selbst, der durch ein lächerliches Misverständniß als Demagog auf das Carcer gekommen ist, und hier die Reisebriefe, die einer nach dem andern ihm am Bindfaden heruntergelassen werden, seines Schülers herausgibt, den

er unwillkürlich lieb hat, und doch vor den Ausbrüchen seines zärtlichen, wie seines politischen Enthusiasmus, wie über seinen confusen Stil, sich fortwährend entsetzt. Es erhielt den Titel: „Rhein- und Lenzfahrt des Studiosi Rattenfänger, herausgegeben vom Herrn Magister Autos. Dritte vielfach zu verbessernde Auflage.“ Mit dem Motto:

Es flog ein Gänschen übern Rhein,
Und kam ein Gikgak wieder heim.

Das war nicht die Meinung, ein druckfertiges Buch zu schreiben, sondern nur ein hübsches Manuscript zum eigenen Andenken. Die Reiseberichte sind an jene Luise gerichtet, welche ich aufgegeben hatte, und doch nicht vergessen konnte, während die Marienandacht durch ernste Arbeit und munteres Jugendleben unmerklich zurückgetreten war, so ungern ich scheiden mochte von diesem schönen Schmerze; und Maria war mir mehr als einmal ein Schutzgeist geworden gegen unedle Neigung. Von jener Luise, als meinem alleinigen Publikum, war im ersten Briefe als Honorar für jeden Bogen ein Kuß ausbedungen, sollten sich Verse einmischen, da sie auch vom Buchhändler geringer honorirt würden, die Hälfte. Zu dieser unbekannten Schönheit verhielt sich der Magister bald mit ironischem Lächeln, bald mit altmodiger Galanterie, indem er auf die Hoffnung eines Antheils an dem köstlichen Honorar für seine gelehrten Anmerkungen gerieth, bis einer der letzten Briefe das Bekenntniß brachte, daß alles eine Täuschung sei, und doch auch keine. „Ein Frühling hat mir einst geblüht in Liebesglück, und ich war damals ein Dichter, sowenig ich auch vom Versemachen verstand.

Solch ein Frühling verblüht schnell, wie alles Schöne. Da wollte ich jetzt, wo eine langersehnte Wallfahrt durchs Vaterland mir offen lag unter Blüten, Bechern und Nachtigallen, noch einmal des Lebens volle Freude um mich versammeln. Der liebe Gott hat mir zum Ersatze für manches, das er mir versagte, eine Kraft in die Brust gelegt, Erinnerungen und Hoffnungen in einen Kranz zusammenzubinden und der Gegenwart aufs Haupt zu drücken. So dachte ich mir, Luise wäre noch mein, dächte daheim des Wanderers und sänge vielleicht aus dem alten Wanderliede:

Heimat bleibt dir treu und bieder,
Kehrst nur du als Treuer wieder.

Was ist denn Traum und was Wahrheit? Ich war glücklich, als liebten wir noch einander, und ich bin glücklich gewesen. Du wirst diese Briefe nie sehen, und läsest du sie, du würdest schmerzlich darüber lächeln wie ich."

Hierzu hat der Magister angemerkt: „Nein, das heißt die Leute schändlich in den April schicken. Ich kann mir nun wol auch einbilden, ich bekomme meinen Antheil am Honorar, und mir den Mund danach abwischen. Ach ich bin so ärgerlich, säß' ich nicht auf dem Carcer, ich schriebe kein Wort mehr ab, und was die gelehrten Nachträge betrifft, ich müßte ein sehr dummer Magister sein, wenn ich noch welche schreiben wollte. Mir ist's selber wie ein Traum. Also gar nichts wär's mit der holdseligen Luise; und ich bin über dem Schreiben ihr ordentlich gut geworden. Am Ende ist das letzte erst der Schabernack und geradezu auf mich abgesehen. Die Hand müßte

dem Jungen einmal zum Grabe herauswachsen, seinen ehrwürdigen Lehrer so anzuführen; und doch wollte ich, es wäre so."

So haben wir miteinander gespielt, und die Einsamkeit war fast Gewohnheit geworden, als ich nach fünf Wochen einen Gefährten erhielt, vom hessischen Adel, mit dem ich gut auskam, während der alte Fährmann, der Carcerwärter, der einige Jahre auf einem Gymnasium zugebracht hatte, Aergerniß daran nahm, daß dieser Insasse eines leipziger Carcer nicht Latein verstand, und ihn, gegen mich gewandt, mit allerlei lateinischen Scheltworten als bestia campi zu betiteln pflegte.

Zu dieser Zeit stellte ich einmal im Verhöre vor, es sei doch eine unnütze Härte, uns so lange gefangen zu halten in einer bloßen Untersuchung, die man ebenso sicher auf freiem Fuße mit uns vornehmen könnte. Einer der Assessoren fiel mir bei: er sehe keinen Grund und kein Recht, die Herren länger auf dem Carcer zu halten. Der Rector wandte verwundert sein Haupt, sodaß der kleine Zopf, den er nach altväterischer Weise trug, fast nach vorn zu stehen kam, und sprach: „Nun, Sie werden unsere Entschließung vernehmen." Es währte noch zwei Wochen, und als endlich der alte Charon kam mit dem Rufe der Freiheit, hat es wieder einen Tag gedauert, ehe es wirklich dazu kam, weil an diesem Nachmittage ein Professor gestorben war, mit dessen Nachlasse die Magnificenz beschäftigt sei. Wir haben ihm das so nachgetragen, daß es eine kleine Verschwörung gab, ihn einmal abends anzuhalten und sein Zöpfchen abzuschneiden. Doch hat es

keiner übers Herz gebracht, das auszuführen. Endlich am 9. Februar thaten die Riegel sich auf, ich eilte auf meine Stube, da sah es aus, als wäre ich gestorben, meine Blumen, die ich so gern pflegte, waren erfroren. Dann stürzte Herbst in meine Arme, dann Robert, und von einer muntern Schar begleitet zogen wir vors Thor. Meine Knie knickten doch ein wenig zusammen, ich war sieben Wochen nicht aus dem kleinen Gemach gekommen, außer wenn ich ins Verhör geführt wurde, es war wie nach einer Krankheit, ein glückliches Gefühl der Genesung, der Freiheit, so wieder für sich selber zu sein in der frischen Luft. Das Leben wäre sehr schön, wenn man's nicht durch den bittern Gegensatz erkaufen müßte, oder sich's bewahren könnte, dieses jubelnde Gefühl des Lebens, das nichts bedarf als eine unverschlossene Thür.

Die Untersuchung ging noch immer fort, aber auch unser Verbindungsleben, nur etwas vorsichtiger. Ich begann wieder meinen Morgenfleiß, die Nachmittage ging ich doch meist mit guten Gesellen auf eins der umliegenden Dörfer. Wir hatten zwar Stadtarrest, aber wir erbaten uns bald diesen, bald jenen Ort zum Besuche, und faßten dieses so auf, als sei die Gestattung gleich für alle Tage gegeben, sodaß wir in kurzem die ganze Umgegend frei hatten. Auch kam eine närrische Arbeit an mich.

Jene „Reden an die deutsche Jugend" wollte ich herausgeben, und hatte kurz vor der Verhaftung einen Verleger dazu an dem Buchhändler Hahn in Altenburg ge-

funden, der auch ein Honorar verwilligte, davon ich nach meiner Weise ein Jahr leben konnte. Er schrieb mir, in Altenburg hätten sie die Censur nicht passirt, er wolle sie aber in Strasburg drucken lassen. Dieser Brief war unter meinen Papieren gefunden worden. Der Rector forderte Einstellung des Druckes und Auslieferung der Reden. Der Verleger verweigerte das. Um es im Guten von ihm zu erlangen, wurde ich selbst bald nach meiner Freilassung nach Altenburg gesandt. Es war eine vergnügliche Partie, Herbst als Kutscher eines Einspänners und dazu mein sogenannter Edelknabe. Bei Hahn hinter der Punschbowle wurde der Schwank ausgedacht, daß er sich zur Auslieferung zwar bereit erklären, dieselbe aber möglichst verzögern sollte, sodaß ich Zeit hätte, andere Reden im ganz entgegengesetzten Sinne zu schreiben, und diese sollten übergeben werden. Ich machte mich sogleich mit viel Humor darüber her, während ich zu meiner Herzensstärkung „Haller's Restauration des Staatsrechts“ und Aehnliches las; auch Hegel's „Naturrecht“ ist mir damals erst in diesem Sinne bekannt geworden. Es wurden Reden, die verdient hätten, nachträglich in der Kreuzzeitung zu stehen. Der Scherz ist doch nicht zur Vollendung gekommen. In meiner Lust an dieser Maskerade ward ich nicht schnell genug fertig, und Hahn, obrigkeitlich bedrängt, hat die echten Reden hergegeben. Ich habe die Handschrift, viele Stellen mit Rothstift gezeichnet, erst zu einer Zeit wieder erhalten, als mir die Reden nicht mehr genügten, um sie drucken zu lassen.

Das Ende des Semesters war nahe herangekommen. Winer hatte die Dogmatik beschlossen mit der Ermahnung zu einer auf philosophische, geschichtliche und classische Studien gegründeten gründlichen Forschung in der Heiligen Schrift, nach dem Vorbilde von Ernesti und Morus. Ich hatte dem Pfarrer in Schönefeld versprochen, die Predigt am nächsten Sonntage zu halten. Freitag vorher hielt die Burschenschaft den Abschiedscommers auf der „Funkenburg", ohne, ich weiß nicht warum, die übliche Erlaubniß erbeten zu haben. Mitten im Gesange, in der Freude und Wehmuth dieser Festlichkeit, traten die Pedelle ein und geboten im Namen Seiner Magnificenz sofort nach Hause zu gehen, da jeder Commers verboten sei. Darüber entstand große Entrüstung, es war nahe daran die Störenfriede hinauszuwerfen; wir beschwichtigten die Menge, und ich redete den Pedellen zu, sie sähen, daß es nicht ohne unglückliche Gewaltthaten abgehen würde, sie selbst möchten doch irgendwie es vermitteln, daß wir harmlos unsere Lieder singen, unser Bier trinken und von unsern scheidenden Freunden Abschied nehmen könnten. Sie verließen uns denn auch, aber am nächsten Morgen 7 Uhr erschien bei mir ein Pedell mit dem alten Freund Fährmann, mich wieder aufs Carcer abzuführen. Es war mir nach der frühern Erfahrung sehr unbehaglich, doch behielt ich guten Muth, fuhr fort meine Predigt zu memoriren, und bedrohte den Carcerwärter, würde ich nicht freigelassen, so würde ich morgen früh die Predigt vor ihm halten. Zum Glück hatte an diesem Morgen das Concilium seine

gewöhnliche Sitzung. Der Rector hielt mir vor, daß ich einen Commers veranstaltet hätte, ungesetzlich und widersetzlich. Ich erwiderte, daß ich ihn nicht veranstaltet, sondern nur bei unerwarteter Störung zum Frieden geredet habe, daß es aber auch gar kein Commers gewesen sei, sondern wir hätten nur mit unsern abgehenden Freunden einen Labetrunk gehalten; hätte man einen Commers halten wollen, so hätte ja nichts entgegengestanden, die Erlaubniß Sr. Magnificenz zu erbitten, da sie unbedenklich ertheilt worden wäre.

Da sah man das Zöpfchen noch einmal sich schwenken in ernster Misbilligung. „Nimmer wäre ein Commers erlaubt worden, als welchen zu halten durch kurfürstliches Mandat von 1784 gänzlich verboten ist."

„Aber Ew. Magnificenz haben doch zu Anfang des Semesters einen Commers willig gestattet."

„Niemals einen Commers! Ich habe erlaubt, daß die Herren mit Musik ihre Lieder singen, dazu bescheiden trinken, da man über dem Singen Durst bekommt, auch daß zur Erhaltung guter Ordnung mit einigen Rappieren das Zeichen zum Gesange gegeben werde, aber nie einen Commers!"

Nun hatte ich Oberwasser und konnte mich auf das Zeugniß der Pedelle berufen, daß auf der Funkenburg eben nur dieses geschehen, also die Anschuldigung eines Commerses eine Verleumdung sei. Diesmal lächelten auch die Assessoren, ich wurde entlassen und hielt am nächsten Morgen in Frieden meine Predigt.

Am 3. April wurden wir vor das Concilium gefordert an 30 Mann, auch einige von den Landsmannschaften, zur Eröffnung des Urtheils. Dasselbe sprach gegen die Einzelnen, je nachdem sie sich hatten herausreden können, von 3 Tagen Carcer in allmählichen Abstufungen bis zu 4 Wochen, nur Herbst und ich erhielten als „wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen" das Consilium abeundi, d. h. den Rath fortzugehen, der freilich binnen 24 Stunden befolgt werden muß, die mildere Art der Wegweisung. Wir waren das alle sehr zufrieden. Die Burschenschaft blieb unversehrt. Ich hatte ohnedies gewünscht noch eine andere Universität zu besuchen, und wäre bei der Spärlichkeit meiner Einkünfte ohne solch eine Katastrophe schwerlich dazu gekommen. Die Stunden gingen rasch vorbei mit Einpacken und Abschiednehmen. Dazwischen fiel noch eine Thorheit. Herbst wollte die Nacht bei Robert schlafen, da sein Bett schon gepackt war. Beim Zuhausegehen kommt ihnen ein loser Pflasterstein in den Weg, den Müller mit auf sein Zimmer nimmt. Seit einigen Nächten pflegte ein junger Kaufmann seiner Schönen, die in demselben Hause wohnte, zur Guitarre singend ein Ständchen zu bringen, woran unser Freund Anstoß nahm. Er beschloß also, den Stein in den Wimmerkasten zu werfen, wie er das poetische Instrument nannte; keck und gewandt wie er war, hat er wirklich den Stein so geworfen oder so fallen lassen, daß er das Instrument zertrümmerte ohne den zärtlichen Sänger zu verletzen. Dieser wüthete und schimpfte auf den Thäter. Dadurch ließen sich die beiden oben reizen, mit Rappieren herunterzukommen und den unglücklichen

Liebhaber auch noch übel zu behandeln, bis Polizei dazukam und sie sich aus dem Staube machten. Am Morgen kam Anzeige an die akademische Behörde, und zwar klagte der Gekränkte auf nichts Geringeres, als die beiden Studenten hätten ihn umbringen wollen, wofür der schwere Stein und die zerbrochene Guitarre ein ziemliches Indicium war. Müller wurde sogleich verhaftet, Herbst erhielt rechtzeitig Nachricht und flüchtete zu einem Bekannten in ein Gartenhaus der Vorstadt. Gegen Mittag kam der Actuarius mit drei handfesten Leuten auf meine Stube, um die Sachen des Geflüchteten in Beschlag zu nehmen. Ich konnte natürlich alles, was gepackt dalag, für das Meine erklären, so zogen sie ab mit einigen Ueberresten, die sich noch in Herbst's Pulte vorfanden und in einem Taschentuche Raum hatten. Wir vermutheten, daß die äußern Thore besetzt wären, um den Flüchtling wegzufangen. Er blieb daher bis gegen Abend versteckt, man hatte seine semmelfarbenen Haare geschwärzt, sein bleiches Gesicht roth angestrichen und ihn elegant herausgeputzt, so ging er mit meinem Bruder, dem Apotheker, in den damals noch bestehenden Bosen's Garten, ein Trupp zuverlässiger Bursche in einiger Entfernung hinterher, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; dort stiegen sie über eine Breterwand und waren im freien Felde. Ich war unterdeß nur vom Edelknaben begleitet durch das Petersthor gegangen, wir harrten am Kreuz, dem Weichbilde der Stadt, dem verabredeten Orte, bald hörten wir ein munteres Hurrah in der Ferne; dann noch der herzliche Abschied von den Genossen, der letzte Gruß an den Freund im Gefängniß, und

ich ging unter dem bewölkten Nachthimmel der Heimat zu am Arme des Freundes.

Schon daheim schloß ich den zweiten Band des Tagebuchs, überschrieben „Burschenleben"*), mit der Betrachtung: „Theure Hoffnungen sind vergangen als schöne Träume, weder in Kunst noch in Wissenschaft bin ich zu dem geworden, was ich erwartete: doch bin ich getrost in der Ueberzeugung, daß mein Leben eine Richtung genommen hat, in der ich würdig leben und sterben kann. Dieser Zeit können nicht Stubengelehrte helfen, sondern Männer, weise und selbständig durch die Wissenschaft, vielleicht auch durch sie angesehen im Volke, aber nicht minder thatkräftig im Leben. Ich kam nach Leipzig in einer Blüte des Gemüthslebens, die ebenso leicht zur Phantasterei umschlagen, als zum Dichterruhm führen konnte. Keins von beiden ist geschehen. Vornehmlich die Burschenschaft hat meinen Blick auf die Wirklichkeit gerichtet und mich zu männlicher Thatkraft gemahnt. Habe ich dennoch Genie, so wird es sich zeigen: wo nicht, so war die Herabstimmung höchst nöthig. Viele frohe Stunden liegen hinter mir, und liebe Genossen lasse ich zurück, die meiner gedenken werden. Mein Herz aber gehört dem Vaterlande. Unser schönstes Glück ist nur ein Traum! das war das Gefühl,

---

*) Mit dem heidnischen und christlichen Motto:

Quisnam igitur liber? Sapiens sibi qui imperiosus,
Quem neque pauperies, neque mors, neque vincula terrent.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben.



mit dem ich einst von dem Orte frühern Jugendglücks schied. Ich glaube noch immer an diesen Traum, aber ich glaube auch, daß jeder große Gedanke, jedes hohe Gefühl und jede schöne That eine Wahrheit ist und bleibt auf ewig."

———

Viertes Kapitel.

Erlangen.

April 1821 bis August 1822.

Daheim ward ich doch sehr gütig aufgenommen, und selbst Vater Dienemann war nicht übel damit zufrieden, daß die Burschenschaft einiges Unheil über mich gebracht hatte. Am Charfreitag habe ich in Steinbach gepredigt, schon abends vorher vom Nachfolger meines Vaters gastlich empfangen. Es war ein klarer Frühlingsmorgen und die Vögel zwitscherten auf des Großvaters Linde. Die Predigt über den Spruch: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibt in Segen.“ Dem Sohne mochte nachgesehen werden, daß er von der höchsten Erfüllung dieses Segens sich zuletzt auf das wandte, was ihm hier individuell nahe lag. Auch Mutter und Schwestern waren gekommen. Die Gräber des Vaters und Großvaters liegen zwischen dem Pfarrhof und der Kirche. Als ich heraustrat, hat die Mutter mich da erwartet. Einige alte Leute kamen auch und drückten dem Sohne ihres alten Pfarrers die Hand. Ein heiteres

Familienmahl beschloß dieses Sakrament, und es war mir ein volles Genügen in dieser Zukunft des Landpfarrerlebens.

Herbst wollte nach Göttingen, ich war gleich für Erlangen entschieden. Auf der vorjährigen Wanderschaft hatte süddeutsche Art mir das Herz abgewonnen, auch das goldene Bier von Erlangen mir imponirt, endlich war soeben Schelling, zwar nur als Gast, wegen seiner Gesundheit, doch mit der Verheißung Vorlesungen zu halten, von München nach Erlangen gekommen. An 50 Thaler wurden zusammengebracht, mit denen ich fröhlichen Muthes auszog, überall bei Gastfreunden einkehrend. In Neumark fand ich meinen Robert wieder, die zertrümmerte Guitarre war mit einigen Carcertagen mild gesühnt worden. Sein Vater las uns vor aus der Handschrift seines Werkes vom „Wahren und Gewissen"*), in welchem sich die Kant'sche Philosophie mit religiöser Innigkeit erfrischt hat.

In Plauen traf ich den Edelknaben, der einen Prinzen von Holstein, dessen Vater unebenbürtig vermählt in Leipzig lebte, im Duell verwundet hatte und deshalb auf der Flucht war. Ich redete ihm zu, mit nach Erlangen zu gehen, was mir freilich eine liebe Genossenschaft brachte, doch nicht ohne Nachtheil, denn vorerst kam ich ins Gerede durch seine langen blonden Locken, zu denen seine übrige Erscheinung paßte, ein verkleidetes Mädchen mit mir zu führen, wie er denn auch in Leipzig Mimili genannt wurde, obwol er gar frisch und keck war; dann mußte

*) Zwey Bücher vom Wahren und Gewissen (Leipzig 1822).

meine Baarschaft ihm aushelfen, und er hat mir's nie wiedergeben können, obwol ich's damals recht bedurfte.

Wir genossen eine halbe Woche das Ideal der Gastfreundschaft auf der Papiermühle bei Hof, und der Edelknabe meinte, der alte Papa sehe beim Abendsegen aus wie Gott der Vater. In Erlangen wurde ich von den vorjährigen Bekannten und, wenn nicht ein Märtyrer, doch als ein Confessor der Burschenschaft herzlich empfangen. Ich ließ mich sogleich wieder aufnehmen, doch bin ich nicht wieder in ein ordentliches Amt eingetreten, um recht ungestört zu studiren.

Das ganze Jahr durch habe ich bei Engelhardt Kirchengeschichte gehört, die seltsamerweise ich bisher ganz vergessen hatte. Alles wurde dictirt, eine fleißige Zusammenstellung von Thatsachen in der Art, wie wir nachmals sie gedruckt erhalten haben. Engelhardt war vielseitig gebildet, und, was seiner scheinbar trockenen Art so fern zu liegen schien, mit der Mystik des Mittelalters vertraut; er hat mich mit Rath und Büchern mannichfach unterstützt.

Daneben einer alten Neigung nachgehend, hörte ich bei Rau Staatswirthschaft. Der nachmals so berühmt gewordene heidelberger Staatsökonom hatte damals etwas Scheues, Jüngferliches. Nun standen wir einmal vor der finanziellen Bedeutung der Bierwirthschaft, die für Baiern so groß ist. Abends auf dem Burschenhause lief mir der Scherz in die Hand zu erwähnen, daß morgen bei Rau Bierproben herumgegeben würden. Da wollte jedermann dabei sein und sie standen am nächsten Morgen in dem mäßigen Hörsaal Kopf an Kopf bis vor die Thür. Hoch-

erröthet über dieses unerwartete Publikum mußte sich Rau hindurchdrängen, und sie hörten wenigstens gründlich, wie sich der Staat zu ihrem Lieblingsgetränke verhalte. Im Winter habe ich bei Rau auch Landwirthschaft gehört in der Hoffnung, es für die Pfarräcker einmal zu brauchen.

Bei Bertholdt versuchte ich die Psalmen, und an gelehrter Auslegung hat es gewiß nicht gefehlt. Er pflegte nicht lang vor halb anzufangen und mitunter fünf Minuten vor dem Schlage war seine feierliche Rede: „Wir müssen hier wol schließen, meine Herren, der Schlag möchte uns sonst überraschen.“ Ich meinte doch bald diese Sache zeitgemäßer anfangen zu können.

Heinrich von Schubert, Professor der Naturgeschichte, bildete damals einen Höhenpunkt der unsichtbaren, durch ganz Deutschland zerstreuten gläubigen Gemeinde, einzelne feingebildete Männer und Frauen, doch auch einfache Handwerker, die noch nicht orthodox waren, aber sich gefühlsmäßig einigen Hauptstücken altväterlichen Glaubens liebevoll zugewandt hatten. Schubert verband mit dieser mystischen Richtung den heitersten Humor und eine grenzenlose Gutmüthigkeit. Sonntags nach der Mittagskirche versammelten sich gewöhnlich einige vertraute Jünger um ihn, während des Sommers in dem kleinen Hausgarten, er erzählte da gern mit seiner Gabe anschaulicher Darstellung Geschichtchen der Art, wie sie aufgenommen sind in sein „Altes und Neues“. Gegen Abend kam ein einfacher Imbiß. Eine Zeit lang war dabei das Bier sehr übel bestellt, und correct, wie man in Baiern darin ist, mochten wir wol ziemlich bedenkliche Gesichter dazu machen.

Da sagte Schubert: „Nicht wahr, mein Bier schmeckt euch nicht? Ja seht, das geht so zu. Da drüben unser Nachbar, der arme Teufel, hat sich auch einmal einfallen lassen Bier zu brauen. Das ist ihm schlecht gerathen. Wenn wir's nun nicht trinken, wer soll's ihm sonst abkaufen?" Da haben wir in Ergebung das schlechte Bier getrunken.

Wir sagten untereinander, man könne in Schubert's Gegenwart keinen bösen Gedanken hegen, noch jemand wehe thun, und wer mit ihm zusammen gewesen, sei immer ein besserer Mensch auf zwei Tage, wenn auch nicht länger. Der Edelknabe, der mitunter einen frechen Mund hatte, nannte ihn Gott den Sohn, und sah sich schon nach dem Heiligen Geiste um.

Ich war durch einen Verwandten aus seiner erzgebirgischen Heimat an Schubert, den Pfarrerssohn aus Hohenstein, empfohlen, und gehörte bald zu jenem vertrauten Kreise, obwol ich seine Vorlesungen nur als Gast zuweilen besucht habe, wenn er etwa von dem Geheimnisse der Schöpfung redete, oder von der Herrlichkeit des gestirnten Himmels. Er kannte auch meine abweichende Richtung und sagte gelegentlich davon: „Sie haben sich das aufrichtig so zurechtgelegt und bei Ihrem redlichen Suchen wird es schon noch anders kommen." Es ist nicht anders gekommen, und wir sind treu verbunden geblieben. Als Bertholdt gestorben war, sprach Schubert: „Wir werden doch wieder einen Rationalisten bekommen, wenn es nur auch so ein rechtschaffener Mann wäre wie der selige Bertholdt!" Winer ist gekommen, und ich hatte die zu-

fälligste Gelegenheit für einen Studenten, dies zu fördern. Winer fand an Schubert's Pflegetochter die theure Hausfrau, er schrieb mir: „Der Segen des Schubert'schen Hauses ist auch in das meine übergegangen." Beiden, Schubert als dem freundlichen Führer aus dem Reiche der Natur in das Himmelreich, Winer, dem treuen Schriftforscher, konnte ich meine „Dogmatik" zueignen. Schubert hatte nur eine einzige zarte Tochter, deren anmuthiges Wesen einige von uns sehr aus der Ferne verehrten. Ich habe noch bei seinem achtzigsten Geburtstage mit Enkeln und Urenkeln am großen Familientische in München gesessen. Er hat auch in die „Evangelische Kirchenzeitung" geschrieben, die schönen Geschichten aus dem Reiche, doch hat er damals zu mir gesagt: „Höre du, die jetzt Gläubigen sind mir zu scharf, das verstehe ich nicht mehr."

Bei Schubert traf man insgemein den biedern Schwaben Pfaff, den Mathematiker voll des muntersten Witzes, im abgeschabten deutschen Rocke. Wol mit dem Freunde wesentlich einverstanden, hielt er doch dafür: wer zur Erklärung einer Naturerscheinung, außer der ersten, den lieben Gott braucht, mit dem ist über Naturforschung nicht zu reden.

Das nachmalige Erlangen war noch entschiedener angedeutet durch den reformirten Prediger Kraft. Vornehmlich seine Kinderbetstunden oder Katechisationen wurden werth gehalten, und die habe ich zuweilen mit Erbauung besucht. Als wir aber, ein Kreis von Bekannten, bei ihm zum Abendmahl gehen wollten, hat er dies abgelehnt. Uns war, soviel wir auf Luther hielten, die

Union beider protestantischen Kirchen doch eine selbstverständliche Sache.

Schelling war vorhanden, aber noch schweigend und zurückgezogen. Auf der Mittagsseite des Altstädter Bergs, an den sich die Stadt lehnt, hatte ein Professor der Medicin, Fleischmann, einen Garten, in welchen man nur als Gast kam, doch nach der bequemen Sitte einer kleinen Universität sich aus dem nahen Gasthause am Fuße des Bergs ein Maß Bier mit der beliebten Zukost des Ochsenmaulsalats bestellen konnte. Dort hat Schubert, der mit Schelling nah befreundet war, ihm mich vorgestellt. Ich habe dann nach seiner Erlaubniß ihn besucht, nicht ohne Herzklopfen, es war der erste weltberühmte Mann, dem ich allein gegenüberstand, und wenn ich auch wußte, daß selbst die fränkischen Könige sich nicht mit der Krone auf dem Haupte zu Bette gelegt haben, so drückte und hob mich doch zugleich der Gedanke, daß dieser Mann mit der sokratischen Nase die Geheimnisse des Universums zu offenbaren und neue Grundlagen alles menschlichen Wissens zu legen verheiße, über deren Beschaffenheit ich noch ziemlich im Unklaren war. Das Gespräch gerieth, wol nach meiner Herkunft, auf die altenburgischen Bauerngüter, nämlich auf die dortige Sitte, das geschlossene Gut dem jüngsten Sohne gegen mäßige Auszahlung der ältern Geschwister zu verschreiben, und so kam ich in die Lage, conservativ dieses Volksrecht nach seinen Gründen und Folgen gegen die Ungerechtigkeit, welche der Philosoph darin fand, zu verwahren. Er sprach dann sehr billig über die liberalen Bestrebungen der Jugend, die vor allem der wissenschaft-

lichen Ausbildung bedürfe, wie denn diejenigen, welche die wahren Chorführer der letzten Kämpfe für die Befreiung der Völker gewesen, vorher still der Wissenschaft gelebt hätten. Als ich beim Abschiede frug nach einer Anleitung seine Philosophie besser zu studiren, als ich's bisher vermocht, war seine Antwort: seine Schriften enthielten nur einzelne Ideen, nicht ein abgeschlossenes Ganzes, welches in steter Fortbildung, da er lange nichts veröffentlicht habe, jetzt blos aus seinem eigenen Munde vernommen werden könne, so möge ich nur nächsten Winter erwarten, wo er seine ganze Wissenschaft vortragen werde.

Ich habe diesen Sommer noch seinen „Bruno" studirt, der mir auch nicht gerade zu einer Offenbarung wurde. Als Schelling bald nachher wirklich ein Werk herausgeben wollte, sagte Schubert in aller Gutmüthigkeit: „Er ist nun ein so großer Philosoph geworden, daß er meint, gar nicht mehr mit Menschenzungen reden zu können; ich fürchte, wir werden dieses Werk nicht zu sehen bekommen." Er hat wirklich einige schon abgezogene Bogen der „Weltalter" aus der Druckerei damals wieder zurückgenommen.

Erst spät ist mir eine Kindheiterinnerung aufgedämmert, daß Schelling wol auf meine früheste Entwickelung Einfluß geübt habe. In Penig hatte sich auf dem Oberboden ein Kasten mit Ueberresten der untergegangenen Dienemann'schen Buchhandlung erhalten, darin ich zuweilen kindisch herumkramte. Zumal ein dunkelroth eingebundenes Heft oder abgerissenes Fragment gewann da meine Theilnahme. Als ich unlängst, auf dieses Buch eben in Be-

zug auf die Verlagshandlung aufmerksam gemacht*), die „Nachtwachen von Bonaventura“ las, nach dem seltenen in die gothaische Bibliothek geretteten Exemplar: da ist in den Nachtgesichten des Nachtwächters dieser Pastor, der den sterbenden Freigeist bekehren will mit der Schilderung der Höllenqualen und zuletzt im Eifer als der Teufel selber ihn anredet; dieser halbverhungerte Poet, der auf dem Thurm mit der Schnur der vom Buchhändler zurückgesandten Handschrift seiner Tragödie „Der Mensch“ sich erhängt; diese gleich einer Vestalin lebendig begrabene Nonne; dieser Wahnsinnige, der sich einbildet der Schöpfer unserer misrathenen Welt zu sein; sie sind mir vorgekommen wie Geister, die lang vergessen an meiner Kindheit vorübergeschwebt waren. Das Buch ist nach einer wohlverbürgten Ueberlieferung von Schelling.**)

---

*) Durch einen Freund, den die „Ideale und Irrthümer“ mir gewonnen haben, den gelehrten schwäbischen Pfarrer Köstlin zu Derdingen, einst Hausgenosse von Schelling und mitthätig an der Herausgabe seiner Werke.

**) „Nachtwachen. Von Bonaventura. Penig 1805 bei F. Dienemann und Comp. [Der vordere Titel:] Journal von neuen deutschen Original-Romanen in 3 Lieferungen jährlich. Dritter Jahrgang 1804. Siebente Lieferung. Nachtwachen. Penig 1804.“ — Es liegt sehr nahe, daß Schelling in seinem damaligen engen Zustande durch bedeutendes Honorar von der Verlagshandlung für einen Roman gewonnen geworden ist. Das Buch ganz im Sinne der romantischen Schule ist geistreich, aber formlos wie Schlegel's „Lucinde“. Mit dem Namen Bonaventura hat Schelling auch seine Gedichte in Schlegel's Musenalmanach von 1802 unterzeichnet. Er mochte später Grund haben, das Kind einer zügellosen Phantasie zu verleugnen, wie Schleiermacher die Briefe über

Das studentische Leben in Erlangen war überaus traulich, und neue Jugendfreundschaften mit sehr tüchtigen Naturen haben sich angesponnen, insbesondere mit Clöter und Ströbel, jener Dölpele, dieser der treue Valentin genannt, beide sind würdige Pfarrer, jener im Fichtelgebirge, dieser in Schwaben geworden und bei verschiedener theologischen Richtung mir noch heute brüderlich verbunden. Ohne die alte Tyrannei schlossen auch junge Gesellen als Leibfüchse sich an, so zufällig zwei nachmals angesehene Naturforscher: Wagner, der gläubige Physiolog in Göttingen, und von Steinheil, der münchener Akademiker. Auch an entferntern Bekannten erfuhr man jene Treuherzigkeit. Ich kam mit einem solchen eines Abends in Streit und ärgerlich warf ich das Wort hin, auf das nach Studentenbrauch eine Herausforderung zu erfolgen hatte. Er aber rief: „Noi, Kaiser, mit dir schlag' ich mich net, da stoß ich mir eher den Schläger durch den Leib!" Und er focht viel besser als ich, da ich an das Stoßfechten nach erlanger Brauch noch wenig gewohnt war. Gegen solche Herzlichkeit, was konnte ich anders als ihm beide Hände geben! Förderte das treffliche Bier nicht eben die Studien, so half es doch, wenn wir abends beisammensaßen, die

---

die „Lucinde", und er hat vielleicht zur Vernichtung der Exemplare beigetragen. Waitz, der deutsche Historiker und Schelling's Schwiegersohn, in seiner Ausgabe der Briefe Caroline's, die ohne je ein Buch schreiben zu wollen, durch dieselben ein Autor unserer classischen Literatur geworden ist, bezeugt nur, für die Vermuthung nichts aufgefunden zu haben, daß sie die Nachtwachen verfaßt habe; über Schelling schweigt er.



Herzen gegeneinander aufthun. Der Turnplatz, den wir in Leipzig nur heimlich und verboten hielten, war hier eine öffentliche Anstalt, und wenn wir so recht durchgearbeitet in den Halben Mond, zur Frau Oppelin kamen, wie schmeckte da ein Butterbrot mit einem Rettig oder einer Knackwurst! Frau Oppelin war eine alte Frau, die eine kleine Wirthschaft des reinsten Getränkes hielt, dieses für alle leibliche und geistige Beschwerden als die beste Medicin empfahl, nur für die allzu stark genommene Dosis desselben ihre Kümmerlinge (kleine Pfeffergurken); aber auch diejenigen vermahnte sie ganz mütterlich, die nach ihrer Meinung zu oft kamen oder zu viel des edeln Stoffs vertilgten. Eine zweite akademische Dame, Obstbärbel, war uns besonders wichtig während der Kirschen, welche in dieser Gegend vorzüglich gedeihen. Sie saß da mitten auf dem Markte, ihre Kirschen in kleinen Körbchen, deren man eins nach dem andern etwa nur mit einem freundlichen Gruße hinwegnahm, um damit auf dem Markte sich zu ergehen, oder auch zur Unterhaltung es mit ins Collegium zu nehmen. Fast alle Studenten waren in ihrem Schuldbuche, doch konnte sie weder schreiben noch lesen, aber sie konnte jedem in der Minute sagen, wieviel er schuldig sei. Da die Merkwürdigkeit dieses schriftlosen Gedächtnisses unter uns zur Sprache kam, haben einige genau nachgerechnet, und immer ist das Ergebniß zu Ehren des Gedächtnisses wie der Redlichkeit der Creditgeberin ausgefallen.

Das altdeutsche Wesen habe ich nur mäßig mitgemacht.

In Leipzig trug ich etwa die Halsbinde in der Tasche, um sie auf der Treppe da umzuthun, wo es die Sitte mit sich brachte, und diese improvisirte Toilette war befreundeten Familien nicht unbekannt. Wol erst in Erlangen, wo ich keine Rücksicht zu nehmen hatte, habe ich den sogenannten deutschen Rock angeschafft. Doch statt des Barets trug ich ein rothes Käppchen mit Goldborte, das, mit vielen Wunden geschmückt vom Durchbohren beim Gesange des Landesvaters, noch unter den Reliquien meiner Jugend liegt. Zum gescheitelten Herabhängen wollten sich die etwas lockigen braunen Haare nicht fügen, und meine Erscheinung mag da wenig Vertrauenerweckendes gehabt haben, denn in Oberbaiern bemerkte eine Bauerfrau zum Vergnügen meiner Wandergenossen: „Wenn ich dem allein begegnete, ich wollte mich förchten, ob's ein Räber wär'."

In Nürnberg fand ich einen weitläufigen Vetter, der in seinem nicht minder weitläufigen Hause mir für alle Sonn- und Festtage ein Stückchen Heimat bot. Daher ging es Samstags nicht selten in diese Nachbarschaft, in der nicht blos die Kunst, auch etwas vom Bürgerthum des Mittelalters sich lebendig erhalten hat, und ein Kreis von guten Bekannten hat sich auch da gebildet. Als wir einmal Sonntag Abend wegen des Regens zurückfuhren, ihrer acht, in einer Art Affenkasten, geschah's im Scherze mittelalterlicher Erinnerung, daß die sieben als Kurfürsten mich zum Kaiser wählten. Daraus hat sich ein langathmiger Scherz in der Stiftung eines deutschen Reichs entsponnen, der bald harmlos, bald übermüthig in vielerlei Gestalt fortgeführt, mit allen möglichen Reichs- und Hofämtern

bis herab zum Reichsbettler und Reichsbettelvogt, mir den Spitznamen des Kaisers anheftete, mit vollem Titel, Kaiser Karl der Rothbart, wie denn jeder seinen Spitznamen hatte. Es war nicht eigentlich ein Bierstaat, dergleichen schon damals die jenaischen Herzogthümer bestanden, denn, obwol ich, frisch und gesund wie ich war, mir das treffliche Getränk von Erlangen wohlschmecken ließ, so konnte und wollte ich's darin doch nicht mit eingeborenen Baiern aufnehmen, aber es war eine muntere, oft von neuem auftauchende improvisirte Maskerade mit Krönungsfesten, Reichstagen und Revolutionen.

Als ich nach Erlangen kam, war die dortige Burschenschaft gespalten, da über eine kleine Principienverschiedenheit ein Theil sich losgerissen hatte, und beide Theile nun einander mit gleichen Ansprüchen gegenüberstanden, das künftige Geschick der Burschenschaft andeutend, wie ein Mensch, der sich selber doppelt sieht. Doch war der alte Stamm noch zu erkennen, zu dem ich mich hielt, und die Idee der Einheit war noch so mächtig, daß bald nach meiner Ankunft die ganze Absonderung zurückkehrte in einem frohen und bewegten Versöhnungsfeste. Gegen die Landsmannschaften, Baireuther, Anspacher und Rhenanen, bestand das leidige Verrufsverhältniß. Auch hier wurde der Wunsch lebendig, einen rechtlichen Zustand zu begründen. Ihre Abgeordneten kamen auf unsere Einladung in die Burschenversammlung und der Senior der Rhenanen, Louis, legte mit edler Beredsamkeit ihr Recht dar, auf ihre Weise zu leben, zunächst für ein munteres ritterliches Jugendleben brüderlich verbunden, wie es durch den gleichen Volksstamm

gegeben sei, und doch auch für den Dienst des großen Vaterlandes sich ausbildend. Versprochenermaßen empfingen sie darauf die Abgeordneten der Burschenschaft in einer Versammlung ihrer sämmtlichen Mitglieder. Wir waren ihrer zwei dazu erwählt, Stanislaus Fischer, ein Jurist von so feiner Klugheit als einschmeichelnder Beredsamkeit, und ich. Wennschon von Leipzig her gewohnt, auch in diesem Kreise das Tüchtige anzuerkennen, war mir doch seltsam zu Muthe in einer großen Versammlung von solchen, die wir nur als Gegner zu betrachten pflegten. Ich habe tief erregt alles aufgeboten, was ich für uns zu sagen hatte, um daraus die beiderseitige Pflicht darzuthun, daß wir nicht länger, die Zerspaltung und Rechtlosigkeit des gemeinsamen Vaterlandes unter uns selbst wiederholend, feindselig und rechtlos einander gegenüberständen. So war guter Wille von beiden Seiten, und doch konnten wir eine angemessene Rechtsform nicht finden. Nur gingen wir seitdem friedlicher nebeneinander her, und an solchen sich zu reiben, mit denen man sich nicht im Zweikampfe treffen konnte, galt als unedel. Zwischen Louis und mir war ein gegenseitiges Wohlwollen entstanden, und da wir es bei Tage nicht durften, haben wir zuweilen abends uns heimlich besucht.

Gegen Ende des Sommers wurde über die Abschaffung eines alten erlanger Brauchs, das „Wischen der Füchse" verhandelt, und die ganze erleuchtete burschenschaftliche Vernunft war gegen diesen alten Zopf. Ich merke wol, daß mein werther Freund, D. Schwarz, der Gothaner, nicht so unrecht hat, mich der Vorliebe für das „Reliquienwesen"

zu beschuldigen*), denn schon damals habe ich die altväterliche Sitte vertheidigt, darin Scherz und Ernst zusammenträfen, wie bei jedem rechten volksthümlichen Feste. Sie haben mir's dann auch zugeschoben der Feierlichkeit zu präsidiren, welches dadurch geschah, daß ich renommistisch ausstaffirt auf dem Tische sitzend, die Nothwendigkeit und Bedeutung dieser Ceremonie zu verkünden hatte, worauf dann einem Fuchse nach dem andern mit irgendeinem spitzen Spruche über sein bisheriges Gebaren mittels nassen Schwammes die Augen ausgewischt wurden, auf daß er fortan klar ins Burschenleben und ins Weltall schaue. Ich vermuthe, dieser harmlose Brauch ist neben dem nachfolgenden Brennen der Füchse (Abbrennen einiger Haare hinter dem Ohr mit einem Fidibus, um für ihr zweites Semester Brandfüchse zu werden, wie St. Simson sie ausgesandt hat gegen die Philister) dadurch noch eine Weile erhalten worden.

Es war anfangs nicht anders gemeint, als daß ich, wenn meine Verbannung, wie üblich, nach einem halben Jahre durch königliche Gnade aufgehoben sei, zum Winter nach Leipzig zurückkehre. Von Penig kam die Nachricht dieser königlichen Gewährung fast zu meinem Schrecken, denn Erlangen war mir lieb geworden, und wie Schelling's Verheißung für das nächste Semester auch einige gewissenhafte Berechtigung dazu gab, setzte ich mein Bleiben für den Winter durch, auf eigene Gefahr. Indeß unerwartet

*) Geschichte der neuesten Theologie (4. Ausgabe), S. 480.

in den letzten Tagen des August begann Schelling noch eine Vorlesung. Zur selben Zeit hatte ich mit guten Genossen einen Spaziergang nach München und Tirol verabredet, und so zog ich mit ihnen fort. Ich habe mir das eigene Thun manchmal vorgehalten zur Geduld, wenn ich doch auch erleben mußte, daß meine Zuhörer wegen irgendeiner nichtigen Lustbarkeit die Vorlesungen im Stiche ließen.

Es war eine frohe Fahrt der vier Wanderer. München, wo wir bescheiden im Filsenbräu wohnten, in aufblühender Kunstherrlichkeit. Tirol bis Botzen, wo die südliche Art der Häuser und Weingelände mit der Fülle nach der wärmern Sonne schmeckender Früchte mich erquickte und eine schon alte Sehnsucht schwellte, zumal als ich an einem Straßensteine las: „Weg nach Italien.“ Die Erinnerung an den Tirolerkrieg noch in voller Frische, zumal als wir im Wirthshause zur Krone im Passeyerthale einkehrten, und lange hielt ich eine Mütze in Ehren, an welche die jüngste Tochter Hofer's, an der ich ein Madonnengesicht erkennen wollte, mir gegen den Wind zwei landesfarbige Bänder angenäht hatte. Vom Sandwirth, der uns damals noch in ungetrübter Idealität erschien, in der Wirthsstube kein Andenken, als etwa über der Thür ein kleines eingeschnittenes Kreuz mit der Jahrzahl 1809.

Anfang October war der zweite allgemeine Burschentag, den wir nach Streitberg ausgeschrieben hatten, am Eingange der sogenannten Fränkischen Schweiz, unter der Burgruine, im Gasthause des wackern Christoph Mader, wo die erlanger Studenten ihre Villeggiatur zu halten

liebten.*) Als wiederum der geschäftsführenden Burschenschaft angehörig, hatte ich, mit einem zweiten Erlanger zum Abgeordneten gewählt, dort die Einrichtungen zu treffen, und wiederum kamen die Genossen von Nord und Süd. Die einzelnen Burschenschaften erfanden sich bedroht, ins Geheimniß zurückgedrängt, doch meist noch im guten Bestande. Wir haben wieder ein sechs Tage eifrig und einträchtig verhandelt, ohne daß ich bei dem vorsichtigen Schweigen des Tagebuchs mich des Einzelnen genau zu erinnern wüßte. Der Freiherr von Rotenhahn, der so manches Jahr Präsident der Zweiten Kammer in München geworden ist, bewährte schon seine milde Umsicht in Leitung der Verhandlungen. Mit ihm war als der andere Deputirte von Würzburg Stahl gekommen, dessen scharfsinnige Beredsamkeit auch bereits ihre Macht übte. Unsere Befreundung von damals hat sich doch bei aller Verschiedenheit der Bahnen, die uns bestimmt waren, erhalten und die Jugenderinnerung ehrend haben wir beide allezeit vermieden in der allgemeinen Geisterschlacht unmittelbar aufeinander zu treffen. Um die Einlagerung so vieler fremden Studenten zu maskiren, sagten wir, es sei streitberger Studenten-Kirchweih, der Ruf blieb nicht unerhört, jeden Abend stellten sich die Bauermädchen der Umgegend ein zum Tanze. Der Landrichter des nächsten Städtchens, den wir besonders scheuten, wurde so weit bethört, daß er, da dem Mader der Stoff auszugehen drohte, uns mit einem Gebräude des untadeligsten Biers versorgte.

*) Jetzt, nachdem dort so viel Bier vertilgt worden ist, eine Wasserheilanstalt.

Als das vorüber war, noch in der Einsamkeit der Ferien, warf ich mit vollem Ernste mich in theologische Studien, wie ich das mir verheißen hatte in einiger Zerknirschung, daß doch der vergangene Sommer bei dem Genusse des freien und gemüthlichen süddeutschen Lebens neben mancherlei geistigen Allotrien mich in der Theologie nicht vorwärts gebracht habe. Ich ließ mir die Griesbach'sche Ausgabe des Neuen Testaments mit weißem Papier durchschießen, in schwarzes Leder mit Goldschnitt binden, und habe während dieses Winters über sämmtliche Bücher, mit Ausnahme der Apokalypse, eine Art Commentar lateinisch hineingeschrieben, freilich mit sehr unvollkommenen Hülfsmitteln. Ich dachte mir das werthe Buch allmählich bereichert als einen Schatz für mein pastorales Leben. Ueber dem Fleiße kam mir die volle Lust das Wort vom Reiche Gottes zu verkünden, und schon vom December steht im Tagebuche, was, wenn auch oberflächlich ausgedrückt, doch als ein ahnungsvolles Wort über meinen theologischen Beruf angesehen werden könnte: „Es scheint die aus meinem Charakter hervorgehende Bestimmung zu sein, den Rationalismus mit dem Schwunge der Phantasie und mit der Wärme des Herzens zu verbinden."

Fürs Alte Testament half mir ein erlanger Kind, Johannes Peter Kindler, ein innerlicher kindlicher Mensch, der sich zunächst an den Pfarrer Kraft hielt, aber ausgezeichnet als Turner und im Hebräischen. Das Haus seines Vaters, eines Handschuhfabrikanten, war das nächstzweite von meiner Wohnung in der Spitalgasse. Nun weiß ich nicht mehr, war es Folge, war es beiläufiger Grund dieser

hebräischen Freundschaft, ich traf bei dem Bruder zuweilen seine Schwester Elise, doch immer scheu wie ein Reh floh sie davon. Ein altes Sprichwort über die drei sächsischen Universitäten, die im Dreieck nebeneinander liegen, lautet: „Wer von Leipzig kommt ohne Weib — Von Halle mit gesundem Leib — Von Jena ungeschlagen — Der hat von Glück zu sagen.“ Ich war von Leipzig das eine mal glücklich davongekommen, obwol dem liebedurstigen Herzen manches mögliche Glück anmuthete, aber ich trug nach der altenburgischen Erfahrung ein ziemlich ernsthaftes Gelübde mit mir herum, auch war mir Burschenschaft und Vaterland wie eine Geliebte. Da hat es jenes scheue Reh mir angethan. Der Bruder hatte die Marotte, daß, um fest im Hebräischen zu werden, man Psalmen auswendig lernen müsse. Das war wenig nach meinem Geschmack, indeß, darin wenigstens im Sinne des Erzvaters Jakob, dem Hebräischen und zugleich meiner Neigung zu Gefallen, habe ich manchen dieser schönen Psalmen hinuntergewürgt. Aber das Reh floh noch immer davon. Da kam die Neujahrsnacht. Ich hatte die späten Abendstunden in einsamer Abrechnung mit mir selbst und im Andenken an ferne Freunde hingebracht, als nach dem Glockenschlage des anbrechenden Jahres ein Tumult mich auf die Straße herunterlockte. Es waren Rhenanen, von denen einige mit Handwerksburschen in dem Gasthofe, der dem Kindler'schen Hause gegenüberliegt, in Streit gerathen und gemishandelt worden waren, die nun Rache schnaubten. Zur Hülfe wurden die Unsern aus dem Burschenhause geholt, und es kam zu einer Art Erstürmung des Gasthofs, in welchem

noch Studenten festgehalten sein sollten. Ich mag dabei wol etwas vorlaut gewesen sein. Der Vater Kindler hatte die Hausthür geschlossen, damit sein Johannes sich nicht an dieser Unternehmung betheilige. Der saß also in der Unterstube mit der Schwester. Die fängt auf einmal an bitterlich zu weinen, und als der Bruder frug, sagt sie: „Ja hörst du nicht, wie der Kaiser schreit! der bekommt gewiß rechte Schläg!“ Das erzählte mir der Bruder am Neujahrstage ganz harmlos. Ich wußte nach dieser naiven Theilnahme, was ich wagen konnte, aber ebendeshalb ward ich bedenklich, hier wo es gewissenshalber ums Leben ging. Ich kannte doch nur die zarte Gestalt, das holde Gesicht mit den frommen Augen, sie flog immer noch davon, wenn ich zur hebräischen Stunde hereintrat, und erst als ich kam bei den Nachbarn Abschied zu nehmen, hat sie mir Stand gehalten, in Gegenwart der Mutter, mit der freundlichen wehmüthigen Abschiedshand auf immer. Noch als junges Mädchen ist sie hingegangen, wo sie her war; ihre damals erst heranwachsende Schwester hat Stahl sich gewonnen.

Mein fleißiges, behagliches Dasein in diesem Winter hatte doch einen etwas düstern Hintergrund erhalten. Die fürstlichen Verheißungen der Kriegsjahre für ein freies Staatsleben waren nur in sehr beschränkter Weise erfüllt, in den deutschen Großstaaten gänzlich verleugnet und das christliche Ideal der heiligen Alliance war zu einer gegenseitigen Assecuranz der Fürsten gegen die Völker geworden. Die Machtherrlichkeit eines einigen Deutschland war wieder ins Reich der Träume verwiesen, und der Deutsche

Bund erschien uns nach den von ihm acceptirten Karlsbader Beschlüssen nur als eine Polizeianstalt zur Unterdrückung alles nationalen Lebens. Die Jugend auf den Universitäten, die sammt ihren Lehrern durch jene Beschlüsse besonders bedacht war, empfand die allgemeine Unzufriedenheit besonders lebhaft. Ich hatte mich nicht eben persönlich zu beklagen. Was mir in Leipzig geschehen, wurde zunächst dem kleinen Zopfe des Rectors zugeschrieben, und hatte mich in eine erwünschte Lage versetzt. In meiner sächsischen Heimat hatte ich mein Theil an der Pietät, mit welcher den König sein Alter, seine Redlichkeit und sein Unglück umgab. In Baiern war König Max in seiner derben Einfachheit ein volksbeliebter Herr, der Kronprinz durch seine deutschen Gesinnungen und künstlerischen Bestrebungen gefeiert, und das Staatsgrundgesetz in voller Geltung. Auch hatte die Zukunft, auf die ich hoffte, ein stilles Landpfarrhaus, nur mit den Kränzen der Poesie ausgeschmückt, wenig zu thun mit dem Geschicke der Staaten. Aber das allgemeine Geschick des Vaterlandes lag weniger wie ein Schmerz als wie eine schöne große Pflicht auf meiner Seele; ich hatte das in den „Reden an die deutsche Jugend" mit Begeisterung ausgesprochen, in den Caricaturen derselben mit schneidendem Hohn.

Als Metternich die Central-Untersuchungscommission in Mainz eingesetzt hatte, sowol um die deutschen Fürsten mit Schreckbildern demagogischer Umtriebe zu ängstigen, als um jede freie Regung niederzudrücken, war dieselbe zwei Jahre lang ohne wirkliche Beschäftigung; die akade-

mische Jugend ist thöricht genug gewesen, ihr eine solche zu verschaffen.

Im Frühling 1821 war der Mecklenburger, Adolf von Sprewitz, Student in Jena, aus der Schweiz mit dem Auftrage gekommen, auf den deutschen Universitäten für einen geheimen Bund zu werben zur Herbeiführung eines Zustandes der Einigung und Befreiung des deutschen Volks. Der Auftrag war von einigen wenig ältern Universitätsgenossen ausgegangen, die bereits in der Schweiz eine Freistätte gesucht hatten, besonders von Karl Follen, von dem wir manches kühne Lied gesungen haben. Die Form in neun Artikeln wahrscheinlich einem der Geheimbündnisse nachgebildet, welche Italien unterwühlten: Aufnahme durch Beeidigung, jedem Mitgliede nur wenig andere Mitglieder bekannt, nichts Schriftliches, Anschaffung von Waffen, Tod des Verräthers. Die Voraussetzung ein schon bestehender „Männerbund", dessen Obern der „Jünglingsbund" Gehorsam geloben solle, „solange diese Befehle mit ihrer, der Jünglinge, Ueberzeugung übereinstimmten".

Noch während dieses Sommers hatte ich in Erlangen ein Kommen und Gehen fremder Studenten bemerkt, das mit der Burschenschaft nichts zu thun hatte, und einige Aeußerungen dieser Gäste brachten mich auf den Verdacht, daß eine politische Verbindung zwischen verschiedenen Universitäten im Werke sei. Ich konnte nichts weiter ergründen, bis ich auf der tiroler Fahrt den einen Wandergenossen, dessen Gemeinschaft mit jenen Fremden mir nicht entgangen war, durch einige Querfragen verwickelte und zu einem halben Geständnisse brachte; auch daß in Erlangen besprochen

worden sei, ob sie mich zur Theilnahme auffordern wollten, aber die Meinung obgesiegt habe, ich würde nichts davon wissen wollen. Dieser Genosse in nicht geringer Sorge über sein Zugeständniß, bot jetzt alles auf, mich für die Sache zu gewinnen. Ich entgegnete, daß solch ein Bund ohne einen naheliegenden bestimmten Zweck ein gefährliches Spiel sei, aber zu dem, was wir wollen und sollen, uns selbst und unser Volk für bürgerliche Freiheit und deutschen Gemeinsinn heranzubilden, es bedürfe dazu keines geheimen Bundes. Doch habe ich ihm versprochen, seinen unwillkürlichen Verrath den Bundesgliedern nie merken zu lassen, und sie haben das auch nie erfahren. An eine Denuncirung durch mich war ohnedies nicht zu denken, nur wünschte ich die Auflösung des Bundes oder mindestens seine genaue Scheidung von der Burschenschaft zu bewirken. Auf dem Tage zu Streitberg war Sprewitz, dessen Stellung zu dem Geheimbunde ich bereits kannte; von einigen andern, bei denen inmitten der streitberger Traulichkeit doch eine gewisse Absonderung dem geschärften Auge zu bemerken war, wünschte ich's zu wissen. Um meine Absichten beide zu erreichen, äußerte ich in einer Sitzung, mir sei durch verschiedene Anzeichen wahrscheinlich geworden, daß sich innerhalb oder neben der Burschenschaft ein politischer Bund befinde, ich ersuche daher die Abgeordneten mitzutheilen, ob sie nicht auf ihren Universitäten Aehnliches bemerkt hätten, damit wir ein Resultat erhielten, und nach unserer Pflicht einen solchen fremdartigen Bestandtheil ausscheiden könnten, indem die Verbündeten, wenn sie auch nur erführen, daß ihr Geheimniß so schlecht gewahrt sei,

sich wol von selbst auflösen oder zurückziehen würden. Eine Musterung der Gesichter verrieth mir so ziemlich einen Theil der Abgeordneten als Getroffene, es waren ihrer sieben. Nach einem verlegenen Stillschweigen ermannte sich zuerst Eisenmann aus Würzburg und versicherte, daß er nichts der Art bemerkt habe.*) Andere forderten mich auf, meine Verdachtsgründe anzugeben. Es lag nicht in meinem Zwecke weiter zu gehen, und nur im allgemeinen mich haltend ließ ich die Sache fallen.

Infolge dieser Einmischung wurde ich bald nachher in Erlangen durch Stanislaus Fischer zum Eintritt in den Bund aufgefordert, der „im Zusammenhange mit einem vielverzweigten Bunde einflußreicher Männer nicht eine Revolution gewaltsam herbeiführen, aber die für unvermeidlich gehaltene beherrschen und ihre Erfolge für die Freiheit und Einheit Deutschlands sichern wolle". Ich habe meine Abneigung und ihre Gründe nicht verborgen: aber so oft hatte ich und im eigenen Herzen von der Pflicht gesprochen, dem Vaterlande sich zu opfern, daher gerade die Gefahr des Eintritts in solchen Bund mir verführerisch entgegentrat, und ich den Vorwurf der Feigheit scheute, hier, wo die erste gefährliche That gefordert wurde, zurückzustehen. Es ist das Motiv, das wol die meisten, die sich durch Charakter oder Talent in der Burschenschaft auszeichneten, in jenen Bund geführt hat, wie ich jetzt

*) D. Eisenmann, der, von langer Kerkerhaft gebrochen, in der Paulskirche auf einem Rollstuhl zu sitzen pflegte, hat bei der Untersuchung von 1824 diese Scene, die ihm unerklärlich war, in München zu Protokoll gegeben.

vernahm auch die Freunde Herbst und Robert. Nur wie ich den Bundeszweck auffaßte, konnte ich den Anstoß an einigen der vorgelegten neun Artikel nicht überwinden. Namentlich an dem Artikel: „jedes Mitglied soll sich Waffen anschaffen und darin üben"; nicht an sich, denn ich war längst für eine waffengeübte Jugend, und wir hatten im Sommer zu Hunderten unter einem bairischen Offizier exercirt, aber als ein besonderer Bundesartikel, der wie Verschwörung aussah. Ebenso fand ich den letzten Artikel: „den Verräther trifft der Tod", absurd. Darauf also ließ ich mich nicht ein. Die fünf oder sechs erlanger Mitglieder kamen dadurch in große Verlegenheit, doch wie sie einmal zu mir standen, mußten sie sich auch das gefallen lassen, und wir kamen überein, daß demnächst auf einer Bundesversammlung darüber zu entscheiden sei, und mir, wenn die beanstandeten Artikel nicht aufgegeben würden, der Austritt freistehen solle; daß ich in keiner Lage des Lebens zum Verräther werden könne, wußten sie ja.

Von dem sogenannten Männerbunde war nichts zu hören. Man redete von preußischen Generalen, Gneisenau, Thielemann, Pfuel. Die Rede fand wenig Glauben. Nur der Ingenieurhauptmann von Fehrenthal und der Turnlehrer, auch Mühlenbesitzer Salomo in Erfurt, blieben als wirkliche Personen haften, die nicht sowol die Verbindung des Männerbundes mit der Jugend darstellten, als vielleicht unter der Firma desselben diese gelegentlich benutzen wollten.

Offenbar gingen durch den Jünglingsbund zwei ver-

schiedene Strömungen. Die Einen, damals im Angesichte der Revolutionen in Neapel, Piemont, Spanien, Griechenland, dachten wirklich an eine Volkserhebung, durch welche namentlich die preußische Regierung genöthigt würde, das Versprechen einer Constitution zu erfüllen. Die Andern dachten nur an die geistige Volkserhebung, die durch einen Bund fürs ganze Leben unter solchen, die sich auf einander verlassen könnten, gefördert, einem langsamen, aber sichern Ziel entgegengehe; und der Gegensatz wider die „Adelskette", von der ich durch Graf Bocholtz wußte, daß sie, alle deutsche Lande umspannend, sie wieder unter die Vormundschaft der altadelichen Familien bringen wolle, mochte auch für eine blos geistige Wirksamkeit ein förmliches Bündniß mindestens entschuldigen. Diese Richtung hoffte ich durch meinen Beitritt zur Herrschaft zu bringen, indem der Bund von seinen unlautern, aus der Fremde eingeschleppten Formalitäten, wie von seinen revolutionären Gelüsten geläutert wurde. Die für Deutschland zu erstrebende politische Form war für beide Richtungen gleich unbestimmt. Man redete von der Verwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat durch einen Reichstag mit Ober- und Unterhaus. Die Hoffnung einer einigen Republik galt doch auch in diesen Kreisen als eine Träumerei. Das unter uns vorherrschende politische Ideal war die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich, wenn wir auch den Kaiser kaum anderswo zu suchen wußten, als im Kyffhäuser. Was die Majorität in der Paulskirche 1848 gewollt hat, würde beiden Richtungen genügt haben, wie es denn auch nicht ohne Zusammenhang mit beiden war.

Die erlanger Verbündeten waren mir gute Bekannte, zu meinen nähern Freunden gehörten sie nicht. Mit diesen hatte ich während des Winters ein Sonntag-Abend-Kränzchen reihum, das mit Thee anfing und um den erlanger Brauch nicht zu verunehren, mit Bier schloß, wobei über alles im Himmel und auf Erden traulich geplaudert wurde. Auch versprachen wir einander, zum Jubiläum der Universität, wer da noch lebe, als treue Philister wieder beisammenzusitzen, und eine Art Bundeslied, das ich einmal für diesen Theeisten-Verein gemacht hatte, schloß mit dieser Aussicht:

Junge Herzen zum Philistertage
Und wer mit noch kommt? das ist die Frage.

Weib und Kind war gemeint. Als der Tag gekommen ist, 1843, und wir da fröhlich zusammensaßen, war noch keiner vom Leben geschieden, doch einige von den Ideen, die uns einst verbanden.

Unser Scherzreich stand noch in guter Blüte, wenn auch der Kaiser nur wenig Zeit aufs Regieren verwenden konnte. Eines Tages nach einer mörderischen Schneeballenschlacht uns bei Frau Oppelin erquickend, geriethen wir auf den Einfall zur Fastnacht einen glänzenden Reichstag in Bubenreuth zu halten. Aus einigen alten Patricierhäusern und vom Theater in Nürnberg wurde das Zeug aufgetrieben, zumal stattliche Rüstungen. Bei der Ausführung verband sich allgemeiner Humor mit viel individueller Neckerei, wie sich das allmählich herangebildet hatte. So ist die Stiftung des Kamelordens dadurch veranlaßt,

daß wir, gerade ältere Studenten, über einen Fuchs, namens Strohhammer, der damals noch nicht das Pulver erfunden, auf irgendeinen Anlaß abgestimmt hatten, ob er ein Kamel sei. Er hatte sich über das Ergebniß dieser Abstimmung beim Vorstande beklagt, und wir erhielten deshalb nach gutem Rechte jeder einen Verweis, worüber wir tüchtig ausgelacht wurden. Eine treue Geschichte dieses Reichstages, die bald nach Abhaltung desselben im Druck erschienen ist, mag nur mit Auslassung dessen, was jetzt ganz unverständlich geworden, hier eine Stelle finden, da sie doch schwerlich in die Monumenta Germaniae aufgenommen wird.

Ein Fastnachtsspiel.

Denen wohllöblichen Reichsständen
zur Erinnerung einer fröhlichen Burschenfahrt
ehrfurchtsvoll geweiht von
einem wohlbestallten Reichsnachtwächter,
und durch kaiserliches, allergnädigstes Privilegium gegen
Nachdruck gesichert.
Germania, gedruckt in diesem Jahre.

Vorwort.

Einige, die nicht wissen, daß ich auf meinen nächtlichen Wanderungen zuweilen Astrologie treibe, werden sich wundern, wie ich zum Reichshistoriographen komme. Möchten diese doch bedenken, daß in uralten Zeiten, wie sie nicht blos die Restauration des Staatsrechts, sondern auch wir andern Restaurateurs wieder herbeizuführen suchen, die Sänger der

Völker Thaten auf die Nachwelt brachten, ich aber als Nachtwächter bin fast noch der einzige Minnesänger, der mitten im Volke umherwandelt und die heiligen Töne singt. Da ich jedoch so wenig vom Reimen halte, wie mein Vorfahrer Homerus, der auch viel nach den Sternen gesehen haben soll, die aber nur in seinem Herzen leuchteten: so habe ich mich auf die Prosa gelegt, wie viele meiner Amtsbrüder im ganzen römischen Reiche, welche sogar am hellen Morgen mit der Laterne herumlaufen, mit vielem Schreien und Tuten das Land vor Dieben und Gespenstern zu hüten.

Aber was soll ich von dem erhabenen Gegenstande sagen, für den ich jetzt gerührt die Feder eintauche? Was der Nachwelt und allen den Autoren, die einst über diesen merkwürdigen Reichstag aus mir schöpfen, was den Literatoren, die mich einst in Glossen und Commentare für die teutsche Schuljugend auflösen werden?

Kluge Leute haben schon so viel Tiefsinniges darin gefunden, daß mein gnädigster Kaiser sich nicht genug verwundern kann, wie er auf einmal so witzig geworden sei, daß er sich selbst kaum wiedererkennt. Officiell auszusprechen, was er sich dabei gedacht hat, so glaube ich aufrichtig versichern zu können, daß er sich gar nichts darunter gedacht hat, wie denn, Gott sei Dank! Denken überhaupt seine Sache nicht ist; bleiben sonach jedem seine Gedanken frei, ich aber werde in einfacher Erhabenheit die Thatsachen sprechen lassen.

Praeludium.

Am 17. Hornung 1822 erschien folgender Anschlag in der Burg zum weißen Ochsen:

„Wir Karl der Rothbart, von Gottes Gnaden, und des Volkes Willen erwählter römischer Kaiser, König von Teutsch-

land, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König von Jerusalem, gefürsteter Graf in Bubenreuth, der holzersparenden und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied ꝛc. ꝛc. haben erwägend gemeinen Reichs Wohlfahrt und des grausamlichen Türken, Demagogen und andern Feindes Ingrimmigkeit nach Unsrer Fürsten Rath und hoher obrigkeitlicher Bewilligung gnädigst auszuschreiben geruht einen Reichstag teutscher Nation in Unsrer Hofburg Bubenreuth auf Fastnachten dieses Jahres, dazu Wir durch solchen offenen Brief männiglich wollen eingeladen haben Unsre getreuen Lehnsmänner, Fürsten, Prälaten, Beiständе, Renommisten, Grafen, Ritter und Herren, wie auch jeglichen waffenfähigen Mann teutscher Nation. Wollet Ihr sonach geziemlich und pomphaft erscheinen und Unsrer Kaiserlichen Huld Euch gewärtigen, wie auch eines guten Reichsbieres.

So gegeben auf Unsrer Burg der teutschen Herren am Sonntag vor der Fastnacht MDCCCXXII. im ersten Jahre Unsrer Regierung.

(L. S.) Handschrift Sr. Majestät des Kaisers: † † †
Auf Allerhöchsten Befehl ausgefertigt und mit dem großen Reichsinsiegel versehen vom Vicekanzler

Rudolf von Harras."

Erster Nachtwächtergesang.

Am Tage der Fastnacht konnte man meinen, es sei nur eine Fastnachtsposse, so wunderlich wogten Rosse und Carrossen, Fürsten und Volk, eiserne Gestalten aus grauen Jahrhunderten und lumpige aus dem jetzigen untereinander. Endlich tönte das dritte Signal, die Trompeten schmetterten, ich blies

in mein Horn wie einst der selige Roland, und in seiner Kaiserpracht trat Kaiser Rothbart heraus, seinen Mantel trugen zwei Pagen, das treue Volk brach auf allerhöchsten Befehl in ein begeistertes Hurrah aus, was Seine Majestät, obschon Sie beim Einsteigen einen Wadenkrampf bekamen, mit huldreichem Scepterneigen beantworteten. Das Volk wollte rasend vor Freude werden.

Und nun, Muse der Nachtwächter, stehe mir bei, würdig zu singen alle die Fürsten und Herren, welche im feierlichen Zuge sich fortbewegten durch die Reihen des jubelnden Volkes und die langen Straßen der Kaiserstadt!

1) Auf einem zweiräderigen Einspänner führte den Zug an der Reichswegweiser Irrwisch, welcher einen großen hölzernen Arm hervorstreckte, auf dem geschrieben stand: Reichsweg nach Bubenreuth. Man glaubt, Se. Majestät haben zur Verbesserung des Postwesens im Sinne, statt der gewöhnlichen wand-, band- und nagelfesten Wegweiser, solche mobile besonders den armen Fußreisenden, die so mancher Verirrung ausgesetzt sind, zur Pflicht zu machen.

2) Der Reichsherold Guntram von Schwarzburg mit dem Heroldstabe und Wappenrock, auf dem einzigen respectabeln Zelter, den unsere getreue Stadt aufzutreiben vermag.

3) Ein Reichstrompeter in kaiserlicher Hausuniform.

4) Zwischen zwei Trompetern reitend der Reichspauker, mit einiger Todesangst, weil weder er mit seinem Karrengaul, noch der Gaul mit den Pauken recht sympathisiren wollte, sodaß seine, des Paukers, Paukenschläge wahre Nothschüsse waren.

5) Der türkische Legationsrath Ali zu Pferde. Daß dieses gute Thier anfänglich zusammenstürzte, erschütterte die Freunde des halben Mondes nicht wenig, doch hat es sich muthig wieder erhoben.

6) Ein Vierspänner mit dem türkischen Ambassadeur Saladin Pascha von zwei Eselsschweifen, hintendrauf der Mohr Tschintschin, zur Seite ritten in ehernen Rüstungen Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Spätere Schriftsteller möchten sich den Kopf zerbrechen, wie diese ehrenwerthen Herren am kaiserlichen Hofe zusammengekommen seien, weshalb ich es für Pflicht halte, den Schleier der Cabinetspolitik zu lüften, da mein gnädiger Kaiser mir in einer menschlichen Stunde das Geheimniß vertraut hat. Es ist nur ein Spaß mit dem Pascha. Das Reichstheater zu Nürnberg, welches die Garderobelieferungen gefälligst besorgte, hatte ein vorzüglich schönes Türkencostüm, weshalb Ihro Majestät geruhte, es einem Ihrer Leute anziehen zu lassen. Wie mancher Sonnenflecken der Geschichte würde klar sein, wenn alle Nachtwächter so pragmatische Geschichten schrieben! Auch ist der Mohr wieder weiß gewaschen.

7) Zwischen dem Landgrafen von Thüringen, Friedrich, mit den verbissenen Wangen, und dem Rauh- und Wildgrafen Hussasah ritt der amerikanische Botschafter Paul Friman, welcher im Namen der Republik Columbia mit der Rheinisch-Westindischen Compagnie einen Handelstractat abgeschlossen hat. Denen es auffällt, daß er in spanischer Tracht ging, dient zu wissen, daß der Herr Gesandte etwas abgerissen von der langen Reise in Cadix ankam, und dort, als nicht sogleich etwas anderes zur Hand war, vom Marquis von Posa einen Habit entlehnte.

8) Ein Vierspänner in rother Livree, darin der Pfalzgraf Murner bei Rheine mit dem gewaltigen Reichsschwerte. Der Erztruchseß von Berlichingen mit der eisernen Hand und der Erzkanzler Rausch trugen auf reichen Kanapeekissen die Insignien, Reichsapfel und Krone, welche letztere jedoch, da sie den friedliebenden Regenten minder drückt als der kriegerische

Helm, bald mit selbigem vertauscht ward; daß sie aussehe wie eine Schlafhaube, ist ein einfältiger Gedanke des Hofnarren. Noch gehörte in diesen Wagen der Erzmarschall Graf Tartemar, welcher jedoch kurz vor der Abfahrt verloren gegangen war, auf dem Reichstage aber zur allgemeinen Freude wieder aufgefunden ward. Am Schlage ritt der Herzog Moritz Dölpele von Sachsen im Hermelinmantel, Harnisch und Baret, nebst seinem Knappen Hans Kynas, dessen Roß sich im Angesichte der kaiserlichen Burg vor Freuden in eine Pfütze legte. Ferner der Seneschall Karlmann von Weinschlauch in etwas verrosteter Rüstung.

9) Die Läufer Bachstelz und Windspiel auf Schustersrappen, welche mit ihrem muntern Wesen Seine Majestät sehr erlustigten.

10) Der kaiserliche Staatswagen mit acht Postpferden. Darin Karl der Rothbart in goldener Rüstung, das schönste Edelfräulein hatte seinen Helm befiedert, seine Linke war majestätisch aufs Schwert gestützt, gefällig ruhte das Scepter in seiner Rechten, hie und da edle Frauen grüßend. Der blaue Hermelinmantel schwebte um den Großmächtigen wie lichtes Gewölk um den aufgehenden Vollmond. Ihm gegenüber saß in prächtiger Hoftracht der Erzkämmerer Hans von Wurst, seinen vergoldeten Hausschlüssel mußte er im Gürtel tragen, da ihn auf dem gewöhnlichen Platze kein sterbliches Auge erspäht hätte. Neben ihm in romantischer Tracht mit dem goldenen Reichspokal der jugendliche Erzmundschenk Lampert von Aschaffenburg, welcher dem kaiserlichen Herzen am nächsten stehen soll, da Seine Majestät ohne ihn allen Muth zum Regieren verliert. Auf dem Bock saß der lustige Rath Eulenspiegel, eines Bauern Sohn, welcher mit Sr. Majestät so auf Du und Du steht, daß er ohne Censur und Eingangszoll reden und drucken lassen kann, was er will, wie die

meisten seines Gelichters. War doch die Majestät so gnädig, beim Einsteigen zur Rückfahrt mit ihm zu capituliren, als er den kaiserlichen Platz eingenommen hatte und behauptete, einer müsse dem andern Platz machen. Hintendrauf standen die Pagen Edelbert und Otello. Ernstschön ritten wie Kriegsgötter an beiden Schlägen Herzog Ohnebart von Schwaben und Herzog Bileam von Franken in blitzenden Harnischen, rothen fliegenden Mänteln und Kanonen. Ferner ritten in der kaiserlichen Suite der Reichspostmeister Turn von Taxis, der Landjägermeister Kurt von Bärenclau, die Ceremonienmeister Folco von Montfaucon und Raymund von Toulouse, wie auch der Reichsstallmeister Hengst von Mährenschalk, wegen seiner besondern Verdienste ums Reich späterhin mit dem Titel eines Confusionsrathes begnadigt.

11) Der Reichsseckelmeister Hepp von Habenichts, niedergedrückt von Geldsäcken, die ihm aus allen Taschen herausguckten. Noch einmal ruft der Nachtwächter euch an, all ihr neun Musen, hat euch je mein Lied gefallen, malet mir jetzt den Seckelmeister, diesen Abgott des Volkes, mit der rothen Nase, die eine Hand krampfhaft den Sattelknopf umschlingend, die andere den goldenen Segen spendend, malt mir das Getümmel, wie jung und alt übereinanderstürzt nach den goldenen Zahlpfennigen und einer dem andern den glücklichen Fund wieder abjagt. Aber sic transit gloria mundi! als die Seckel schlaff herunterhingen, selbst aus dem Reichsbauer nichts mehr herauszupressen war, wie grad auch Herr Hepp auf seinem Rößlein saß, der Beifall der Menge war stumm, und jene rothe Nase, vorher der Jugend ein leuchtendes Meteor, ward jetzt zum Gespötte und zum Beweise, daß der liederliche Seckelmeister alles vertrunken habe.

12) In einem Einspänner der Reichsbeistand Mondschein, welcher bedeutende Lehen im Monde besitzt. Obwol er für

unsern Planeten etwas ruppig aussah, soll doch die meiste Last der Regierung auf ihm liegen.

13) Ein vierspänniger Ochsenwagen mit der Bauernschaft: der Reichsbauer Kunz, Gertrud sein Weib, Hänsel das Bauernkind und Gretchen das Reichsbauernmädel.

14) Der Stadtwagen mit den Herren Bürgermeistern Petsch von Augsburg, Hans Dollinger von Regensburg, Superklug von Krähwinkel und dem Herrn Syndikus Großhans von Hamburg. Hintenauf ein Jockey.

15) Der Herr Großinquisitor Torquemada mit dem Gewissensrathe Hokuspokus. Man hat sich gewundert, die Herren auf teutschem Boden zu sehen, wo ihnen das Klima nicht recht zuschlagen soll, allein es ist höchstens ein Prochronismus, und meine Sterne sagen viel von Dingen, die noch werden können, wenn sie nicht sind. Diejenigen, welche sie für versteckte Büchercensoren oder für Mirakelthäter halten, brechen die Gelegenheit dazu vom Zaune.

16) Die Armesünderkutsche. Der Scharfrichter Kopfab mit seinem Knechte Bergmichel, der arme Sünder unter einem Spitzhut mit Teufeln und Flämmchen bemalt, ein Kapuziner soll ihm sehr kräftig Trost eingesprochen haben. Die Geschichte hat den Leuten viel Angst eingejagt, doch hofften viele, der arme Sünder werde entspringen, und die Geharnischten, welche ebenso wenig jemand etwas anhaben konnten, als sie selbst undurchdringlich waren, ihn nicht einholen können. Seine Majestät — — — — — — — —*) vom goldnen Kamele zu übersenden.

*) „Die kaiserliche Censur läßt nur darum so viele Gedankenstriche hindrucken, um vernünftigen Lesern doch auch etwas zu denken zu geben, wenn einem ehrlichen Nachtwächter grad einmal die Gedanken ausgegangen sind.“

17) Zwei kaiserliche Knappen zu Pferd, Walther von Eschenbach und der Bamberger, welcher erst vor kurzem zahm gemacht worden ist.

18) Die Justizkutsche, ehrwürdig anzusehen, nur schade, daß das eine Pferd etwas hinkte! Darin der Vicekanzler Rudolf von Harras, der Reichssiegelbewahrer von Klebig, welcher nicht mehr Siegel an sich herumhängen konnte, wenn der Kaiser selbst ein Siegelfabrikant gewesen wäre. Der Reichshofrath Tintenfisch mit einer Wage, wegen der ihn einige für einen Krämer hielten, endlich Rilps der Reichsaccessist unter großen Actenstücken. Hintendrauf ein Reichscarcerknecht.

19) Auf einer vierspännigen Wurst Eisenfresser der Reichsrenommist, ingrimmig anzusehen. Er hatte die Vermessenheit, Sr. Majestät den Rauch unter die Nase zu blasen, und einen so harten Kopf, daß wenn er den Dreidecker abnahm, der Zopf mit herunterging.

20) Der Phaeton der freien Künste. Der Reichsprälat Schmerbauch saß eigentlich objectiv in selbigem als selbst ein Kunststück der Natur, sein Antlitz gab an Glanz und Röthe seinem Gewande wenig nach und er machte seinem Namen Ehre. Desto schlanker und mit vielem Geschmack gekleidet war der Professor der unentdeckten Wissenschaften Rafael Schmierer, der Reichsphilosoph Nichtich ebenso einfach als der Hofpoet Leverer alle Künste der Verführung an seinem Aeußern verschwendet hatte, bis zum Lorber, der aus der Perrüke grünte.

21) Ich der Reichsnachtwächter wie auch Astrolog und Minnesänger Kuhhorn, dabei ich nicht unterlassen kann, meinen treuen Gefährten, den Reichspudel Figaro, dessen Educationsrath ich zugleich bin, mit in die Unsterblichkeit hinüberzuschreiben.

22) Im altteutschen Rock, mit nackter Brust, fliegenden Haaren, etwas schmuzigen Turnhosen, Dolch und Pistolen im Gürtel, der Reichsdemagog Zeitgeist. Er war nicht der beste Reiter, auch soll ihm einer von seinen Fledermausflügeln heimwärts ausgefallen sein.

23) Die Reichsschlafmützen im tiefen Schlafe, sollen jedoch bisweilen Augen und Mäuler offen gehabt haben: Wamst von Wamstenhausen, Herr von Kuhwackel, Herr von Langsalm und Tobias Schneck.

Nota. Der Raubritter Eppelen von Geilingen, welcher gegen Abgabe des Zehnten an den Fiscus ein kaiserliches Privilegium besitzt, schwärmte zügellos umher. Glücklicher Staat, cultivirteste aller Polizeien, wo kein Räuber ohne ein Privilegium raubt und selbst die Spitzbuben constitutionell sind!

Zweiter Nachtwächtergesang.

Solcher prachtvolle nie gesehene Zug nahte jetzt dem kaiserlichen Lustschloß Bubenreuth, und ohne Zweifel würden ihm die Jungfrauen des Ortes Blumen gestreut haben und alle Glocken geläutet worden sein, wenn irgendetwas von selbigen vorhanden gewesen. Der Burgvogt hielt am kaiserlichen Schlage tiefgerührt ein Rede, die ich gern der Nachwelt überliefern wollte, wenn ich sie gehört hätte, oder so gewissenlos wäre wie mein Amtsbruder Livius, den Leuten Dinge in den Mund zu legen, von denen sie nicht geträumt haben. Unter tausendstimmigem Jubel des Volkes begaben sich die hohen und allerhöchsten Herrschaften in den reichgeschmückten Reichssaal. Als nun die Geharnischten neben wohlbeleibten Bürgermeistern, die Fürsten und Herren neben

den Bauern in langen Reihen beisammensaßen, als die Herzöge mit gezückten Schwertern, die Erz- und Hofämter in aller Herrlichkeit der Erde sich um den Thron versammelt hatten, und über sie alle der erhabene Repräsentant seines Volkes hervorragte, war es ein wunderbarer, fast wehmüthiger Anblick, und nach mehrerer Aussagen zerdrückte Ihre Majestät eine Thräne in Ihren durchlauchtigsten Augen. Die Trompeten schmetterten, ich stieß ins Horn, Figaro heulte, der Herold eröffnete den Reichstag, soweit es die Schnellschreiber aufnotiren konnten, sprach der unüberwindliche Kaiser Folgendes in schöner Würde vom Throne, nachdem er sich durch einen tüchtigen Trunk erquickt hatte:

„Durchlauchtigste Fürsten, hochgelahrte Bürgermeister, wohlbeleibte Prälaten, tiefgeborne Bauern, hochgeborne Grafen, Ritter und Herren, Liebe und Getreue, Euch allen Unsern Kaiserlichen Gruß zuvor.

Von uralten Zeiten her lebt im teutschen Volke eine theure fromme Sage, daß einst, wenn der Väter schönes Land in Zwietracht und Knechtschaft zerfallen, wenn das heilige Reich untergegangen und der Geist jeglicher teutschen Herrlichkeit einsam über den Trümmern der Vergangenheit weint, und jeder Jüngling, der eine bessere Zeit im Herzen trägt, mit ihm weint über den Gräbern seiner Ahnen, hinblickt in ihre große Vergangenheit und die Arme ausbreitet nach dem Morgenroth in der Ferne: dann wird zu dem armen verlassenen Volke aus des Kyffhäusers altem Gebäu Kaiser Friedrich der Rothbart hervorgehen mit seinen Mannen, alle teutsche Helden werden auferstehen aus ihren Grüften, zum Reichspaniere die Männer sich sammeln und der Freiheit ein Reich erkämpfen, dem teutschen Volke ein Vaterland. Solche Sagen hat Gott in des Volkes Brust gelegt, unverrückbare Polarsterne in stürmischer Nacht, und in ihrer tiefen Bedeutung

täuschen sie ein Volk so wenig, als einst eine tausendjährige Hoffnung und Sehnsucht nach dem Retter des Volkes die heiligen Seher getäuscht hat, nur daß des Volkes Retter ein Heiland der Welt geworden ist. Darum haben auch wir an unserer Hoffnung gehalten, die wie der Gipfel der Jungfrau im hohen Sommer, wenn das Abendroth erblichen, schon wieder vom Morgenroth glüht, als alle Burgen unserer Väter, in denen wir Kinder gespielt hatten, vollends zusammenstürzten. Und als der alte Kaiser ins Heerhorn stieß, als hier und da schon ein Held aus seiner Gruft stieg und über das Schlachtfeld mit Geistermacht schritt, vor der kein Fremdling bestehen konnte: da haben unsere Väter und Brüder die Hände betend auf ihre purpurnen Wunden gelegt und noch mit den brechenden Augen nach jenen Sternen geschaut. Wir leben in den Tagen der Auferstehung, wir haben die Geister gesehen, wer zweifelt noch, daß nur Begeisterung uns retten, nur der Muth, die Kraft und die Liebe jener Tage das neue Vaterland gründen, die neuen Formen weihen kann!

So ist auch dieses Fastnachtsspiel nicht ein kalter Spott auf etwas, das untergehen mußte, weil es sich selbst verlassen hatte, sondern eine Todtenfeier, eine milde Erinnerung zur Kraft im Glauben und Hoffen, ein harmloser Scherz, nach der Art teutschen Volkes, das nach seiner gemüthvollen Weise keinen Scherz kennt ohne einen Ernst, keine Thräne ohne ein Lächeln.

Der Thron ist wieder auf des Volkes Liebe gebaut, die Getreuen haben sich versammelt um ihren Kaiserlichen Herrn, alle Volksstämme und Stände vom Nordmeer bis zu den Karpaten, von der Weichsel bis zu den Vogesen sitzen beisammen Hand in Hand: so laßt uns beschließen, was teutschem Reiche ziemt! Fast ist ein Jahrtausend vorüber, seit das heilige Land von den Ungläubigen besetzt ward. Einst zog ein

frommer Eremit auf seinem Esel durch das Abendland, zu Clermont auf einem Maifeld aller Ritterschaft verkündet er die Bedrückungen der Pilgrime, predigt einen Kreuzzug nach dem Gelobten Lande, und alles Volk rief: Deos lo volt! In der That, Gott hat es gewollt, Hunderttausende und abermals Hunderttausende schmückten sich mit dem Kreuze, ganz Europa hatte die eine Sehnsucht, Millionen sind freudig in ihre Gräber versunken, und als die Männer fast ausgestorben waren, da haben sich Knaben gerüstet, sie sind verschmachtet zu Tausenden, ehe sie das Land ihrer Sehnsucht gesehen. Was ist errungen worden mit ihrem Blut? Ihr könnt's freilich nicht in die Tasche stecken: jedes Leben, jede Jugend trägt ihre eigene Schönheit in sich selbst, ihre Rechnung schließt sie mit der Menschheit und mit dem Himmel, jene Tausende sind selig gestorben, Märtyrer ihres Glaubens.

Teutsches Volk! Ein heiliges Land ist auch jetzt durch uns zu erobern, das heilige Land der Kunst und Wissenschaft, der heitern Schönheit und Lebensfreude. Ein Volk, seit drei Jahrhunderten in der Knechtschaft, vorher ein Jahrtausend im Elend, hat die unsterblichen Gedanken der Freiheit noch nicht vergessen, seine Helden sind aus den Gräbern von Athen und Sparta gestiegen, das heilige Kreuzpanier weht uns voran. Erlauchte Herren, Ihr werdet beschließen, was Eurer und Eurer Väter würdig ist.*)

Bevor aber der Mann in die Welt hinauszieht, ordnet er das eigene Haus. Unser Kanzler wird Euch deshalb wegen innerer Angelegenheiten Unsern gnädigen Willen eröffnen."

*) „Denen, welche diese Beschlüsse in unserer Reichsgeschichte vermissen, dient zur Nachricht, daß nach einem alten Herkommen die getreuen Stände sämmtliche kaiserliche Propositionen zu genehmigen verbunden sind."

Der Kanzler verlas hierauf folgendes Mandat:

„Wir Karl, der Rothbart ꝛc. ꝛc. haben in dem Wunsche, daß der heutige Reichstag den versammelten Edlen sowie dem ganzen Volke zum Heil gereiche, auch wohl wissend, daß der Geist ohne genügende Pflege des Leibes seine Functionen gehörig zu verrichten nicht geneigt ist, und eingedenk der altherkömmlichen Sitte, nach welcher bei den Staatsgeschäften unsere Vorfahren nicht nur wacker zechten, sondern an den Krönungstagen Unserer erlauchten Vorfahren ganze Ochsen gebraten wurden, auch heute gnädige Fürsorge getragen, daß es an nichts gebreche, was zum leiblichen Bedarf Unserer Selbst und Unserer getreuen Stände nöthig ist. Wir wünschen, daß man hierinnen Unserm getreuen Seckelmeister nachkommen möge, welcher nie säumen wird, in teutscher Eßlust ein fürtreffliches Exempel aufzustellen. Was respective das Zechen anbelangt, so haben wir geruht, auf daß niemand aus Scheu vor einem Katzenjammer abgehalten werde, auf Unser erhabenes Wohlsein zu trinken, durch Errichtung einer Reichsbrandassecurationskasse allen desfalligen Anstand zu beschwichtigen. Es soll nehmlich jedem Unserer getreuen Stände, welcher nachweisen kann, einen Brand gehabt zu haben, morgen früh im weltberühmten Gasthaus zum halben Monde eine Portion Kümmerlinge von Reichswegen verabreicht werden. Wir Selbst haben die heilende Kraft dieses Remediums oft erfahren, um sagen zu können probatum est! sind auch überzeugt, daß recht viele Unserer Getreuen davon Gebrauch machen werden.

Auf Befehl Sr. Majestät

der Erzkanzler Rausch.“

Nachdem solches Edict mit allgemeinem Frohlocken aufgenommen worden war, verlas der Vicekanzler nachfolgende allergnädigste Entschließung:

„Wir Karl der Rothbart, Herr von allen Ländern und Meeren, die uns gehören und nicht gehören rc. rc., thun kund und zu wissen hiermit jedermänniglich, wie Wir nach reiflicher Ueberlegung und Unserer weisen Räthe Zurathziehung den neuen Orden des goldenen Kameles zu stiften und zu Unserm ersten Hausorden zu erheben Uns gnädigst bewogen gefunden haben. Wir beschließen daher und verordnen wie folgt:

1) Da das Sinnbild des neuen Ordens nicht ohne Ursache tiefbedeutsam erwählt worden ist, so soll jeder in diesen erlauchten Orden Aufzunehmende von dem jedesmaligen Großen Kamele — welches Großmeisteramt zu allen Zeiten dem eben regierenden Kaiser gleichsam von Geburt inhärirt — hingewiesen werden auf die großen staatsbürgerlichen Tugenden eines Kamels, als da sind: im Lasttragen ausgezeichnete Fähigkeit und Geduld, ingleichen dessen demüthiges Kniebeugen, sofern sein Herr es zu besteigen geruht, wie nicht minder sein ritterliches Trinken, also daß es sechs und mehr Eimer Wasser in sich aufnehmen kann, — womit Wir aber keineswegs gemeint haben, einem wackern teutschen Kamele das Wassertrinken zur Pflicht zu machen, als welche Gewohnheit die Kamele der Wüste wol nur in Ermangelung eines bessern Trunkes angenommen haben; — ferner dessen preiswürdige Aufopferung für seinen Herrn, wenn solcher von unleidlichem Durste geplagt sich entschließt, seinen lieben und getreuen Diener zur Fristung eigenen Lebens zu schlachten. Um aber die zu ernennenden Kamelritter als die Ausgezeichnetsten Unserer Nation auch mit dem erforderlichen äußern Glanze zu umgeben, hat es Unserer Majestät gefallen, denenselben das Ehrenbeiwort güldene beizulegen, damit sie durch solche Vergüldung noch ganz absonderlich an eine Haupttugend teutscher Kamele erinnert werden, von der Unser Reichsseckelmeister am besten zu sprechen weiß.

2) Als erste Bedingung zur Aufnahme erklären Wir ein fürnehmes, adeliches Geblüt, als welches gewissermaßen die Anlage zu allen angeführten Tugenden a priori in sich führt.

3) Um aber aller Beschuldigung auszuweichen, als gingen Wir damit um, die Niedriggeborenen ganz von gerechter Belohnung wohlbegründeter Verdienste auszuschließen, bestimmen Wir allergnädigst, daß außer den zwei Klassen der Komthur- und der Ritterkamele noch eine dritte der Volkskamele bestehe, unter welche mithin Leute ohne Geburt aufgenommen werden, sofern sie sich durch einen außerordentlichen Besitz vorbemerkter Gaben auszeichnen. So geschehen und unterzeichnet wie oben."

Nachdem nun Seine Majestät Sich höchstselbst zum Großkamel feierlich ernannt hatte, geruhte Sie folgende Komthure und Ritter zu ernennen, und unter Trompeten- und Paukentusch mit der Decoration höchsteigenhändig zu schmücken.

(Folgen die Namen. Unter den Komthuren mit schöner Inconsequenz der Reichsbauer Kunz, unter den Rittern der Reichsdemagog Zeitgeist, als Volkskamel allein der liebe und getreue Strohhammel.)

Was Se. Majestät zu jedem bei der Aufnahme Weises und Treffliches gesprochen, das ruht ein unsterbliches Wort in jedes Herzen, scheint aber für diese Reichschronik zu individuell, nur das kann ich nicht übergehen, wie Höchstsie uns andere, die wir etwas mismuthig zusahen, so herrlich getröstet hat, daß wir alle nicht minder Kamele seien, und nur die nothwendige Rücksicht auf die Reputation des hohen Ordens Ihrer Huld unmöglich mache, unsere Verdienste sogleich zu belohnen.

Im Rausche der neuen Kamelfreude sprang der Reichsbauer auf und rief: „Es lebe der Kaiser, sein Bauer und meine Gertrud!" Die hohe Versammlung jauchzte fröhlich nach. Dann erhob sich der Kaiser majestätisch auf seinem Throne, hoch hielt er den goldenen Becher in der Rechten

und rief: „Aufs Wohlsein meines Volkes! Hoch lebe das Reich, so gewesen und sein wird, wo jedes Schöne und Herrliche seine Heimat hat, das Reich sie sollen lassen stehn, das der Herr aller Herrn sich auf Erden gegründet.“

Was nach dem Reichstage auf dem Banket noch so Wonnigliches gethan und geredet wurde, wie der arme Sünder begnadigt, der Scharfrichter ehrlich gesprochen und zum Professor des Criminalrechts gemacht, wie der Knappe Walther von Eschenbach, den neulich im Kampfe für seinen Kaiser ein Schneeball hart beschädigt hatte, zum Ritter geschlagen wurde, ein kühner Degen, wie alle Stände Sr. Majestät ihre Huldigung darbrachten und Sie so huldreich Sich zu ihnen herabneigten, welcher Nachtwächter hätte Zungen genug, das alles zu erzählen! Wir heben allein noch, damit uns niemand des Brotneides beschuldige, das Carmen heraus, welches der Hofpoet mit Enthusiasmus an den Stufen des Thrones niederlegte.

(Ausgelassen als gar zu elend.)

Epilogus.

Lange war die thauige Nacht herabgesunken, und noch tönte das Banket in der Burg der teutschen Herren. Da verloschen endlich die Kerzen, die Kehlen wurden rauh, die Schnurren mahnten zum Aufbruch, der Kaiser bezahlte der Menschheit seinen Tribut, und ward vielleicht von Träumen geneckt, daß er nur ein Fastnachtskaiser zum Spaß gewesen sei. Ich aber stand unter den Sternen, die unberührt von der Menschen Träumen ihre Straße wandeln, und sang:

Ihr Bürger hört und laßt euch sagen,
Im Reich hat's Mitternacht geschlagen.
Löscht aus eu'r Feuer und eu'r Licht,
Daß nichts die Ruhe unterbricht
Von den gestrengen Herren. Ouhh!

Es war nicht unbekannt, daß ich auf guter Genossen Zureden die Beschreibung selbst verfaßt hatte, seltsam genug meine erste Druckschrift. Der Buchhändler Heyder trug Bedenken ihren Verlag zu übernehmen, doch war er so gefällig, den Druck in Baireuth zu besorgen, wo die Censur, die einen einzigen Satz gestrichen hatte, Spaß verstand, oder ihn auch nicht verstanden hat, und als die ganze Auflage in wenig Tagen verkauft wurde, da viele in Erlangen und viele Zuschauer aus Nürnberg ein Andenken dieses Scherzes besitzen mochten, so schien's ihm leid zu thun, dem jungen Autor so wenig vertraut zu haben.

Hatte damals die Bevölkerung von Erlangen uns zugejubelt, so bekam acht Tage nachher die Stadt ein anderes Aussehen. Zwei Nächte durch hatten Studenten verschiedener Verbindungen mit Handwerksgesellen wüste Schlägereien, in die durch Bürgersöhne auch ein Theil der Bürgerschaft hineingezogen wurde, wol nicht ohne Schuld von beiden Seiten. Ich hatte, damals wieder in meine Studien verkrochen, kaum davon gehört. Erst am Morgen des 26. Februar wurde ich dazu geholt: auf dem Markte stand das Stadtvolk und eine Studentenschar, beide meist bewaffnet, einander drohend gegenüber, nur durch Militär getrennt, das in der Nacht von Nürnberg herbeigerufen war. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, zogen wir nach dem Wels, einem öffentlichen Garten am Altstädter Berge. Während wir auf diesem heiligen Berge beriethen, kamen einzelne Studenten, die sich verspätet hatten, durch einen rasenden Pöbel geschlagen und blutend, einige selbst aus ihren Wohnungen herausgerissen. Auch

Schubert und Pfaff, die zu Wagen kamen, um Frieden zu stiften, waren verhöhnt und mit Koth beworfen worden. Der Zorn war groß, doch verhinderte die Scheu vor dem Militär einen gewaltthätigen Einfall in die Stadt. Eine Botschaft des akademischen Senats befahl, daß wir nach Ablegung der Waffen vom Militär escortirt friedlich in unsere Wohnungen zurückkehren sollten, ohne doch selbst nur eine Bürgschaft der Sicherheit geben zu können. Da beschlossen wir einen Auszug, und zwar nach Altdorf. Das war einst die Universität der Reichsstadt Nürnberg, dort hofften wir in solcher Erinnerung gastfreundliche Aufnahme. Sofort ward aufgebrochen wie jeder eben war. Die Nacht lagerten wir etwa Mitte Wegs in verschiedenen Dörfern, ich mit so vielen in eine Stube zusammengepferchtt, daß behauptet wurde, die Schlafenden wären früh blau angelaufen. Am andern Morgen zogen wir in Altdorf ein, das ganz die freundliche Lage und Art einer kleinen Universitätsstadt zeigte. Der Ruf, der mit uns kam: wir bringen euch die Universität wieder! öffnete uns Häuser und Herzen. Das Rathhaus wurde für die Sitzungen unserer Behörde eingeräumt, eine freiwillige doch förmliche Einquartierung vermittelt.

Noch auf dem Wege war ein Bote von Schubert an mich und Clöter gekommen mit diesem Zettel: „Es wird Euch an Geld fehlen, ich hab's von Freund Fleischmann geborgt, hier sind 400 Gulden baar und 400 in einer Anweisung auf Nürnberg, braucht es wo es fehlt. Ihr werdet schon sorgen, daß ich's wiederbekomme." Das war eine gute Hülfe. Wir unterhandelten mit denen, die

nichts oder zu wenig hatten, und das für jeden Ausbedungene wurde ihm jeden Morgen durch einen Beauftragten ausgezahlt. Wir waren nicht ohne Sorge, wie wir unserm Schubert, der nicht reich war, wieder zu dem Seinen verhelfen wollten, wenn bei übelm Ausgange die davon Pensionirten in alle Welt verstreut würden. Jeder hat's doch redlich wiedergezahlt, und zu Pfingsten konnten wir vergnügt den großen Geldsack in Schubert's Haus tragen.

Es galt zunächst eine anerkannte Behörde aufzustellen. Meine heimliche Befreundung mit dem Rheinländer-Senior Louis erleichterte die Einigung. Die Landsmannschaften stellten nach ihrer Wahl sechs, die Burschenschaft ebenso viele in den Ausschuß, über dessen Anerkennung als oberste Behörde gesammter Studentenschaft wir keinen Zweifel hatten. Dieser Ausschuß sollte aus seiner Mitte drei Sprecher wählen, für jeden der nächsten drei Tage einen, mit entscheidender Stimme bei Stimmengleichheit und mit fast unbeschränkter Gewalt für seinen Tag, doch so, daß er am nächsten Tage zur Verantwortung gezogen werden könne. Spät am Abende war die Behörde eingesetzt und anerkannt. Da uns daran gelegen war, daß der erste entscheidende Tag der Burschenschaft gehöre, war ich so unbescheiden, bei der Sprecherwahl mir selbst eine Stimme mit zu geben. Als nun die Stimmzettel verlesen wurden, hatte Louis, der anständiger gewählt hatte, elf Stimmen, ich alle zwölf, worüber ein großes Gelächter entstand. So war ich der Führer des nächsten Tages.

Es galt vorerst die ganze Studentenschaft zusammen-

zuhalten, daher von jedem der Handschlag genommen wurde, die Stadt nicht über Nacht ohne Erlaubniß des Ausschusses zu verlassen. An die noch Fehlenden, wenn sie durch ihre Bekannten irgendwo aufgespürt werden konnten, wurden Briefe des Ausschusses erlassen, daß sie sofort sich in Altdorf einzufinden hätten, und meines Wissens haben zuletzt nur sieben gefehlt, von denen einer in einem pietistischen Briefe sich entschuldigte, daß sein Herr Christus ihm nicht erlaube zu kommen. Selbst die Stiefelwichser von Erlangen kamen und wurden mit Vergnügen empfangen.

Der Ausschuß hat unter einer muntern unbeschäftigten Jugend acht Tage lang gute Ordnung gehalten. Die Bevölkerung der Stadt und Umgegend hatte ihre Freude an den Studenten, es waren vorzeitige Frühlingstage, in der langen Straße, die den Markt vorstellt, saßen früh und spät Scharen an langen Tafeln hinter dem Bierkruge; als das aber auch am Sonntage unter der Kirche einige gethan hatten, oder wo sonst Unziemliches geschehen war, da fielen haarscharfe Verweise auf dem Rathhause.

Das wurde viel besprochen, wenn die Bevölkerung von Erlangen nicht Frieden biete, die Universität nach diesem freundlichen Altdorf zu übertragen, wo noch stattliche Universitätsgebäude standen, selbst das Carcer nicht fehlte, der Hund, nach der Sage von Wallenstein her so genannt, der, als Student verurtheilt es einzuweihen und ihm den Namen zu geben, zuerst seinen Hund hineingejagt und hiermit das „auf den Hund kommen“ für alle Zeiten eingeführt habe. Aber ernsthaft scheuten wir doch das erlanger Stadtvolk keineswegs, wußten auch, daß eine

Universität nicht so über Nacht durch Studenten versetzt werden kann, wie die Santa Casa von Loreto durch Engel; es galt nur eine sichere und ehrenvolle Rückkehr zu gewinnen. Nachts in meinem Quartier entwarf ich die Bedingungen der Rückkehr: 1) Amnestie des Auszugs als um des Friedens willen geschehen; 2) Niederschlagung der Untersuchungen wegen der nächtlichen Schlägereien; 3) ehrenvoller Einzug in Erlangen mit den Waffen.

Es war die Absicht: jeder soll diese Forderungen unterzeichnen und sein Ehrenwort darauf geben, falls sie nicht durch den Senat bewilligt oder von der Majorität durch freien Entschluß wieder aufgegeben würden, soll nach altem akademischen Verfahren Erlangen bis Michaeli dieses Jahres in Verruf gethan werden, das heißt: jeder soll bis dahin diese Universität meiden bei Strafe, selber dem Verrufe zu verfallen.

Mir war doch recht ernst zu Muthe, indem ich bedachte, wenn nun der Senat nicht nachgebe, wie viel Unglück dieser Beschluß auf die Einzelnen bringen werde, da es fast nur Inländer waren, die man durch Strafandrohungen werde zurückführen wollen; und bevor ich am andern Morgen ausging, habe ich Gott inbrünstig gebeten, meinem Herzen Weisheit und meiner Zunge Macht zu verleihen.

Der Ausschuß hat noch drei Artikel hinzugefügt: Einzug mit Sang und Klang, Sicherheit vor Verhaftungen für die nächsten acht Tage nach der Rückkehr, Abzug des Militärs nach Wiederherstellung der Ruhe. Diese Bedingungen, zugleich mit einem ehrerbietigen, aber entschlossenen Briefe an den Senat, wurden vorerst in den

Versammlungen der einzelnen Verbindungen, dann gegen Abend in einer allgemeinen Versammlung auf dem Schützenhause einmüthig angenommen; alles war ein Herz und eine Seele.

Wir wurden den folgenden Tag noch aufgehalten, indem alle die Mishandlungen, von denen einzelne Studenten betroffen worden waren, zu Protokoll genommen wurden, um in einer Beilage die Nothwendigkeit unsers Auszugs darzuthun. Daher fuhren wir erst abends 10 Uhr ab, der Senior der Rheinländer, der Baireuther und ich, alle drei bis an die Zähne bewaffnet. Früh sechs Uhr waren wir im letzten Dorfe vor Erlangen und sendeten von da das Gesuch um einen Geleitsbrief an den Senat. Von seiten desselben kam Hofrath Kastner, ein sehr beliebter Lehrer, herausgefahren zu uns nach Tembach, und wir folgten seiner Verbürgung unserer persönlichen Sicherheit. Die Stadt, in der fast nur Soldaten auf den vereinsamten Straßen wandelten, war wie umgekehrt und durch das Schreckbild von Altdorf ganz friedlich gestimmt; ein elender Mensch, der von Studenten lebte, fiel mir gar zu Füßen.

Die Verhandlung mit dem Senat ging durch Kastner. Der erste Artikel wurde sofort als berechtigt anerkannt. Die Rückkehr mit Waffen wurde stilistisch umgangen als Rückkehr mit Reisegeräth. Der Senat werde aus seiner Mitte uns eine Deputation entgegensenden, zu der sich Gesang und Musik nicht wohl schicken werde. Das Abgeben einer mit dem Namen des Inhabers bezeichneten Karte solle vor Verhaftungen schützen. Das längere Ver-

bleiben des Militärs wünsche man selbst am wenigsten. Nur über den zweiten Artikel fand sich kein Zugeständniß, da nach dem Staatsgrundgesetze eine bereits eingeleitete Untersuchung selbst durch den König nicht aufgehoben werden könne; doch erhielten wir das mündliche Versprechen, wenn irgendwie härtere Strafen gegen Einzelne ausgesprochen werden müßten, daß Mitglieder des Senats sich persönlich bei Sr. Majestät um Begnadigung oder doch um Milderung wegen der aufgeregten Leidenschaftlichkeit dieser Tage verwenden wollten. Ich ließ mir ein Exemplar des Staatsgrundgesetzes mitgeben.

Mit diesen Bedingungen in einem offenen Briefe des Senats fuhren wir am nächsten Morgen nach Altdorf zurück. Die noch Vermißten waren unterdeß eingetroffen, die Menge stand Kopf an Kopf in dem weiten Saale des Schützenhauses und vor den offenen Thüren. Ich berichtete über unsere Gesandtschaft, die Stimmung der Stadt und las den Brief des Senats. Als ich zu dem verweigerten Artikel kam, entstand ein wildes Geschrei: So gehen wir auseinander! So ist es mit Erlangen aus! und wie der burschikose Ausdruck dieses kräftig zu bezeichnen pflegt. Es dauerte eine Weile, ehe durch Winken und Rufen der Sturm sich legte. Dann schlug ich mein Exemplar auf, las den betreffenden Paragraphen der bairischen Constitution und frug: „Wollt Ihr etwas gegen Euer Staatsgrundgesetz?“ Tiefes Schweigen antwortete. „So ist diese Forderung aufgegeben“, sagte ich tief bewegt von dieser Macht des Gesetzes über die Herzen.

Es hielt dann doch ziemlich schwer, die Menge von

Altdorf wegzubringen, solange noch Geld und Bier vorhanden war. Dazu erbitterte und verzögerte uns eine barsche Zeitungsaufforderung des erlanger Polizeicommissars zu sofortiger Rückkehr. So habe auch ich noch ein paar Tage, nun mit leichtem Herzen, dieses muntere Leben in der heitern Gegend mit Freunden umherstreifend genossen. Endlich war der 4. März zur Rückkehr bestimmt. Abends wurden noch Ständchen und Abschiedsgrüße gebracht, früh manch zärtlicher Abschied genommen, der Weg bis dahin zu Fuß ging diesmal über Nürnberg, wo mit dem Postmeister unsere Fahrt von da nach Erlangen ausgemacht worden war. In Nürnberg fanden wir schon Mitglieder des Senats vor, mit denen es noch einigen Streit gab über die Lebehochs, die auf dem erlanger Markte ausgebracht werden sollten, da sie blos das auf König und Vaterland zulassen wollten, indem sie uns erwiesen, daß darin schon alles andere (implicite) mit enthalten sei. Wir aber hielten an der Entwickelung des Besondern fest. Mit der Musik hatten wir sie ein wenig überlistet, der Postmeister von Nürnberg ritt an der Spitze von zwölf Postillonen voran, den Posthörnern des Königs konnte das Blasen nicht verwehrt werden. So zogen wir ein 87 Wagen und 20 Reiter. Vor dem Thore erwartete uns der Wagen mit der Deputation des Senats und fuhr voran. Blumensträuße und Kränze flogen in die Wagen. Als der Markt von einer Wagenburg umgeben war, stiegen wir aus, schlossen einen Kreis, der Ausschuß in der Mitte. Ich hatte das erste Hoch zu bringen dem König, dem Vaterland und der Constitution. Ströbel das zweite

unsern geliebten Lehrern. Louis das dritte der akademischen Freiheit und Einigkeit.

Als wir dann durch eine Deputation den derzeitigen Prorector Bertholdt begrüßten, frug der mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Nun hat denn das Bier ausgereicht?" So war dieser vielleicht letzte deutsche Studentenauszug in altakademischer Weise mit gutem Glück zu Ende geführt.

Einige Noth hatten wir noch mit den Soldaten. Als das Semester zu Ende ging, hatte Schubert seinem jungen Kreise ein splendides Abendessen gegeben, bei dem er im Scherze über die bairische Anordnung der Schlußexamina jeder Vorlesung nach allerlei Gerichten aus den verschiedenen Naturreichen zum Dessert noch einen Korb mit Steinen herumgehen ließ. Ein Verbot war erlassen worden, niemand solle auf der Straße lärmen und singen. Wir begleiteten Professor Pfaff mit seiner Frau und Schwägerin nach Hause, und da einige Sänger unter uns waren, sangen sie dazu ein gutes Lied. Da auf dem Markte stürzten Soldaten von mehrern Seiten auf uns zu, die vielleicht schon lange geneckt auf einen Fang gelauert hatten, und brachten die ganze Gesellschaft auf die Wache. Der junge Offizier sagte: „So! auch Professoren und Damen in dieser saubern Gesellschaft!" Wurden diese auch sogleich entlassen, so kam es doch zu stacheligen Reden hin und her. Wir behaupteten, daß nur Lärmen und Singen verboten sei, also ein rohes lärmendes Singen, während die akademische Sitte und ein gebildeter Geschmack einen guten harmonischen Gesang vertheidige. Als endlich diejenigen, welche ihre Karte nicht bei sich hatten, ihre Namen genannt

hatten und durch einen hinzugekommenen Pedell erkannt waren, schieden wir, ich freilich mit dem poetischen Citat: „Nie labe Schönes deinen Sinn!“ Wir hatten uns gegenseitig zu verklagen. Mir wurden drei oder vier Tage Carcer zugesprochen. Man war damals so human, die Zeit dazu wählen zu lassen. Ich hatte, mehrmals daran erinnert, es bis auf den Sommer und endlich bis auf einen Abend verschoben, an welchem die Burschenschaft ihr Stiftungsfest feierte, wo ich erwartete, am nächsten Morgen ohnedem nicht ganz frischauf zu sein. Der Carcerwärter war das zufrieden, nur stand das Bedenken entgegen, daß man nach 10 Uhr nicht mehr durch das große Thor ins Universitätsgebäude gelangen konnte. Doch fand sich Rath, wenn ich von hinten auf einer Leiter durchs Fenster einsteigen wollte. So bin ich etwas schweren Hauptes von Freunden unterstützt um Mitternacht wie ein Dieb ins Carcer gestiegen, und war früh beim Erwachen über die unerwartete Umgebung fast verwundert.

Als wir unsere bewaffneten Beschützer endlich los wurden, entstand zwischen Stadt und Universität ein Streit, wer die Kosten dieses Feldzugs zu tragen habe? Die Stadt behauptete: das Militär sei nur wegen der Studenten nöthig gewesen, also die Universität habe zu zahlen. Diese versicherte: ihre Studenten hätten keinen Schutz gebraucht, die hätten sich selber helfen können. Man hat sich endlich dahin verglichen, einen halben Pfennig auf die Maß Bier zu legen, da haben wir gelacht, Bürger und Studenten haben sich gleichmäßig beeifert, die Schuld zu zahlen.

Nach der Befreundung mit den Landsmannschaften durch das gemeinsame Unternehmen lag der Wunsch beiden Theilen besonders nahe, dieses Verhältniß zu erhalten. Wir haben in mehrern Sitzungen gesucht eine Form dafür zu vereinbaren: es scheiterte an der verschiedenen Anschauung von Duell und Ehrengericht. Endlich als alles vergeblich war, haben wir noch einen Abend, der alte altdorfer Ausschuß und ihm besonders Befreundete, ein heiteres Gelage zusammen gehalten, und um Mitternacht, wie Wanderer, die verschiedene Wege gehen, herzlichen Abschied voneinander genommen. Ich hatte fast noch mehr als in Leipzig tüchtige Menschen in diesem Kreise kennen gelernt, den nachmals so ruhmvollen Liebig unter ihnen; ein stilles Grüßen und freundliches Einanderertragen ist doch aufs nächste Semester hin geblieben.

In diesem Winter hat mir der Vormund des jungen Grafen den schönburgischen Jahrgehalt genommen, weil billig sei, nachdem ich dieses Stipendium so lange bezogen habe, daß auch ein anderer es genieße. Vergeblich stellte ich vor, daß es gar kein Stipendium für jedermann sei, sondern nach der Absicht des seligen Grafen durch seine nun auch verstorbene Gemahlin ein mir persönlich verwilligtes Gnadengeschenk. Auch der junge Graf Alban, dessen Vermittelung ich ansprach, er studirte damals in Heidelberg, gab eine kühle Antwort, und hiermit endete der Traum einer Jugendfreundschaft, auf den sich manche Hoffnung gestellt hatte; ich mußte mich bescheiden, daß dieses rein Persönliche so vielleicht zu einer bleibenden Stiftung werde, die noch manchem durch die enge Studienzeit helfe.

Da man in Erlangen sehr billig leben konnte, was ich gründlich verstand, auch dort, wo man sich damals nicht überstudirte, ich gerade durch den Contrast meiner studentischen Stellung mit meiner sonst sehr fleißigen Lebensweise bei den Bürgern in gutem Ansehen stand, so hielt es nicht schwer, auf Credit zu leben; dazu half der nürnberger Vetter mit einem kleinen Darlehn, das ich erst seinen Kindern wiedererstatten konnte.

Ich hatte gemeint, zu Ostern das theologische Examen in Dresden zu machen, und war dazu nothdürftig gerüstet: eine vernachlässigte Bestellung meines Anhalteschreibens ließ es nicht dazu kommen, und so war mir noch ein Sommer in Erlangen zugefallen. Eines Montags früh, als ich von Nürnberg zurückkam, lag Vater Herbst in meinem Bett. Er war, in Göttingen nicht aufgenommen, wieder nach Jena gegangen, und hatte zuletzt doch gemerkt, daß wir noch einmal zusammen leben müßten. Es war der verhängnißvolle Schritt, der ihn nach Baiern geführt hat. Wir mietheten jeder ein Gartenhäuschen in benachbarten Gärten auf dem Altstädter Berge, auch Ströbel und Dölpele mit noch zwei Genossen, wie Schubert uns nannte, die Altväter vom Berge.

Mein Häuschen hatte als Erdgeschoß nur einen niedern Raum, darin mein Koffer mit einigen Lebensmitteln stand. Die Treppe führte von außen hinauf, in ein Stübchen, dessen eine Hälfte durch ein gemiethetes Sofa vollständig ausgefüllt war als Bett, die andere Hälfte durch einen kleinen Tisch und einen Stuhl. Aber mit der Aussicht über die nächsten Obstbäume nach Ost und West in die

Bergkette, die der Norden hinstreckt, den Süden zu umfassen, geradeaus nach Süden eine weite Ebene von dunkeln Wäldern und der Burg von Nürnberg begrenzt. Ich kehrte gelegentlich das Stübchen eigenhändig aus und wusch mich am Brunnen des Welsgartens. Die nöthigsten Dienste leistete uns allen durch einen Morgenbesuch der Stiefelwichser Liebig, eine treue Seele, dem ich beim Wegzuge von Erlangen meinen Koffer, an den sich wol einige Ansprüche gefunden hätten, heimlich zur Bewahrung übergeben konnte. Wir fanden einmal an einem unserer Häuschen mit Bleistift angeschrieben: „Glücklich wer in seinem Jugendleben still und unbemerkt seine kleine Rolle spielt!“ Es gab viel Neckerei, wer das geschrieben habe, endlich überraschte uns dieser Liebig mit seiner Autorschaft.

Im Aufstehen hielt ich ziemlich mit der Sonne Schritt, dann trank ich den selbstgebrauten Kaffee, zuweilen mit Herbst, in der großen Laube meines Gartens am steinernen Tische, um 1 Uhr wurde ein zweites Frühstück gehalten, nicht selten alle vereinigt zu dem köstlichen rohen Schinken, den Freund Mader aus Streitberg lieferte, oder in der Kirschenzeit saß jeder mit einem Stück Brot auf einem der Bäume, deren wir einige gepachtet hatten. Erst nach fünf oder sechs streifte ich bald Arm in Arm mit Herbst durch die Berge, oder wir fochten und turnten, nahmen auch an burschenschaftlichen Versammlungen theil, das Mittagsmahl ward insgemein erst abends im Burschenhause zum Weißen Ochsen gehalten. Einige Abende habe ich auch, dessen gerade voll, die Lieder Ossian's aus dem Englischen den Berggenossen leichthin übertragen.

Das war eine heitere idyllische Zeit zum Leben und zum Arbeiten. Ich hatte mir eben die Dogmatiken von Ammon, Bretschneider und Wegscheider verschafft. Bald erhielt ich auch das Hauptwerk Schleiermacher's, das doch, durch nichts Früheres vorbereitet, nicht einmal durch den zu uns noch nicht gedrungenen Ruhm seines Namens, noch keinen tiefern Eindruck auf mich machte. Ich schrieb anfangs, nur um mir selbst klar zu werden, meine Ansicht über jedes Lehrstück nieder, bald mit der bestimmten Absicht, mir meine eigene Dogmatik zu schreiben, und im wachsenden Gefühl, daß ich ein Recht dazu hätte neben jenen andern. In der Weise des damals herrschenden Rationalismus war ich überzeugt, daß die Wissenschaft berechtigt sei im alleinigen Forschen nach der Wahrheit auch die Satzungen der Kirche den Gesetzen alles menschlichen Denkens zu unterwerfen, aber ich sah ein, einestheils daß bloßes Denken noch keine Religion sei, anderntheils daß die blos freisinnige Theologie, welche das Christenthum zur Vernunftreligion aufklären wollte, die allenfalls auch ohne Christus auskommen könne, die welthistorische Bedeutung des Christenthums verkenne, das als eine historische individuelle Religion auf Thatsachen gegründet Gemeinden verbinde und Völker mit seinen sittlichen Segnungen beherrsche.

Unmerklich war eine Veränderung über mein Ziel in mir vorgegangen. Obwol in Leipzig selbst der Kerker mir kein dichterisches Werk hervorgebracht hatte, war ich doch nach Erlangen mit der Absicht gekommen, meinen poetischen Neigungen nachzugehen. Ein Roman lag mir auf

der Seele, „Die Troubadours", darin ich auf dem Boden ihrer Zeit in der Provence die Poesie und die Liebe selbst darstellen wollte, mit tragischem Ausgange. Nach den dort etwa möglichen Vorstudien über Land, Zeit und Poesie der Troubadours fing ich munter an, ich hatte die Anschauung des ganzen Verlaufs, schon waren die Hauptpersonen eingeführt: ein Hirtenknabe, in tiefer Einsamkeit eines hochgelegenen Thales der Pyrenäen herangewachsen, ihm unbewußt aus dem Geschlechte der Grafen von Toulouse, der künftige Troubadour; Maria und Frau Venus, doch beide nur hochmenschlicher Abkunft. Wenn ich jetzt nach so vielen Jahren das Begonnene überlese, kommt mir's vor etwas ungeschickt und sentimental, aber wirklich wie Poesie, und doch ist's beim Anfange geblieben. In diesem Liegenlassen hat sich neben den frühern Erfahrungen unverkennbar eine Unfähigkeit schöpferischer Ausführung dargethan. Es war kein Entschluß, kein Aufgeben, die Ausführung des Romans und anderer Plane wurde nur aufs nächste Jahr verschoben. Dagegen als ich die „Glaubenslehre" zu schreiben begann, da gerieth ich immer eifriger hinein, und obwol oft sinnend über den Tiefsinn der alten Kirchenlehre und ringend mit den Gedanken, kam ich ohne Unterbrechung zum Schlusse. So bin ich mit nur leisem Schmerze über eine verfehlte Bestimmung hinweggekommen, und fand mich schon heimisch in einem andern Gebiete, das strenge Arbeit forderte, als ich endlich merkte, daß die Poesie mir nur gegeben sei als der glückliche Traum eines Jugendfrühlings, aber in verständiger Bewahrung als eine belebende Kraft meiner Wissen-

schaft, und im hingebenden Genusse als der Trost und Schmuck meines Lebens neben und in der Religion. Hiermit war es auch entschieden, daß nichts von diesen poetischen Gelüsten an das Licht der Welt kommen solle.

Vorlesungen hatte ich diesen Sommer nicht angenommen. Deshalb vor den Dekan der theologischen Facultät gefordert, Professor Kaiser, habe ich mich bescheiden entschuldigt, daß ich darum nicht unfleißig mich fürs Examen vorbereite, auch nur auf Schelling's verheißene Vorlesung harre. Der ist also amtlich gefragt worden, ob ich bei ihm hören würde? Er hat natürlich geantwortet, er könne das nicht wissen. Doch ward ich deshalb nicht weiter belästigt.

Erst wieder in den letzten Wochen eröffnete Schelling seine Vorlesung: „Geschichte der neuern Philosophie.“ Fast die ganze Universität, Professoren und Studenten, saßen beisammen in der Aula. Er litt nicht, daß irgendetwas nachgeschrieben werde. Er las alles vom Blatte, aber er las sehr gut, es machte doch einen großen Eindruck, zumal als er vor seiner eigenen Epoche stand und nachwies, wie alles auf diese Entwickelung der Philosophie hindrängte: „Die Frucht war reif, wer die Hand darnach ausstreckte, dem fiel sie in die Hand. Und ich habe sie darnach ausgestreckt.“ Darauf, um die Anschauung gefühlsmäßig zu schildern, in der zuerst seine Philosophie ihm aufgegangen sei, las er uns jene schwungvollen Knittelverse vor, die er damals im Thale von Jena gedichtet hatte, anhebend:

Wüßt' auch nicht, wie mir vor der Welt könnt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.

Zu dieser Poesie-Philosophie schien er sich noch aufrichtig zu bekennen. Er stand damals nach dem Frühling in Jena zum zweiten mal auf der Höhe seines Ruhmes.

Bei den Bürgern von Erlangen hieß er nur der große Philosoph. Schubert's Schwester mit ihrem Gemahl, dem Bürgermeister Wirth von Chemnitz, war gekommen, und wie daran sich manche Ergötzlichkeit knüpfte, so hatten auch die Altväter vom Berge eingeladen zu einem Kaffee in meiner großen Laube. Um diese werthen Gäste zu feiern, schoß ich bei ihrer Annäherung von der Treppe meiner Villa ein paar Pistolen ab. Bald hernach kam der Wirth des öffentlichen Gartens, der fast unter meinem Gartenhäuschen lag, Herr Henne, heraufgestürzt und rief in lauter Interjectionen: „Ach das große Unglück! ach der große Philosoph! ach dieser Schuß! ach der große Philosoph!“ Wir erschraken, die Pistolen waren mit derben Schroten geladen, doch ich wußte genau, daß ich rein in die Höhe geschossen hatte, in der keine Philosophen fliegen. Bei weiterer Erwägung ergab sich: einige Schrote mochten aus der Höhe in einem Bogen niedergegangen sein, und waren an die Wand des Gartenhauses angeschlagen, an welcher Schelling eben stand, wenig hoch über seinem Kopfe. Nun ich dankte Gott, daß ihm kein Leid geschehen war und versprach künftig bessere Vorsicht.

Die Pistolen hatte ich geliehen infolge eines kleinen Abenteuers. Mitten in der Nacht erwachte ich einmal auf meinem Sofa und hörte unter mir ein seltsames Geräusch.

Als ich mich zum Fenster wandte, sah ich etwas wie einen Menschen durch den geöffneten Laden in das untere Kämmerchen hineingebeugt. Ich zog still meinen Schläger aus der Scheide (er gehörte einst Robert Müller, war mir in Erlangen geschenkt worden, und steht noch heute vor meinem Bett), eben wurde mein Koffer mit dem Schinken von innen herausgelangt: da riß ich das Fenster auf, der Mensch draußen sprang um die Ecke, der drin, als mit dem Koffer vorgebeugt, erhielt einen Hieb auf den Kopf und fuhr zurück. Den wußte ich jetzt sicher drin und konnte von oben das untere Fenster mit der Klinge, die nur niederzuschmettern brauchte, vollkommen beherrschen. Es geschah, was ich erwartete: nach einigen Augenblicken tiefer Stille stürzte sich der Mensch plötzlich aus dem Fenster, und erhielt wieder einen Hieb über den Kopf. Da ich die Diebe feig sah, riß ich die Thür auf, eilte die Treppe hinab, wol lächerlich anzusehen im fliegenden Hemd mit dem bloßen Degen; als ich zum obern Zaune kam, war der zweite eben darüber geklettert. Der Schinken war gerettet! Es fand sich eine Axt, mit welcher der Laden geöffnet worden war, und eine weiße Zipfelmütze mit der Spur eines Hiebes, welche Trophäen der Stiefelwichser am Morgen triumphirend zur Polizei trug. Man hoffte hierdurch und infolge der Kopfwunden Entdeckung der Diebe, doch ist nichts an den Tag gekommen.

Ein acht Tage später noch vor Mitternacht wurde ich wieder geweckt durch einen Stein und die Splitter der Fensterscheibe, die mir auf den Leib fielen. Da ich noch kein Professor war, um darin eine besondere Ehrenbezeigung

zu erkennen, dachte ich gleich, daß es die nächtlichen Gäste wären, die nur zusehen wollten, ob ich vielleicht noch unten in der Stadt sei, wie das vorkam. Ich stellte mich also ganz still mit einer der unterdeß angeschafften Pistolen lauernd in die Ecke. Da sah ich einen dunkeln Schatten leise vorwärts gehen, ziele durch das zerschlagene Fenster nur auf die Füße, und drückte ab nicht ohne Herzklopfen. Aber der Schatten blieb unbeweglich und wie ich genauer zusah, war es der Schatten eines Baums, den der aufgehende Mond warf. Doch durch den Schuß, der auch die Bergbrüder rasch zusammenführte, hatte diese Romantik des Altstädter Berges ein Ende, bis auf unsern Raubritter, der sich rühmte, des Kaisers Schinken zu erbeuten, und ihm habe ich natürlich nur einen Schreckschuß einmal bei Tage nachgesandt. Auch war ein Hund, der mir geschenkt wurde, von edler rauhhäriger Rasse, der echte Reichshund Ryno, fortan der treue Wächter.

Mein Verhältniß zu dem geheimen Bunde hatte still fortgewährt, ohne daß ich die Gelegenheit hatte, wol auch nicht das energische Interesse, auf denselben in meinem Sinne einzuwirken, bis auf einer Versammlung bald nach Pfingsten zu Würzburg entschieden wurde, daß solch eine Ausnahme von Bundesartikeln unzulässig, mir daher nach meinem Vorbehalte der Austritt freizulassen sei.*) So

*) Arnold Ruge, der dort zugegen war, schreibt davon („Aus früherer Zeit“, Berlin 1862, II, 201): „Ein eigener Fall war die Austrittserklärung eines gewissen Hase aus Erlangen. Er war nicht zugegen. Wenn der Bund nicht aufgelöst werden konnte, wie war es möglich, einem einzelnen den Austritt zu erlau-



schied ich von den erlanger Mitgliedern in aller Freundschaft, und es war mir leichter ums Herz, dieser Unheimlichkeit los zu sein, zumal ich noch vernahm, daß, nachdem sich der Männerbund als eine Vorspiegelung ergeben, schon über eine allgemeine Auflösung verhandelt werde.

Bereits während der Osterferien, als ich einen Spaziergang in die Heimat gemacht hatte, erhielt ich einen Brief aus München von dem befreundeten Sohn eines dortigen Ministerialraths mit dem Rathe, nicht nach Erlangen zurückzukommen, da mir Gefahr drohe relegirt zu werden. Ich mochte wol bei dem altdorfer Auszuge den Behörden etwas unbequem erschienen sein. Indeß ich hatte Erlangen lieb, hielt's für einen Schreckschuß, und kam doch. Auch sah zumal bei meinem Berg-Stilleben alles unbedenklich aus, bis am 23. Juni eine stattliche Deputation auf meiner Treppe erschien, von der jedoch nur die zwei Angesehensten in meinen Räumlichkeiten nothdürftig Platz fanden, und meine wenigen Papiere versiegelten. Diese wurden vor dem „Directorium der Universitäts- und Stadtpolizei" entsiegelt und meine theologischen Studien mir sogleich zurückgestellt. Als Grund ergab sich, daß der dresdener Burschentag nachträglich an den Tag gekommen

---

ben? Die Frage war schwierig genug, und ich erinnere mich nicht genau mehr, wie sie entschieden wurde, dächte aber, die Erlanger hätten sich für seine Verschwiegenheit verbürgt, und es wäre darauf hin beschlossen worden, ihn gewähren zu lassen." Diese Erinnerung ist im wesentlichen richtig, nur daß Ruge die Motive vergessen hat, und die Identität der Person nicht kannte, denn wir sind nachmals, als er von Halle zuweilen nach Jena kam, halbwegs gute Bekannte geworden.

war, ich habe nie erfahren, wie? und zwar nicht meine volle Urheberschaft an demselben, doch meine Theilnahme. Dieses konnte ich, wie es sich auch damit verhalte, als durch mein leipziger Geschick abgethan behaupten. Aber sie hatten das neueste Stück meines Tagebuchs mit gefangen, zumal die treue Beschreibung des altdorfer Auszugs, darin von Burschenschaft und Landsmannschaften so unbefangen die Rede war, daß ich fürchten mußte, dadurch, wie einst Herbst durch seinen Zettel, auch die letztern in unser Geschick hineinzuziehen. Ich sagte daher aus: es sei freilich viel Wahrheit dabei, allein ich könnte für die Wahrheit durchaus nicht einstehen, denn es sei Wahrheit und Dichtung, niedergeschrieben um in einer Art Roman die dermaligen Zustände des deutschen Studentenlebens zu schildern, da wären denn natürlich die muntern Ereignisse von Altdorf mit als Motive benutzt, aber für den literarischen Zweck schon mannichfach umgestaltet. Der Untersuchungsrichter, wenn er das auch nicht glaubte, mochte er's doch nicht ungern hören, denn zu einem allgemeinen Verfahren gegen die bestehenden Verbindungen war in der Universitätsstadt kein Mensch geneigt; die Burschenschaft zumal, als keusche Sitte, wissenschaftliches Interesse und edle Freundschaft fördernd, hatte dort einen guten Namen, auch waren die Professoren selbst durch die Karlsbader Beschlüsse zu hart getroffen, als daß sie Lust hatten, ungezwungen den Fluch derselben an uns zu vollstrecken. Doch zur Durchführung des Verhörs wurde weiter gefragt, wie denn jenes Buch heißen solle. In der Verlegenheit kam mir der Einfall: „Ideale und Irrthümer

des akademischen Lebens." Als ich den Freunden auf dem Berge den Verlauf dieser Vernehmung erzählte, rief Herbst: „Ei, da hab' ich den Titel für mein Buch, den mußt Du mir lassen!" Er schrieb damals an seinem Buche zur Rechtfertigung der Burschenschaft, es ist unter diesem Titel erschienen*), und ich nehme ihn jetzt nur für mich zurück. Das Fragment meines Tagebuchs aber wurde zu den Acten genommen und ich bin lange ärgerlich gewesen über die Lücke, da ich sie zu ersetzen mich so wenig überwinden konnte, als Friedrich II. die Geschichte seines Siebenjährigen Kriegs, nachdem sein Windhund sie gefressen hatte. Erst als ich 1843 dem Jubelfeste der erlanger Universität als Abgeordneter der Universität Jena beiwohnte, hat der noch fungirende königliche Stadtcommissar von Wöhrnitz das Tagebuch herausgeholt und mir als ein Gastgeschenk freundlich verehrt, auch das am Rande geziert mit manchen Rothstiftstrichen.

Jene Untersuchung, mußte ich zwar auf ein plötzliches Ende gefaßt sein, störte doch nicht unsern Sommernachtstraum auf dem Berge. Schon nahte der Schluß des Semesters, als uns einfiel, noch auf einem Hoftage das alte Reich feierlich zu begraben. Von Polizei und Geldbeutel in Respect gehalten, sollte das nur in ruppigem Costüm geschehen. Daher die Fahrenden in lauter Einspännern, in der Wirthstube von Uttenreuth die Reichsämter und die Kamele gelagert, welche nur Don Quixote

---

*) Ideale und Irrthümer des akademischen Lebens in unserer Zeit, von Ferdinand Herbst (Stuttgart 1823).

für eine glänzende Reichsversammlung angesehen haben würde. Als Testament des Kaisers wurden die Reichsrechnungen vorgelegt, bei denen sich, wie jede moderne Staatsrechnung schließen muß, ein Deficit, doch nur von sechs Gulden ergab, für welche die getreuen Stände aufkamen. Die großen Hofämter legten nacheinander ihre Würden mit stattlichen Leichenreden nieder, dabei die Gerechtigkeit und Mildthätigkeit des Kaisers nach Verdienst gepriesen wurde, obwol er nun altersschwach und lebenssatt das Reich dahinsterben lasse. Der Hofpoet hielt eine herzzerreißende Elegie, der Seckelmeister brachte eine Schüssel Branntwein, in der blauen Flamme desselben wurden die Reichsrechnungen verbrannt, auch der Reichsapfel gebraten. Zuguterletzt waren wir doch über die Thorheit alle gerührt und ich sprach zum Schlusse: „Freunde und Brüder! Sic transit gloria mundi. Es ist alles eitel! schrieb einst mein königlicher Bruder, alles ist eitel! Mir selbst könnte wol geschehen, wie meinem kaiserlichen Vorfahren Heinrich IV., der von Thron und Reich vertrieben nicht einmal ein geistliches Aemtchen erlangen konnte in dem von ihm gestifteten Dom zu Speier, zu dem er sich gemeldet haben soll. So zieh' ich denn heim zum alten Vater Rothbart im Kyffhäuser, unsere Zeit ist noch nicht kommen, sein Bart kann noch manches Jahr um den Felsentisch wachsen. Ich dank' Euch für alle Lieb' und Treue, Ihr seid nun souveräne Fürsten, oder auch souveräne Lumpe. Ihr aber, hohe Väter in Walhalla, zürnet nicht, daß wir in einer Affenschande hier das Reich dargestellt haben, für das ihr einst Gut und Blut nicht zu hoch

geachtet. Wir meinen's doch redlich mit dem Reiche, in unserm Scherze liegt eine tiefe Wehmuth und Sehnsucht. Glücklich das Volk, das in der Geschichte seiner Väter hohe Gestalten und ehrfurchtgebietende Satzungen hat, an denen seine Einheit und Größe sich immer wieder aufrichten kann. Haltet denn fest, ihr Jünglinge, am rechten deutschen Reich! Ist das einmal in aller Herzen aufgerichtet, so wird's auch hinausstreben in die Wirklichkeit, der alte Kaiser wird kommen, ein neues Reich wird die Herrlichkeit unsers Volkes begründen und in sich aufnehmen. Diesem Reiche, das nie untergegangen ist in treuen Herzen, bringe ich das letzte Lebehoch, der schönen Zukunft des unsterblichen deutschen Reichs!"

In der letzten Burschenversammlung dieses Semesters wurden nach erlanger Sitte die Abgehenden feierlich entlassen. Wie da einer der Scheidenden nach dem andern der Genossenschaft dankte, nicht nur für treue Bruderliebe, sondern auch in so mancherlei Individualität für die sittliche Bildung und Kräftigung, die er darin gefunden habe, wäre wol mancher redliche Widersacher dies anhörend in seiner Verurtheilung der Burschenschaft bedenklich geworden. Da war einer, Zuccarini aus München, Juck genannt, ein kühner, wilder und doch herzlicher Mensch, seines Gewerbes im Reiche Raubritter, durch Uebermuth gegen die gesetzliche Ordnung eine Zeit lang von der Burschenschaft ausgeschlossen, rasch mit dem Degen zur Hand, und obwol bereits schwer durch denselben gezeichnet, so leichtfertig, daß er bei einem Duell, dem ich zusah, sich zwischen den Gängen mir auf die Knie setzte und „schacke, schacke Reiter-

pferd“ machte. In der letzten Zeit war sein edler Geist doch immer mehr durchgedrungen, der hob jetzt an: „Ich hab' Euch oft betrübt“, und erzählte treuherzig, wie eine ungestüme ehrgeizige Natur unbändig ihn getrieben habe.*) Auch ich hatte zu danken und zu bezeugen, was die Burschenschaft, die nimmer aufhören möge dem Vaterlande Männer zu senden, an mir gethan, „daß ich nun weiß was ich will, und will was ich kann“.

Ich hatte die erwünschte Ladung zum theologischen Examen für den 9. October erhalten, und saß wieder mitten in meinen Studien, als mir am 21. August das erlanger Urtheil eröffnet wurde, nach welchem ich „wegen Theilnahme am dresdener Burschentage und wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben“, von hiesiger Universität auf immer zu entlassen sei, und binnen acht Tagen mich zu entfernen habe, mit Niederschlagung der Untersuchungskosten. Ich bat, um unverstört eine Arbeit zu vollenden, die Frist auf vierzehn Tage zu erstrecken: auch das wurde zugestanden, doch daß ich während dieser Zeit unter polizeilicher Aufsicht zu stehen hätte. Ich frug, worin diese bestehen würde? Man erwiderte vielleicht unnöthig, daß etwa täglich ein Polizeidiener auf meine Stube kommen und nachsehen würde. Ich antwortete noch unnöthiger, daß ich dann

*) Er hat mir nachmals, wie er's verheißen, in München durch seine anmuthige Schwester einen Pokal credenzen lassen. Er ist als Generalstabsarzt der griechischen Armee, als er an einem für unersteiglich gehaltenen Felsenfort hinankletterte, mit einem losgerissenen Felsstück herunter ins Meer gestürzt, jung umgekommen.



vielleicht in Gefahr käme, ihn einmal die Treppe hinunterzuwerfen, daher ich lieber darauf verzichten und zum bestimmten Termin abreisen wollte.

Abermals traf sich's glücklich genug, daß mein gewaltsames Ende mit dem naturgemäßen fast zusammenfiel. Am 27. August hielt Schelling die letzte Vorlesung, und schloß in erhebender Weise über die Bedeutung des akademischen Lebens, und wie alles, was sich nachmals im Leben entwickle, da mindestens die Knospe der Ahnung treibe.

Als ich am nächsten Mittag davongehen wollte bis Streitberg, erschien ein langer Zug von Wagen und Reitern zum Geleite. Mir kam Niemeyer's „Lehrbuch der Religion" in den Sinn, das, auf dem altenburger Gymnasium gebraucht, einen Anhang hat über ein nutzbringendes akademisches Leben, daran bei allen sonstigen Schildbürgereien der Schluß mich sehr angesprochen hatte, daß wer nach dieser Anweisung seine Universitätsjahre still und fleißig verlebt habe, den werde zwar nicht ein glänzendes Comitat geleiten, aber er werde ein gutes Gewissen mit sich nehmen und einigen Freunden ein gutes Andenken hinterlassen. So ganz anders war's nun gekommen, und doch hatte auch ich beides. Die nächsten Freunde saßen mit mir im Wagen, die Schar treuer Genossen ritt daneben oder folgte. In Baiersdorf saßen wir noch traulich beim Abschiedstrunk, dann unter dem Gesange vom Scheiden und Meiden ging's durch das Städtchen; die Sonne war schon im Untergehen, als ich einsam weiterzog.

Fünftes Kapitel.

Der Candidat.

September 1822 bis März 1823.

In Baireuth, weil's eben auf dem Wege lag, miethete ich ein Schülerstübchen und studirte eifrig auf das Examen los, selbst um die Nachbarschaft Jean Paul's unbekümmert. Aber schon am 3. September ward ich auf die Polizei geladen und mir eröffnet, daß ich am nächsten Tage die Stadt zu verlassen habe. Meine Vorstellungen dagegen waren vergeblich, ich würde ja wissen, was mir in Erlangen geschehen sei, und ärgerlich zog ich schon nach einer Stunde mit meinem Ränzchen und meinem Rhyno zum Thor hinaus. Am nächsten Tag erreichte ich die gastliche Papiermühle bei Hof. Der Großpapa sagte mit alter Herzlichkeit: „Hoffentlich nehmen Sie vorlieb beim Auszügler, denn ich habe heute das Regiment und die Papiermühle dem Sohn übergeben.“ Von Altenburg waren Gäste da noch von der goldenen Hochzeit her, die vor

einigen Tagen gefeiert worden war, die jüngste Tochter mit ihrem Gemahl. Auch sah ich eine freundliche Gestalt, ungewiß ob sie's sei, die bleiche Rosenknospe zur Jungfrau aufgeblüht, und sie kann es sein, sie ist ja die Enkeltochter des Hauses, und sie war es in der That, jene Pauline von Altenburg, an welche der Vetter Facius sonntäglich seinen Brief in der Tasche hatte. Wir geriethen gleich in die Erinnerungen jener Zeit. Ich gedachte, was sie mir damals beim Abschied ins Stammbuch geschrieben hatte, was, wenn auch ein Vers von fremder Hand, doch ihren Sinn so richtig aussprach:

Ein frommes Herz und edle reine Sitten,
Der schönste Schmuck sind sie,
Vom Himmel mußt du sie erbitten,
Sie schwinden, sie veralten nie.

Am Abend, als die Großältern früh zu Bett gegangen waren, wurde mir die ganze schöne Feier der goldenen Hochzeit erzählt, indem das Eine die Erzählung des Andern fortsetzte. Auch Pauline ließ sich erbitten, indem der junge Herr und seine Rosalie die Großältern vorstellen wollten, das Gedicht zu recitiren, mit dem sie am Morgen inmitten der andern Enkel das Jubelpaar begrüßt hatte. Es war vom Hofprediger Sachse in Altenburg, der sich auf das gemüthlich Individuelle häuslichen Glücks wie Leides so wohl verstand.

Mir war es seltsam bewegt zu Muthe, als ich schlafen ging und als ich wieder aufstand. Im Hause klangen die Erinnerungen der goldenen Hochzeit immer noch fort. Wir saßen Mittag bei Tisch, ich neben Paulinen, der

Großpapa ließ Jubelwein heraufholen, 72er Steinwein, der silberngoldene Pokal, den Pauline's Vater beim Festmahl überreicht hatte, ging in die Runde. Da sagte der junge Herr, der zu scherzen und die Leute verlegen zu machen liebte: „Wir spielen immer noch Hochzeit, aber es ziemt sich eigentlich nicht, daß zumal eine goldene Hochzeit vorübergehe, ohne eine neue Hochzeit zu stiften. Dieses junge Paar scheint sich gut miteinander zu vertragen, Du, Pauline, kannst einen Mann brauchen, der Herr Studiosus eine Frau, hübsch bist Du auch, nun wollt Ihr einander?" Mich traf's wie eine Stimme vom Himmel. Doch rasch mich fassend, erwiderte ich, wie auf den Scherz eingehend, ich hätte sie bereits im stillen geliebt, nur kein Herz gehabt, es zu sagen; auch Pauline gab lachend ihr Jawort. Der Neck fuhr fort: „So gebe ich als Pauline's Pathe meine Zustimmung an der Aeltern Statt, Großältern, Onkel und Tante sind Zeugen." Die Gläser klangen auf das junge Paar, nur die Großmama erhob warnend den Finger. Weiter fiel es dem Herrn Pathen ein, uns Kuhschnappel als Pfarrsitz zu bezeichnen, über den sich allerlei Scherz ergoß. Beim Aufstehen brauchte ich rasch das Recht des Verlobten, diesen Mund voll Güte und Anmuth in süßem Schauer zu küssen; dann bin ich tief ergriffen ins Freie gelaufen.

Gegend Abend ward auf der Wiese an der Saale Grummet gemacht, Pauline rechente mit zusammen, als ich hinzukam, banden die Leute mich an, was eine kleine Auslösung erforderte, ich half dann auch, endlich war sie müde, ich machte ihr einen Sitz auf einem Heuhaufen,

setzte mich daneben und bald waren wir wieder die Verlobten.

Ach ich wollte, es wäre Ernst, sagte ich und lachte dennoch.

„Ich auch!“ erwiderte sie lachend.

O, über dieses Lachen!

„Sie machen mich ja erst zu lachen.“

Aber ich habe Sie wirklich lieb!

„Ich habe auch keinen Widerwillen gegen Sie, und so stehen wir ja am Ziele unserer Wünsche“, sagte sie lächelnd. Dazwischen einen Blick milden Ernstes: „Würde ich Ihr Leben ausfüllen können?“

Die untrügliche Stimme meines Herzens spricht's.

„Ach“, sagte sie ablenkend, „sind wir nicht wie die Kinder, uns würde schön anstehen, ans Verloben zu denken.“

Es kann Ihnen doch gehen, wie Vossens Luise, die halb im Scherze eine Frau wurde. Auch auf uns ließ sich ein hübsches Gedicht machen, die ganze Papiermühle müßte hinein.

„O bitte, machen Sie das!“

Ja, aber ohne Ende? Soll die Verlobung nur ein Spaß bleiben, so wär's ein elendes Gedicht.

„Nun, Sie schreiben: Fortsetzung folgt!“ So ward's ausgemacht, ein Idyll wie Voß' „Luise“, die Papiermühle und die goldene Hochzeit drin. Ich übersah sofort, welche Macht mir das gab, und ließ dafür den muntern Scherz als solchen gewähren. Die Sonne ging unter, wir gingen Arm in Arm zurück, Ryno steckte doch seinen struppigen Kopf zwischen uns. Frohe Stunden flogen nun dahin,

Scherz und Ernst, Wirklichkeit und das Gedicht in meinem Herzen schon sich durchschlingend. Ich segnete die baireuther und die erlanger Polizei.

Am nächsten Tage nahmen wir Abschied von den guten alten Leuten. Der Großpapa ist wenige Wochen nachher sanft entschlummert. Onkel und Tante, die nach Altenburg zurückfuhren, boten mir den vierten Platz in ihrem Wagen, da saß ich neben Paulinen, manch schönes Recht gab noch das Verlöbniß, manchen Scherz brachte Kuhschnappel; da wo die Straße unterhalb Glauchau vorübergeht, mußte ich scheiden.

Hier im Hause meiner Pflegeschwester galt es mit Beseitigung der süßen Gedanken, und es gelang mir durch die eigene Energie derselben, an das Stilleben von Baireuth rasch wieder anzuknüpfen. Doch bald überfiel mich eine fieberhafte Halsentzündung, sodaß bereits zu meinem großen Leide ein Zeugniß des Arztes nach Dresden geschickt wurde, mein Aufgebenmüssen des Examens zu melden. Aber wenige Tage vor dem 9. October half sich die Natur durch heftiges Nasenbluten. Das theologische Examen war damals nur eine mündliche öffentliche Prüfung einige Stunden lang vor dem Oberconsistorium. Ich habe nicht schlecht bestanden, aber auch nicht ausgezeichnet. Ein alter früherer Diener des Dienemann'schen Hauses, der mit mir nach Dresden geschickt worden war, fiel mir beim Herauskommen weinend um den Hals. „Ja", sagte ich, „habe ich's denn so schlecht gemacht, daß du über mich weinst, alter Härtig?" — „O nein!" schluchzte er. „Aber seit wann verstehst du denn Latein?" — „Ach", er-

widerte er, „es hat mich so gerührt, als Du so munter mit dem Oberhofprediger herumstrittest, wenn ich auch nichts davon verstand.“ Es war ein kleiner Dissensus über den Begriff der Tradition.

Nach dem Examen erhielten diejenigen, die als bestanden galten, den Text zur Predigt, die am zweitfolgenden Tage in der Schloßkirche zu halten war, von den sechs oder acht Candidaten, einer nach dem andern, ohne Gemeinde. Das Mitglied des Oberconsistoriums, diesmal Superintendent Seltenreich, winkte mit dem Taschentuche, wenn abgebrochen werden sollte. Mein Text aus der Areopagpredigt des Heidenapostels ergab von selbst das Thema: „Wo sollen wir Gott suchen? in der Natur, in der Geschichte, im eigenen Herzen.“ Die Predigt war kurz und ihr Richter ließ zu meiner Verwunderung mich fortreden bis zum Amen.

Ich freute mich doch sehr, zumal für die Mutter, nun in alle Ordnung des künftigen vaterländischen Kirchendienstes eingetreten zu sein nach so mancher Irrfahrt. In Bezug auf diese war einiges Glück dabei. In Erlangen hatte ich zum Behufe des früher beabsichtigten Examens schon vor Altdorf mir das nöthige Sittenzeugniß geben lassen und das lautete damals ganz unverfänglich, dabei konnte es bleiben. Als ich nachmals das bei dem Universitätsamte niedergelegte leipziger Abgangszeugniß zum Nachsenden fordern mußte, war dieses wol infolge von Bertholdt's Ableben verlegt und statt desselben wurde mir ein Zeugniß dieses Verlegtseins ausgestellt, in welchem der Inhalt desselben nach guter Voraussetzung erwähnt, sonach

der Grund meines Abscheidens von Leipzig übersehen war. Dazu empfing mich Ammon, der Oberhofprediger, mit einigem Interesse, weil ich, was damals für sächsische Studenten unerhört war, von Erlangen kam, wo er das beste Stück seiner Jugend zugebracht hatte, und von wo ich die Grüße seines Sohnes, des dortigen Dekans, mitbrachte.

Ich lebte dann in Penig innerhalb der Schranken einer kleinen Fabrikstadt. Der junge Candidat wurde bekannt in den benachbarten Pfarrhäusern und half gern mit einer Predigt aus. Dabei ging es nach damaliger Sitte mitunter etwas weltförmig her. Ich hatte die Kirchweihpredigt in Niederhayn übernommen und mußte hierzu bei dem Pfarrer übernachten, er bestellte mich aber zum Sonntag Abend auf das Forsthaus, das am Eingange des altenburger Waldes, der Leine, liegt. Hier war eine muntere Kirchweihgesellschaft, die Jugend spielte und tanzte, erst nach 1 Uhr brach die Pfarrfamilie auf, wir hatten ein Stündchen Wegs zu gehen, ich hatte wenig über zwei Stunden geschlafen, als ich früh noch im Dunkeln geweckt, reichlich mit Kaffee getränkt, und in ein Wägelchen gesetzt wurde, um aufs Filial zu fahren. Kaum zurückgekehrt, kam der Gottesdienst in der Hauptkirche. Nach dem stattlichen Kirchweihmahl brach die ganze Familie wieder auf nach dem Pfarrhause von Oberhayn, das eine Stunde näher an Penig liegt. Dorthin kam so ziemlich die gestrige Gesellschaft und das alte Spiel begann von neuem. Bei Tische saßen wir drei Paare so eng auf einer Bank, daß unter uns ausgemacht wurde, immer nur drei Personen

zugleich dürften essen, denn nur reihum konnte man die Arme bewegen, die andern drei sollten für die Unterhaltung sorgen, was sehr vergnüglich ausgeführt wurde. Nach Mitternacht ging ich mit unserm Superintendenten, einem würdigen gelehrten Herrn, und seiner Familie endlich nach Hause, der Ephoralbote mit der Laterne voran.

Ich hatte wenig Lust zum üblichen Hauslehrerleben, doch war mir damals, wo es zur Zeit des herrschenden Rationalismus allzu viel Candidaten gab, nichts der Art geboten worden, ich hätte sonst zugegriffen; hatte ich doch in Erlangen, als durch Anschlag ein Lehrer für zwei Prinzen gesucht wurde, mich dazu gemeldet, war aber vielleicht wegen meines damaligen Bartes oder sonstigen Kaiserthums nicht auserwählt worden.. Meine Absicht war jetzt, irgendwohin ins Weite zu gehen, doch schien mir das erst im Frühlinge zu wagen. Mit Herbst hatte ich an Strasburg oder Paris gedacht. Ich hatte deshalb an meinen Vetter, Karl Benedict Hase, den Bibliothekar und Mitglied des Instituts, der mit deutscher Gründlichkeit die griechische Philologie in Frankreich vertrat, geschrieben. Der aber antwortete, deutsche Lehrer fänden in Paris eine Stellung wie etwa polnische Sprachlehrer in Deutschland. Er fürchtete offenbar, sich mit einem unbekannten Verwandten zu belasten. Später sind wir sehr gute Freunde geworden, ich mehrmals sein Gast in Paris, er der meine beim Jubiläum der Universität als neben Arndt und Humboldt der älteste Student von Jena, und bei einem Festmahl ist nur darüber ein scherzhafter Streit

gegenseitiger Ablehnung entstanden, welches der rechte Hase sei, der in Frankreich oder der in Deutschland.

Da die gute Mutter mir kein Plätzchen für mich allein verschaffen konnte, war ich wieder wie zu Anfang in ein Dachstübchen vom Vater Dienemann aufgenommen worden, und er ließ jetzt das einmal Entschiedene freundlich gewähren, da er doch merkte, daß ich auch als Theolog mich nicht zu einem Duckmäuser noch zu einem Heuchler anschickte. Ich war beschäftigt, die erlanger Glaubenslehre druckfertig zu machen, und fand bereits viel daran zu bessern. Die frühreife Veröffentlichung erschien unumgänglich, um ein Stück Geld zur Wanderschaft zu gewinnen. Ich nannte das Buch in gerechter Bescheidenheit „Theologische Versuche". Als ich's fertig meinte, wollte natürlich kein Verleger sich dazu finden, der alte Baumgärtner in Leipzig antwortete: in der Theologie sei nichts mehr zu versuchen, da müsse man etwas Ordentliches wissen.

Ueberhaupt wurde die Geldklemme sehr groß. Ich hatte zwar Nahrung und Wohnung, aber sonst gar nichts, und hier in der Heimat ließ sich nicht wie auf der Universität vom Credit leben, vielmehr begannen die kleinen Gläubiger sich zu regen, welche in Leipzig wie in Erlangen meine plötzliche Fortsendung überrascht hatte. Da kam meine älteste Schwester Karoline einmal heimlich zu mir, legte acht Thaler auf den Tisch und sagte nach ihrer Weise lachend: „Es ist nicht gestohlen, hilf dir damit! was ich vermöbelt habe, das hab' ich nicht gebraucht." Sie hatte wol ihr einziges Schmuckstück verkauft. In diesem Winter,

wo ich zum ersten male längere Zeit bei ihnen war, ist das Verhältniß zu meinen Schwestern erst recht innig geworden. Sie waren einige Jahre älter als ich, alle drei sind unverheirathet geblieben. Aus jener Zeit steht in meinem Tagebuche: „Wenn ich das stille Walten meiner Schwestern betrachte, so klein und doch so mühevoll und freudig, erfüllt mich Ehrfurcht vor dieser verborgenen sittlichen Hoheit.“ So ist es geblieben. Es ist eine große Sache um drei geliebte Menschen, auf die man sich unbedingt verlassen kann. Ich dachte wol daran, mit ihnen einmal zu leben, wie der reinsdorfer Onkel mit seinen Schwestern gelebt hatte, die nun als die Tanten von ihnen gepflegt wurden. Als ich nachmals ihnen die behagliche Stätte in Jena bieten konnte, haben sie doch vorgezogen in Penig, wo sie einmal festgewurzelt wären und theure Gräber zu hüten hätten, zu bleiben, nur daß sie jeden Sommer uns besuchten; auch wenn wir in den Ferien umherschweiften, das Haus und die kleinen Kinder uns bewahrten, denen sie wiederum die lieben Tanten wurden.

In jenem Winter wurde die Pfarrei zu Kauffungen erledigt, Patronat des Grafen Einsiedel, der damals als Cabinetsminister in Sachsen regierte. Mein Vater war Pfarrer desselben Patronats gewesen, es galt das für eine Familientradition. Daher wurde mir zugeredet, mich um die Stelle zu bewerben. Das lag mir doch sehr fern, schon jetzt! Indeß unter dem Drucke des Augenblicks und bei der Unklarheit meiner Zukunftsplane ließ ich mir zureden, zumal, einst Pfarrer in Steinbach zu werden, war doch der stille Gedanke meiner Theologie, und dem Pfarrer

von Kauffungen konnte das früh oder spät nicht wol entgehen. Der Geschäftsführer des Grafen in Wolkenburg, Gerichtsdirector seiner Güter, begünstigte die Sache und corrigirte mein Anhalteschreiben. Der Graf gehörte zu der stillen Gemeinde, als deren Patriarch Schubert galt, ihm schrieb ich um eine Empfehlung, und der in seiner Gutmüthigkeit gab sie mit vollem Munde. Dies mochte den Ausschlag geben, doch frug der Graf noch den Pastor Volmar, meinen Vormund. Der war verständig genug, zu antworten, daß ich für die Stelle zu jung sei. Er hat außerdem aus einer Predigt, die ich in seiner schönen Kirche hielt, geschlossen, vielleicht darin durch Schubert's warme Empfehlung bestärkt, ich sei ein Mystiker; so nannte man damals die jetzt Gläubige genannt werden, doch war es zu der Zeit eine geringere Empfehlung. Ich hatte schon in Erlangen „Ideen zu Predigten“ niedergeschrieben, wie sie mir an Bibelsprüche angeschlossen einfielen, zu eigener künftiger Ausführung. Wenn ich dennoch nur in dieser Zeit gepredigt habe, dann nie wieder, ist das so gekommen, weil bald nachher Noth und Eifer viel zu lernen, auch das tägliche Brot mit der Feder zu verdienen, mich ganz hinnahm, und so ist gerade dasjenige, was mir als die natürlichste schönste Frucht des theologischen Studiums und was auch meiner Anlage angemessen erschien, auf eine künftige ruhige Zeit vertröstet worden, bis endlich nach der langen Unterbrechung ich in Ehrfurcht vor der Kanzel sie nicht wieder zu besteigen wagte, da es mir jetzt nicht mehr ziemen wollte, dies mit der Uebung des Anfängers zu thun.

Nach Neujahr hatte ich meinen Sitz wieder in Glauchau aufgeschlagen, wir fuhren Schlitten durch die schneebehangenen Fichtenwälder des Erzgebirgs und trieben allerlei Gaukelspiel. Seltsamerweise, das Idyll, das ich im Herzen trug, war über den theologischen Versuchen, den Predigten und anderer Zerstreuung, noch nicht niedergeschrieben. Endlich schon im Februar ist es dazu gekommen. Es hieß „Pauline, ein ländliches Gedicht", und als erster Gesang. Es beginnt mit dem Kommen des Wanderers und seines treuen Hundes aus dem akademischen Leben vom Fichtelgebirge her zur Papiermühle, die bildet das Fundament, auf dem sich die Hausherren und Gäste gemächlich darstellen, mit all den Erinnerungen, die ich aus früherer Zeit davon hatte. Die Geschichte der goldenen Hochzeit in ihren Nachklängen ist eingewebt, wie sie von den jüngern Mitgliedern der Familie dem Wanderer erzählt wird. Dann in voller historischer Treue die Verlobung; und was der Studiosus dabei gefühlt, ließ die Worte heißer Liebe, die es ernst und auf immer meinte, aussprechen. Dies in Hexametern womöglich nach „Hermann und Dorothea". Voran eine Zueignung, die mit den beiden Strophen schloß:

Nicht länger konnt' ihn unsre Liebe halten
Den frommen Greis, er ist dahingeschwebt,
Wo schönre Lebensbilder sich entfalten,
Seit wir das Lied begonnen und erlebt.
Nimm freundlich denn das Bild von seinem Walten,
Wie's unvergänglich uns ins Herz gewebt.
Und heiter laß uns auf zum Himmel sehen,
Des sel'gen Vaters Segen zu erflehen.

Dem Liede hat's der Dichter anvertrauet,
Was schüchtern oft geflohn der Lippen Rand.
Und was er in die Zukunft kühn gebauet,
Des Traums Erfüllung liegt in theurer Hand.
Der Wandrer ziehet fort — der Morgen grauet —
Mit welcher Hoffnung? in das fremde Land.
Darf er es hoffen, was er hat gesungen?
Nie hat ein Lied um schönern Preis gerungen!

Der Frühling dämmerte schon, als ich mit dieser Werbung nach Altenburg ging. Ich war längst eingeführt bei Pauline's Tante, die einen Flügel desselben Hauses bewohnte, ihre Aeltern den andern, auf der Treppe traf ich ihre Mutter, die voraussetzte, daß ich, so heimisch bei ihren Aeltern auf der Papiermühle, sie besuchen wolle. Sie hörte schwer, so konnte ich mit der Tochter reden, was ich wollte. Diese vernahm erfreut die Erfüllung meines Versprechens; doch ihr trotz der aufrichtigen Augen nicht mehr ganz trauend, schloß ich diese Capitulation mit ihr ab: daß sie 1) nie diese Schrift ohne meine Zustimmung jemand zeige, 2) auf meine Forderung dieselbe sofort mir zurückgebe. Das Päckchen, deutlich geschrieben und fein gebunden, war doch nicht ganz unsichtbar, wie sollte sie's nehmen unter den Augen der Mutter? Wir entschieden uns für das Unsicherste, es beim Weggehen an eine bestimmte Stelle der Treppe zu legen. Als ich nach acht Tagen sie wiedersah, unverändert heiter und freundlich, sprach ich von der Sorge, die ich gehabt hatte, ob es glücklich in ihre Hände gelangt sei. Sie erwiderte mit ungewohnter Leichtfertigkeit: „Wenn es auch jemand anders gefunden hätte, es ist ja doch nur ein Spaß!“ Dadurch

schmerzlich gereizt, forderte ich's kraft unsers Vertrags zurück, um es zu vernichten. Nun kleinlaut bat sie, es ihr zu lassen, sie habe nur zum Schein so gesprochen und habe selbst die größte Angst ausgestanden, bis es an sicherer Stätte geborgen war. Doch fügte sie bald hinzu: „Wissen wir auch beide, daß es ein gar hübscher Scherz ist, so möchte das doch ein anderes nicht glauben, das die Veranlassung nicht kennt.“ Ich versicherte, daß es auch kein Mensch glauben würde, ich selbst am wenigsten: aber so hold und bezaubernd blieb sie bei dem Scherze, und wollte mich nöthigen, das nur auch zu gestehen, da uns doch zieme, einträchtig miteinander zu sein, daß ich nicht erbittert, nur nachdenklich wegging.

In diesen Tagen traf ich auch in einer befreundeten Familie Marien wieder, sie mit ihrem Kinde, ich konnte sie ohne Herzweh sehen, und so jungfräulich war sie anzusehen, daß ich sie jetzt erst recht der Holbein'schen Madonna ähnlich fand, nur das Kind sah munterer aus. Sie legte die kleine Ida in ein Wägelchen, und es traf sich, daß sie an der einen Seite desselben kniete, ich an der andern, das Kind lächelte die Mutter an, die sagte: „Wollen Sie meine Ida zur Braut haben?“ Jede natürliche Antwort, etwa in Hoffnung, daß sie der Mutter ähnlich werde, erstarb mir auf der Lippe, und ich hatte nur ein trockenes: O ja!

Von Altenburg wanderte ich nach Leipzig, zunächst um Robert Müller im Gefängnisse zu besuchen. Er hatte das Unglück gehabt, den Senior der sächsischen Landsmannschaft, Lucius, im Duell zu erschießen. Sie galten beide

als die besten Schläger der feindlichen Heerlager. Als sie zuerst sich miteinander maßen, wie das Kriegsglück wechselt, war es Lucius gelungen, ihm die Wange zu durchhauen. Ich erinnere mich nicht, durch welche Erbitterung und Verwickelung es dann zu dem unstudentischen Pistolenduell gekommen ist. Ich fand den Freund ungebeugt, aber auch unverändert in dem mir wohlbekannten Carcer. Er hat mir von dem Zweikampf erzählt: Lucius hatte den ersten Schuß, die Kugel sauste ihm hart am Ohre vorbei. Da ergriff ihn ein unermeßlicher Zorn zugleich mit dem Bewußtsein, daß eine zweite Kugel, die er abschicken lasse, sein Tod sein würde. „Ich treffe sicher, ich beschloß, ihn durchs Herz zu schießen. Die Kugel ist nur eine Linie unter dem Herzen eingeschlagen. Du weißt, ich bin nicht bösartig, und ich wundere mich über mich selbst, aber wie der kühne Gegner so niedergestreckt dalag, trat ich hin vor ihn, die Arme untergeschlagen und sagte: es war ein Meisterschuß!" Er erzählte mir auch, daß er mehrmals von seinem Gegner geträumt habe, aber der erscheine immer ihm freundlich, und „doch ist's nicht leicht, solch ein junges rüstiges Leben auf seinem Gewissen zu haben". Er war damals flüchtig zu Herbst nach Jena gekommen, der war einige Wochen mit ihm umhergeirrt, dann hat er unter dem Namen Ferdinand Herbst bei einem Freunde in Lemgo gelebt. Erst als einestheils sein Name nach sächsischem Rechte an den Galgen geschlagen werden sollte, anderntheils seinem schon kränkelnden Vater gute Verheißung gemacht worden war, hat er nach empfangenem Geleitsbriefe sich gestellt, und war

auch nur zu einem Jahr akademischer Haft verurtheilt oder begnadigt worden. Seine theologische Bahn sah er natürlich abgebrochen, und dafür seinen wahren Beruf, den militärischen, entschieden. Dort im Carcer hab' ich ihn zum letzten mal umarmt. Herbst in der Zueignung seines Burschenschaftsbuchs an die Freunde rief zu dieser Zeit ihm zu: „Dich, edler Robert, hat das Schicksal früh in einen großartigen Kampf geführt, fast sind für Dich die zartesten irdischen Bande zerrissen, auf Glück und friedliches Leben hast Du längst verzichtet. Aber Du hast die Kraft, in jeglichem Kampfe zu bestehen. Wirst Du auch verkannt und gelästert, dulde muthig, wackerer Freund! Du wirst im ernsten Thatenleben doch ein preiswürdiger Sieger sein."

Die letzte sichere Nachricht vernahm ich durch Arnold Ruge, neben dem Robert nach seiner Freilassung in Heidelberg Mathematik studirte, um in die preußische Armee einzutreten. Als zu Anfang 1824 Ruge verhaftet wurde, ist Robert, für den derselbe Verhaftungsgrund vorlag, jedenfalls geflüchtet. Ruge meint, er sei nach Griechenland gegangen und dort im Kampfe früh gefallen. Mir wurde versichert, daß ein Bekannter ihn als Offizier in Brasilien gesehen habe. Sofort uns und seiner Familie verschollen, hat er jedenfalls früh geendet; ich hätte nie gedacht, daß diese hochstrebende Kraft so ruhmlos untergehen würde.

Meine zweite Absicht in Leipzig war der letzte Versuch, für meine „Theologischen Versuche" einen Verleger zu erhaschen. Da habe ich, von einer Buchhandlung zur

andern ziehend, das ganze Elend eines unglücklichen Autors geschmeckt, überall recht höflich abgewiesen.

Dafür ist mir dort zweierlei ungesucht in die Hand gefallen. Ich frug zufällig nach einem alten Gegner in der Burschenschaft, Hänsel, der mit einem Schweife hinter sich unserm Freundesbunde mitunter die Wage gehalten hatte. Er galt uns als ein harter, pedantischer Mensch, aber von großem Scharfsinn und festem Willen. Die Landsmannschaften sagten, es werde ihnen allemal übel, wenn wir den in den Repräsentanten-Convent schickten. Wer sich nicht gerade durch besonderes Glück oder Unglück dem Andenken eingeprägt hat, wird in studentischen Kreisen von der vorüberziehenden Woge der Jugend leicht vergessen. Ich vernahm, daß Hänsel sich als kränklich längst zurückgezogen habe, und hatte Mühe, seine Wohnung zu erfragen. Da fand ich ihn gänzlich verändert, offenbar auf dem Todeswege der Schwindsucht. Er war erst schweigsam und kalt, aber als ich, Unrath merkend und seiner frühern Mittellosigkeit mich erinnernd, in ihn drang, wie er durchkomme in so schwerer Krankheit: da ward er weich und erzählte, daß er, von allen verlassen, selbst ohne Arzt, nur durch Correcturen, die für eine Druckerei zu machen er in seiner Schwäche sich an den Tisch anbinden müsse, das Nothwendigste zum Leben verdiene. Ich forschte, ob er nicht irgend Bekannte habe in der Stadt, und er nannte mir eine Dame, die sich vormals seiner angenommen. Ich fand sie, eine Witwe in tiefer Trauer, und als ich ihr das Geschick des Armen erzählte, gab sie mir sogleich zwei Goldstücke für ihn und versprach, weiter

nachfragen zu lassen. Ich schlug dann noch etwas Lärm in einigen Familien, die mir vormals Gütiges erwiesen hatten, und die Leipziger sind ein wohlthätiges Geschlecht. Soweit Menschen noch helfen konnten, hat es ihm an nichts mehr gefehlt. Nach einigen Wochen hat er mir sein Burschenband geschickt, in Perlen wol von lieber Hand ihm gestrickt, mit den Dankesworten eines Sterbenden.

Das zweite geschah, als ich etwas ältere Freunde aus der Burschenschaft aufsuchte, Fritzsche und Seyffarth. Jener ist ein sehr würdiger Generalsuperintendent von Altenburg geworden, dieser hat die Hieroglyphenschrift eben nicht gedeutet. Beide beisammen wohnend, waren darüber, sich als Privatdocenten zu habilitiren. Da ging's mir plötzlich auf, was ich zu thun hätte. Nicht daß ich auf der Universität bleiben wollte, aber die Jahre, bis ich ein geistliches Amt erhielt, ließen sich doch nicht besser ausfüllen, um mit der Nothwendigkeit höchster Geistesanstrengung alles auszubilden, was etwa in mir wäre. An Leipzig dachte ich nicht, die Neigung zu Süddeutschland waltete noch vor. Heidelberg war mir nur als Juristenuniversität bekannt, Erlangen verschlossen, da blieb nur Tübingen übrig. Es war mir dort vor zwei Jahren im Neckarthal zwischen den nahen und den darüber hinausragenden Bergen in der Ferne gar wohl geworden. Freilich von den akademischen und theologischen Zuständen wußte ich nicht das Geringste. Daher ich bedächtig beschloß, bei der leichten Möglichkeit gänzlichen Mislingens keiner menschlichen Seele etwas von meinem Entschlusse zu vertrauen.

Nebenbei kam mir noch eine gute That für Erlangen in den Weg. Ich wußte, daß D. Winer an Bertholdt's Stelle dorthin berufen sei. Das veranlaßte mich ihn zu besuchen. In seiner Weise war er noch ganz unschlüssig. Ich habe ihm Erlangen aus Herzensgrunde so gelobt, daß er sich sofort entschloß, ja zu sagen. Es war doch ihm selbst ein Segen, wenn er auch später nach Leipzig zurückgekehrt ist.

Als im Kalender Frühlings Anfang stand, nahm ich in Glauchau Abschied. Die Familie meiner Pflegeschwester bereitete sich vor nach Dresden zu übersiedeln, so war's ein Abschied von dem guten Orte leicht auf immer; ich nahm vor allem den Segenswunsch des ehrwürdigen Thamerus mit mir. Mittags tranken wir den edeln Neunzehner vom Rhein auf eine frohe Zukunft, dann zog ich meines Wegs an der Mulde hin. Da geschah's, daß mich's doch auch einmal gereut hat, pflichtmäßig gehandelt zu haben. Ich traf auf ein paar Leute von übelm Aussehen, nur ein junges hübsches Gesicht mit schwarzem Haar und lichtblauen Augen unter ihnen, doch auch das in einen schmuzigen Tüffelrock eingewickelt. Es waren wandernde Schauspieler. Wir geriethen in ein munteres Gespräch, und ich kehrte mit ihnen in Waldenburg, halbwegs von Penig, in dem Gasthof ein, wo sie blieben. Da schälte das hübsche Gesicht sich schlank und wohlgekleidet aus dem Tüffel, wie ein Schmetterling aus der Puppe. Ich zog sofort die Torte heraus, die ich für Mutter und Schwestern mitgenommen hatte. Dadurch ward unsere Bekanntschaft noch besser, und bald redete

das niedliche Kind mir freundlich zu, doch hier zu übernachten. Ich hatte große Lust, blieb solange wie möglich, und riß mich doch endlich los wie sich's ziemte. Es war Sonnabend, alles daheim gescheuert, die Mutter grämelte ein wenig, daß ich mit so schmuzigen Stiefeln komme, und wol auch hätte warten können auf den nächsten Morgen. Ich dachte nicht ohne Reue an den verlassenen Schmetterling.

Ueber meine mislungene Autorschaft war ich nicht mehr unzufrieden, denn mit der Ahnung, daß an dieser Glaubenslehre noch viel zu bessern sei, sah ich ein, daß die Stellung, die ich jetzt im Sinne hatte, durch solch ein Studentenwerk nicht gefördert würde. Freilich mußte ich die Mutter um eine Hülfe angehen, 50 Thaler, gleichsam das väterliche Erbe, das sollte meine Zukunft begründen; und es ist der guten Mutter recht schwer geworden, das zusammenzubringen. Auch mußte ich bei meinem Gelübde des Schweigens ein wenig flunkern von einem Freunde, auf dessen Gut ich ginge, was doch nur sehr im Vorbeigehen gemeint war.

Als ich Sonnabend vor Ostern aufbrach, war's ein frischer klarer Frühlingsmorgen, und die Wehmuth des Abschieds löste sich bald in frohe Hoffnungen. Noch war übrig, in Altenburg mein Geschick zu befragen. Das sah ich ein, Pauline wollte nicht den Scherz unsers flüchtigen Glücks in ein ausgesprochenes Recht übergehen lassen, auch mochte sie dazu in den Verhältnissen gegenüber ihren gütigen Aeltern hinreichenden Grund haben. Aber sie mußte jetzt wissen, wie ernsthaft ich sie liebte. Ich wollte min-

destens ein Pfand ihrer Neigung, ich sagte noch in unserer leichten Gesprächsweise, aber innerlich bebend: „Sie sind für das Idyll ausschließlich mein Publikum, meine Mit- und Nachwelt, daher sind Sie mir ein Honorar schuldig, geben Sie mir eine Locke!“ Sie brachte erst die gewöhnlichen Mädchenausflüchte. Ernst erwiderte ich: „Es ist nicht um die Locke, Sie wissen, was sie mir bedeutet.“ Nun bat sie mit der ihr eigenen Herzlichkeit, von dieser Bitte abzustehen. „Nein!“ erwiderte ich. „Sie können mir's abschlagen, aber von meiner Bitte werde ich nimmer abstehen.“ Da hat sie's zugesagt. Zwar noch einmal wollte sie's in einen Scherz verkehren, ich habe sie, sie mich nur necken wollen. Noch einmal mußte ich das Land erobern. Endlich war's ein klares Versprechen: es war bereits bestimmt, daß ich morgen, den letzten Abend vor meiner Abreise, bei ihrer Tante essen würde, da wollte sie herüberkommen und die Auslieferung vollziehen. Das konnten wir alles vor den Ohren der Mutter nur etwas leise besprechen.

Der nächste Abend kam, Pauline kam nicht herüber, die Stunden vergingen, ich konnte diese Ungewißheit nicht länger ertragen, und bat die Tante um die Erlaubniß, noch von ihren Verwandten Abschied zu nehmen. Ich traf sie beisammen, auch den Vater, der sehr gut hörte, sie gaben mir freundliche Wünsche mit auf den Weg, Pauline hielt ihre lieben Augen niedergeschlagen, zuletzt lag auch ihre Hand zum Abschied in der meinen, keine Locke darin, mir wurde dunkel vor den Augen, ich stürzte fort.

So war mir's am Ende nicht besser gerathen als dem

guten Vetter Facius in unserm Schülerleben. Ich habe noch am Abende, verwildert im Herzen, diesen Zettel geschrieben und ihn ohne Adresse in eine Hand gelegt, welche mir die Uebergabe, ohne weiter nachzufragen, versprach: „Ich bin berechtigt zur Bitte um die Vernichtung gewisser Papiere. Braucht man ein vielleicht nur im Scherze gegebenes Wort nicht zu halten, so mag ich das doch nicht von einem vertragsmäßig gegebenen Worte glauben. Die mir allein mögliche Kenntniß der Sache wird die Unterschrift ersetzen." Es war der Zorn über eine Täuschung, es sollte kein Andenken an diese heitere Unglücksgeschichte übrigbleiben. Und doch habe ich selbst, als ich nach Jahren die erste Niederschrift unter den daheimgelassenen versiegelten Papieren wiederfand, sie gern bewahrt. Ich weiß nicht einmal, ob der Zettel an Paulinen gekommen ist, und ob sie demselben gehorcht hat.

Ich bin ihr werth gewesen, aber sie hat nicht den Muth gehabt, zumal da, wo er in eine unbestimmte Ferne zu ziehen im Begriff war, dem Wanderer sich unbedingt zu verbinden. Nach Jahren hat sie, die Kaufmannstochter, sich einem Kaufmann vermählt, der lange um sie geworben hatte. Sie ist kinderlos früh Witwe geworden. Ich bin doch nicht leicht in jener Gegend gewesen, daß ich nicht gern einen Abend in ihrer schönen Häuslichkeit zugebracht hätte. Es war nun wirklich ein Scherz und ein Jugendtraum geworden. So übt die Zeit ihre Macht: aber damals bin ich, recht unglücklich mich fühlend, aus Sachsen geschieden.

Sechstes Kapitel.

Schwaben.

April 1823 bis August 1825.

Die Zerstreuungen erst einer angestrengten Fußwanderung, dann strenger Geistesarbeit sind ein gutes Mittel gegen Herzenskummer. Ueber Eisenach, Meiningen, Würzburg schnitt ich gerade durch, und wo die Gastfreundschaft aufhörte, suchte ich, um mein Kapital möglichst unversehrt zu erhalten, eine Streu in irgendeiner Dorfschenke. Da fand ich einmal die Bauern um einen Fremden versammelt, der einen Kupferdreier zerbiß, die kleinen Stücke zu verschlucken vorgab und das Geldstück unverletzt wieder herausspie. Dafür ließ er sich immer drei andere Dreier zahlen. So wohlfeil dieses Wunder anzusehen war, ließ mich doch meine junge Aufklärung ein leises Bedenken an seiner Uebernatürlichkeit äußern. Der Wunderthäter bot mir sofort eine Wette an, es galt einige Maß Bier für die gläubige Versammlung. Seine guten Zähne waren unleugbar, er biß ein Stück nach dem andern von dem

Kupferdreier ab und legte die Trümmer vor sich hin. Wie zu genauer Besichtigung nahm ich einige davon in die Hand und behielt allen unbemerkt ein solches Fragment zurück, an dem noch etwas Gepräge sammt dem Eindruck eines Schneidezahns zu sehen war. Die Stücke wurden scheinbar verschluckt, der wiederhergestellte Dreier mit großer Anstrengung herausgewürgt, und die Versammlung jubelte dem Sieger zu. Aber der wiedergeborene Dreier war unversehrt, ohne Lücke: da brachte ich mein zurückbehaltenes Stückchen hervor, und hatte die gläubige Schar als eine lachende auf meiner Seite.

Am 24. April stand ich mit dem Ryno auf der Höhe vor Tübingen. Das Geheimniß eines Ortes, dem man ein Stück Leben vertrauen möchte, sieht sich mit besonderm Auge an. Der Anfang war sehr glücklich. Wen traf ich zuerst? Den Vater Herbst! Einander in den Armen, vor Verwunderung und Freude uns hier zu treffen, haben wir eben nur gelacht. Er hatte für sein Buch über die Burschenschaft einen Verleger in Stuttgart gefunden, das hatte ihn dahin geführt und von da ein Ausflug in die Universitätsstadt.

Die Schwierigkeit meines Unternehmens wurde mir bald einleuchtend. Die theologische Facultät in Tübingen war damals noch die einzige in Deutschland für orthodox geltende. Es war doch nicht mehr die eigentliche lutherische, sondern eine abgeschwächte Orthodoxie, die sich nur an die Heilige Schrift als göttliche Offenbarung halten wollte und sie zur Ausgleichung sowol mit der wirklichen reformatorischen Kirchenlehre als mit manchen Resultaten

moderner Wissenschaft scharfsinnig und künstlich erklärte. Dieses vornehmlich nach Storr genannte System war durch Männer von bedeutender Gelehrsamkeit und sittlicher Würde vertreten, von denen ich noch lebend fand in Tübingen Bengel, Steudel und Schmid, in Stuttgart an der Spitze des Schul- und Kirchenwesens Süskind und den jüngern Flatt. Es war möglich gewesen, diese Theologie so lange in ausschließlicher Herrschaft zu erhalten, weil die künftigen Theologen fast alle von der Confirmation an in klösterlichen Schulen, auch als Studenten in einer klösterlichen Anstalt, im „Stift“ gebildet wurden. Aus diesen Studirenden, die man durch stete Aufgaben und Prüfungen genau übersah, wurden die Repetenten genommen, die mit der Aufsicht über die Stiftler betraut, hier in gelehrter Muße lebten, aus den Repetenten wiederum die Professoren der Theologie und Philosophie; so hatte man gelehrte, in ihrer Art tüchtige Professoren, und doch nur solche, die eine Bürgschaft gaben für das überlieferte System. Andere nicht minder Tüchtige hatte man ziehen lassen, wie Planck und Paulus, Schelling und Hegel. Natürlich, daß ein so eng geschlossener, in seinem ehrbaren Rechte sich fühlender Kreis den fremd Hereingeschneiten nicht mit offenen Armen empfing. Auch hatte man in Tübingen zwar Privatdocenten, aber sie waren von der Regierung angestellt und besoldet; die freie Habilitation war ganz unbekannt geworden.

Dazu kam die Abgeschlossenheit des schwäbischen Volkscharakters und das Mistrauen insbesondere gegen Norddeutsche. Bei den Professoren war die für sitzende Leute

bequeme Sitte, einen Besuchenden nicht niedersetzen zu lassen, sondern mit ihm durchs Zimmer auf- und abzugehen. Als ich den ersten Professor der Theologie, Prälat von Bengel, meine Aufwartung machte, und im Verlaufe des mühsam sich fortwindenden Gesprächs ihn ersuchte, für einige Bücher, die ich von der Bibliothek entlehnen wollte, die gesetzliche Bürgschaft zu unterzeichnen, ging er zweimal mit mir schweigend durch die beiden geöffneten Zimmer, und ich war schon nahe daran, auch schweigend hinwegzugehen, da sprach er: „Nun, wir werden einander schon näher kennen lernen, da wird sich das alles von selbst machen.“ Ich dachte bei mir, da möchte ich doch kein Prälat werden, wenn ich einen jungen Menschen so kalt abfertigen müßte.

Ich war freilich ohne alle Empfehlung, vielmehr, wenn meine Vergangenheit in Leipzig und Erlangen zur Sprache kam, hinreichend misempfohlen; mit geringen Mitteln, vielmehr in Erlangen und Leipzig ein wenig verschuldet; abgesehen von philosophischen Studien und von den theologischen Versuchen, doch nur mit der gewöhnlichen Gelehrsamkeit eines Candidaten. Ich sah diesen Berg von Schwierigkeiten, doch voll guten Willens und frischer Kraft sagte ich zu mir: Gottes Segen muß da freilich das Beste thun, aber wenn ich droben bin, wird's eine gute Aussicht geben.

Die Nothwendigkeit, gemach vorwärts zu gehen, lag auf der Hand, und daß ich damit anfangen müßte, ein schwäbischer Magister zu werden. Dazu war die Hälfte meines Vermögens aufzuwenden. Ich schrieb also eine lateinische

Abhandlung vom philosophischen Glauben, darin ich darthun wollte, daß alle philosophischen Systeme in ihrem letzten Grunde auf dem Glauben beruhten, nämlich auf dem Vertrauen des denkenden Geistes zu sich selbst hinsichtlich seiner als nothwendig erkannten Denkgesetze.

Den größten Einfluß übte durch amtliche Stellung, Persönlichkeit und Reichthum der Kanzler von Autenrieth, ein geistvoller Arzt, der sich auch um Theologisches kümmerte, zu dieser Zeit ein Schriftchen über das Buch Hiob herausgab und für die Unsterblichkeit der Seele einen sichern Beweis aus der Natur führen zu können meinte. Als ich ihm meine Absicht vortrug, war seine Antwort: da müßte ich von meiner vaterländischen Behörde ein Zeugniß beibringen, daß ich hier eine Lücke ausfüllen oder doch in einem bestimmten Fache Bedeutendes leisten würde. Das war nicht so bös gemeint, denn als ich ihm die Unmöglichkeit eines solchen Zeugnisses und die maßlose Unbescheidenheit für mich, es auch nur zu beanspruchen, vorstellte, rieth er, mich persönlich an den Minister des Kirchen- und Schulwesens zu wenden.

Wanderte ich also nach Stuttgart. Die Köchin sagte: „Gehen's nur die Stieg nauf zum Herrn und klopfen's an!" Der Minister Schmidlein, ein einfacher würdiger Mann, äußerte auf mein Gesuch: „Aber es ist keine Lücke da, wir brauchen niemand, auch findet sich am wenigsten Geld für einen Fremden." Als ich Sr. Excellenz erwiderte, daß davon gar nicht die Rede sei, sondern zu einer geistlichen Anstellung in meiner Heimat berechtigt, wünschte ich nur, bis dort die Reihe an mich käme, an

einem Sitze aller wissenschaftlichen Hülfsmittel mir eine umfassende Gelehrsamkeit zu erwerben, vielleicht auch im kleinen Kreise einigen Studirenden nützlich zu werden, wie dies auf den norddeutschen Universitäten die Weise der Privatdocenten sei, deren in Leipzig nur zu viele wären, daher ich mein Vertrauen auf Tübingen gesetzt hätte. Das gefiel ihm wohl, doch bemerkte er: die allgemeine Lehrfreiheit sei derzeit eingeschränkt durch den Bundestag, indem die Regierung jetzt Bürge sein müsse für die von ihr angestellten Lehrer. Er wolle sich meine Zeugnisse kommen lassen, die bei der philosophischen Facultät niedergelegt waren, und er rieth mir, da ich darüber sei, bei derselben zu promoviren, dies in aller Förmlichkeit zu thun, damit diese Behörde ein bestimmtes Zeugniß über meine Kenntnisse ausstellen könne.

So zog ich nicht ohne Hoffnung heitern Muthes nach Tübingen zurück. Es war am 16. Mai gegen Abend, als ich hinter Waldbuch durch den Wald ging, der duftete und tönte vom Frühlinge. Da stand es plötzlich vor mir, ein kleiner Roman, ein edles Menschenleben, in welchem sich meine alte Harmoniologie darstelle, „Des alten Pfarrers Testament“. Das Buch lag wie vor mir aufgeschlagen. Das hatte sich wol unbewußt in mir vorbereitet bei der Erwägung, daß jene hochsentimentale Theorie der idealen Liebe, welche bedürfnißlos das Universum ins Dasein gerufen, und in seinen verschiedenen Individualitäten vom Felsen bis zum Geiste, vom Erdplaneten bis zur Milchstraße sich selbst darstelle, dies im Gegensatze zu Schelling's Gottentwickelung im Hunger nach eigner Existenz, vorläufig

nur in solcher ästhetischen Gestalt unter die Leute zu bringen sei. Sogleich am nächsten Morgen fing ich an zu schreiben, und so in einer Lust fort, nach vier Wochen war es im Groben fertig, nur daß ich zu anderer Arbeit gedrängt Hand und Herz davon abziehen mußte, es sofort druckfertig zu machen. Ich habe nicht daran gedacht, daß es zugleich mein eigenes Testament sein werde hinsichtlich der Hoffnungen eines stillen Landpfarrlebens.

Dazwischen, um also in aller Formalität Magister aller sieben freien Künste zu werden, fiel die Beantwortung einer Reihe philosophischer Fragen unter Clausur. Als ich nach sechs sauern Stunden etwas müde aus dem Universitätsgebäude trat, zogen eben die Kinder vorüber mit Kränzen und Fahnen zum Maientage, und ich schloß mich sogleich dem Zuge an unter die alten Linden am Neckar. Noch war ein Examen vor der philosophischen Facultät zu bestehen, bei dem mir half, was ich auf dem altenburger Gymnasium gelernt hatte. So war dies abgethan, das Doctor- und Magister-Diplom wurde mir vom 4. Juni ausgestellt, und ich konnte das Weitere dem lieben Gott anheimstellen nach dem Spruche des tübinger Nachtwächters:

Bewahrt eur Führ und auch eur Li—echt,
Daß euch Gott behü—echt!

Ich hatte gegen den Minister noch unklar über mich selbst geäußert, daß ich für nächsten Winter die Geschichte des hebräischen Volkes und die Exegese einiger Paulinischen Briefe vorzutragen gedenke, Collegien, die bisher auch von Mitgliedern der philosophischen Facultät vorgetragen

worden wären. Die hebräische Geschichte hatte ich mir gar schön ausgedacht, mit dem Hirtenfürsten Abraham anhebend, ihr hoher Mittelpunkt der ritterliche Sängerkönig, ihr höherer Schlußpunkt der Verheißene und nach seiner Verwerfung die Tragödie der Zerstörung Jerusalems; eine rein menschliche Geschichte, aber in ihrer weltgeschichtlich religiösen Bedeutung. Für die dazu nöthigen Kenntnisse wäre mir's fast gegangen wie dem unseligen Bahrdt, als der ein Collegium über das Syrische ankündigte. Ich hatte den Muth, diese Kenntnisse erwerben zu wollen, aber die Einsicht, daß das nicht so in der Eile möglich sei, hat mich schließlich davon abgebracht.

Die philosophische und die theologische Facultät war vom Ministerium um ihr Dafürhalten gefragt worden. Bei der Ungewöhnlichkeit des Falles und bei der Voraussetzung eines theologischen Gegensatzes fand einige Theilnahme der Universitätsangehörigen daran statt, die Meinungen wogten hin und her, und ich dachte auch an die Ergebung, daß ich meinen Wanderstab weiter setzen müßte.

Da wurde mir am 4. Juli das Ministerialdecret eröffnet, das mich zum Docenten bei der philosophischen und theologischen Facultät ernannte, jedoch unter der Bedingung, daß ich theologische Vorlesungen nicht früher beginnen werde, bis ich vor der betreffenden Facultät ein Colloquium bestanden, oder eine Dissertation öffentlich vertheidigt habe. Dabei sei das hohe Ministerium nicht geneigt, auf den Vorschlag dieser Facultät einzugehen, mich auf diejenigen Fächer zu beschränken, welche von Mitgliedern der Facultät nicht vorgetragen würden, also

namentlich auf hebräische Geschichte, sondern wolle mir gänzlich freie Hand lassen.

So war zugleich eine dunkle Wolke mir unbewußt vorübergezogen. Ich war sehr glücklich, daß der liebe Gott mir den edeln Wirkungskreis weit aufgethan, denn konnte ich auch nicht behaupten, daß er mich hierher berufen habe, er hat es doch zugelassen, und ich fühlte mich in seinem Sold und Brot, daß er's nun auch hinausführen müsse. Ich wählte natürlich das, wo die Oeffentlichkeit mir schützend zur Seite stand, die Disputation, und warf mich mit aller Kraft auf die dazu nöthige Abhandlung. Sie lautete wieder vom Glauben: de fide naturali, vom natürlichen Glauben; erstes Buch. Ein zweites Buch, das für jetzt nicht zu schreiben war, sollte vom übernatürlichen Glauben handeln. Ich hatte dadurch den Vortheil, alles, was im ersten Buche vermißt werden konnte, auf das zweite zu schieben. Der Prälat Bengel hat gesagt: „Er wird es nie schreiben." Ich habe es damals in der That und recht bald schreiben wollen. Dennoch hat der Prälat recht behalten, indem gerade über dieses Uebernatürliche, das ich als die Versöhnung des Widerspruchs dachte zwischen der Unbedingtheit des Sittengesetzes und der dennoch zum religiösen Leben unentbehrlichen Sündenvergebung, meine Ueberzeugung nachmals sich umbildete.

Da ich zur Grundlage die biblischen und dogmenhistorischen Begriffe der Fides darzulegen hatte, wobei der Unterschied des seligmachenden Glaubens nach Paulus und der fides catholica als der ersten Gestaltung alleinselig-

machender Rechtgläubigkeit scharf hervortrat, so erhielt die Dissertation ein gelehrtes Ansehen, und ich machte die erste persönliche Bekanntschaft mit den Kirchenvätern, insbesondere mit den Alexandrinern und mit dem nicht minder geistvollen Augustin. Das Ziel war die Nachweisung der naturgemäßen Entstehung aller Religion, zugleich mit der Untersuchung ihres Verhältnisses zu den verschiedenen Geisteskräften. Die Kosten des Drucks hätten mein Vermögen weit überstiegen, da fand sich ein Buchhändler, Osiander, der den Verlag dieser Schrift übernahm.

Nun konnte ich für die liebe Mutter und die ganze Freundschaft daheim, der ich etwas unklar verschwunden war, zu ihrer nicht geringen Verwunderung wieder auftauchen und meine wenigen Habseligkeiten mir senden lassen. Den Koffer von Erlangen hatte mir der getreue Stiefelwichser schon gesandt. In der Zuversicht auf die neue Heimat fand sich auch, daß meine Stube, die mir durch einen erlanger Bekannten, der in einem Gartenhause wohnend sie nur für seine Sachen gemiethet hatte, unentgeltlich überlassen war, etwas hundestallmäßig aussehe, und ich erwarb eine freundliche Wohnung vor dem Neckarthore, wo zur Seite Weinberge aufsteigen und davor das weite Neckarthal liegt, von der Rauhen Alb begrenzt. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß ich vor zwei Monaten nur mit einem Ränzchen auf dem Rücken eingezogen sei, und jetzt mit allerlei Geräth und 86 Büchern, die allerdings nicht in der Mehrzahl mein waren, auszog, fast wie Jakob ausgezogen ist mit Rindern, Eseln, Schafen und

Kamelen. Ja, ich kaufte sogar, um in Schwaben ganz ansässig zu werden, was ich mein Grundstück nannte, einen Armstuhl mit Rohrgeflechte. Er ist nachmals im Hause des Professor Klaiber als das ererbte Hasische Grundstück werthgehalten worden.

Ich aß zu Mittag in der Krone an einer Tafelrunde meist älterer norddeutscher Studenten, und da hat noch einmal ein studentisches Ereigniß mich gestreift. Unter den Tischgenossen war ein Braunschweiger, von Vechelde, der mit vieler Lebhaftigkeit Ansichten vertheidigte, die man später kreuzzeitunglich genannt hat. Wir waren darüber schon bei Gelegenheit des spanischen Kriegs hart aneinandergerathen, es geschah noch einmal, und er ließ mich fordern. Ich erwiderte, daß ich mich dem zwar nicht entziehen würde, aber in meiner dermaligen schwer errungenen Lage könne mir an einem Spielduell auf Schläger nichts gelegen sein, auf Pistolen stünd' ich ihm zu Diensten. Er nahm auch das an, und ich bestimmte ihm den Tag nach meiner Disputation, denn die wollte ich jedenfalls durchführen; das war freilich eine sehr untheologische Nachfeier, erschien mir aber unter dem Drucke damaliger Vorurtheile unvermeidlich. Wir behaupteten doch jeder seinen Platz am gemeinsamen Tische, wenn auch in möglichster Entfernung voneinander. Man trank gewöhnlich bei Tisch einen Schoppen jungen Neckarwein, aber es war üblich geworden, wenn einer der Tischgenossen einen Geburtstag oder sonst ein Fest beging, daß er dann einige Flaschen Rheinwein auffahren ließ für alle. Nun kam der 25. August, und ich rief: „Vier Flaschen Rheinwein!“ Gleich darauf

Bechelde: „Vier Flaschen Rheinwein!" Alle sahen uns beide verwundert an, es ergab sich: es ist unser beider Geburtstag. Das kam uns so überraschend, der Groll war ohnedies längst verflogen, daß wir beide wol gleichzeitig aufstanden und einander die Hände reichten.

Mit den Schwaben wird man nicht so leicht bekannt. Nur zwei ältere Studenten haben sich mir in diesem Sommer angeschlossen. Der eine, Wilhelm Hauff, eine angenehme Persönlichkeit, der voll seiner poetischen Entwürfe in einem kurzen Frühlinge seines Lebens doch ein hübsches Theil davon ausgeführt hat. Der andere, Wurm, welcher der Staatsrechtslehrer von Hamburg geworden ist und auf dem Reichstage von 1848 das Referat hatte über den Malmöer Waffenstillstand, mit dessen Verwerfung, wenn es dazu gekommen wäre, wir ihn als Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten erwarteten. Er war eine unansehnliche, braune, bewegliche Gestalt (in den frankfurter Caricaturen als Tanzmeister dargestellt), voll Talent und voll Wissens, zumal auch mit der Pfingstgabe fremder Zungen ausgestattet; er hatte schon damals als Stiftler mit Pestalozzi Bekanntschaft gemacht und für dessen Sache ein englisches, in England gedrucktes Büchlein geschrieben. Ihm besonders, der mich mit allem bekannt machte, was in Tübingen und in Schwaben galt oder nicht galt, hatte ich's zu danken, daß ich nicht an mancherlei Eckigkeiten anstieß, und ich taufte ihn deshalb mein schwäbisches Schatzkästlein, während ich wiederum ihn anhielt, doch meist vergeblich, sich nicht nach allen Seiten hin zu zerstreuen, wie er das auch aus Gefälligkeit that, denn wer ihn bat,

eine Arbeit für ihn zu machen, oder morgen für ihn zu predigen, dazu war er allezeit bereit. Meist habe ich doch diesen Sommer für mich gelebt und allein mit meinem Hunde gewöhnlich einen Abendspaziergang über den Oesterberg gehalten, an dem unser Haus lag; das Stilleben mit der Natur einer anmuthigen Landschaft machte einen ähnlichen Eindruck auf mich wie das Gespräch mit einem anmuthigen Mädchen, denn nur mit diesem in der Jugend doch insgemein minder interessanten Theile ihres Geschlechts war ich näher bekannt.

Zwei Tage vor meiner Disputation kam D. Winer auf einer Schweizerreise nach Tübingen und wurde von den Professoren sehr gefeiert. Er war verwundert, mich hier in diesem Vorhaben zu treffen, und mehr dessen gedenkend, daß ich wirklich zu seinem Entschlusse, nach Erlangen zu gehen, beigetragen, als wiefern ich als Schüler ihm nahe gestanden hatte, nahm er mich als solchen höchst begünstigten, was mich wol zuerst in einigen Respect bei dem Prälaten setzte.

Die Ferien standen erst bevor, als am 25. September früh 10 Uhr die feierliche Disputation anhob. Nach altem Herkommen hatte ich erst mit einem Studenten zu disputiren, das war mein Schatzkästlein, dann mit einem Repetenten, dann folgten nacheinander sämmtliche Professoren der Theologie. Man hielt schon damals die Disputationen in Tübingen nicht mehr rein lateinisch, sondern in einer unbequemen Uebergangsmischung, von der mir niemand vorher eine genaue Vorstellung geben konnte. Mit meinem Wurm hielt ich daher eine stattliche lateinische Disputation,

erst gegen das Ende hin, sprach er, wie wir verabredet hatten: „Ich sehe nicht ein, warum ich die verehrliche Versammlung mit meinem schlechten Latein behelligen soll.“ Die andern stellten nur einen regelrechten lateinischen Syllogismus auf und fuhren bald auf gut schwäbisch fort, am längsten sprach Steudel Latein, bis die Rede und Gegenrede sich über den natürlichen oder übernatürlichen Ursprung der Religion verwickelte, und er mit der Wendung, „wir werden uns vielleicht so besser verstehen“, fortfuhr. Der Streit bewegte sich bald nur außenhin, bald in den Ernst der Untersuchung eingehend. Nur der dritte und mindest Bedeutende unter den Mitgliedern der Facultät, D. Wurm, erhob den Vorwurf, daß einige muntere Ausdrücke in der Dissertation, die man allenfalls Scherze nennen konnte, ein übles Zeugniß ablegten für meine fromme Gesinnung. Ich berief mich dagegen auf den tiefernsten Tertullian, ja auf Luther, die beide kein Bedenken trugen, selbst gleichsam vor dem Angesichte Gottes einen Spaß zu machen, oder mit bittern Scherzen seine oder ihre Gegner niederzuschmettern. Doch habe ich denselben Vorwurf noch einigemal gehört, sei's wie hier in Bezug auf die Frömmigkeit, oder anderwärts in Bezug auf die Gründlichkeit, sodaß ich einmal gegen letzteres das Epigramm schleuderte:

Was langweilig und ledern,
Das halten die Deutschen für gründlich.

Als gegen 3 Uhr der letzte Opponent begann, habe ich einem Bekannten, der auf den Stufen des Katheders

stand, denn es war sehr voll in der Aula geworden, zugeflüstert: „Viel Hunde sind des Hasen Tod.“ Es war doch vielmehr der festliche Eingang zu einer Thätigkeit, welche ich glücklicher, nämlich alle Kräfte auffordernder, nicht wünschen konnte. Ich durfte in der Schlußrede, wenn auch in verwahrendster Vergleichung, Melanchthon's gedenken, der, von hier nach Sachsen gerufen, dort den großen Gottesberuf fand, während ich aus Sachsen ungerufen gekommen, hier auf einige Jahre den bescheidenen Wirkungskreis gastlich eröffnet erhalte. Das Gefühl tüchtiger Anstrengung, überwundener Schwierigkeiten, das Vorgefühl einer reichbewegten Zukunft, alles das lag in dem Augenblicke, als ich vom Katheder herunterstieg. Melanchthon fand sich wenigstens in den ersten Jahren unheimischer unter den Sachsen am sandigen, flachen Ufer der Elbe, als ich mich unter den Schwaben, und am Abende saß ich mit den jüngern Opponenten bei einem Glase Markgräfler sehr heiter beisammen.

In Stuttgart konnte ich jetzt ohne besondere Vergünstigung mich an den Bildern der Boisserée erfreuen, und sah Dannecker's Christus-Statue vollenden. Ich ging dort einmal gegen Abend mit Wurm, wir waren spöttisch gestimmt über Unvollkommenheiten, die doch auch die schwäbische Erde bot, und redeten davon, einen Kalender fürs tausendjährige Reich zu schreiben, da traten wir in Dannecker's Werkstätte. Der Meister war weggegangen, das Abendroth leuchtete durch das Kuppelfenster, wir standen lange schweigend vor dem weißen, milden Christusbilde, und gingen dann schweigend unter den hohen Bäumen

des Schloßgartens, bis endlich mein Gefährte das apostolische Wort im griechischen Texte sprach: „Wir haben den Herrn gesehen!“ und so war uns zu Muthe.

Es galt, nach einer kurzen Erholung in Stuttgart, die Vorlesungen vorzubereiten. Aus dem aufgegebenen Plane der hebräischen Geschichte war mir doch zweierlei geblieben: der Hebräerbrief, der mit seinen Citaten fortwährend aufs Alte Testament verweist, und der hohe Schlußpunkt jener Geschichte, das Leben Jesu.

Bei den Studien zum Hebräerbriefe gerieth ich auf eine Entdeckung, die etwas Vorbedeutendes hatte für das, was man heutzutage die Tübinger Schule nennt, nämlich daß dieser Brief an die Hebräer an solche geschrieben sei, die als Juden und Christen zugleich noch vollberechtigt in der apostolischen Kirche bestanden, und von einem solchen, der, von demselben Standpunkte des noch bestehenden jüdischen Heiligthums und seines Gesetzes ausgehend, dasselbe doch zu bloßen Allegorien verflüchtigend dem Paulinischen Christenthum der freien Weltreligion die Hand reiche. Ich habe das in einer Abhandlung „über die Empfänger des Briefes an die Hebräer“ niedergeschrieben, und sie an D. Winer mit der Frage gesandt, ob er dieselbe in sein Journal aufnehmen, und statt des Honorars für seine dogmatischen Vorlesungen, mit dem ich bisher aus Unvermögen ihm durchgegangen sei, gelten lassen wolle? worauf er freundlich eingegangen ist. Es war der Anfang der Bezahlung meiner Schulden in Naturalien.

Das Leben Jesu war eine glückliche Eingebung, in

so rascher Durchführung bedingt durch den Wunsch, nach dem Sinne der theologischen Facultät wenigst möglich in das bisherige Recht eines andern einzugreifen. Ich mußte freilich daran denken, daß wer so von Kindesbeinen an alltäglich mit dem lieben Herrn Jesus umgegangen ist, indem alles Gute und Schöne in dieser einen Persönlichkeit sich ihm darstellte, wie dergleichen Leute in Würtemberg nicht selten waren, daß ein solcher gar ein anderes Leben Jesu zu Stande bringen würde; indeß bestand für solche Traulichkeit doch auch die Gefahr, die eigenen Phantasien in die geschichtliche Wirklichkeit einzumischen, statt mit strenger Aufrichtigkeit die verschiedenen Quellen um ihre geschichtliche Sicherheit zu befragen. Es gab damals auf diesem Gebiete nur populär erbauliche Werke, von Heß, Opitz, Greiling und eben vollendet ein ganz ungeschicktes vierbändiges Buch von einem katholischen Geistlichen, Bodent. Ich sah mich ganz auf mich selbst gestellt und stand mitunter recht zaghaft vor der hohen Aufgabe, zu der ich eine große Liebe faßte, und zuweilen ward es mir doch so zu Muthe, als wenn ich die geistige Nähe dessen über mir fühlte, den ich wie Dannecker eben in meiner Art darstellen wollte. Daß dies nur im Sinne einer rein menschlichen Entwickelung geschehen könne, war mir vollkommen klar, während meine religiöse Anschauung der Menschheit doch auch das wahrhaft Göttliche im Menschensohn erkannte, nur nicht in der mythischen Vorstellung eines Herabgekommenseins aus Himmelshöhen und einer zweifachen Natur, wie ein alter geistlicher Herr die Erwartung gegen mich aussprach, ich würde in dem einen

Theile die Geschichte des Gottes, im andern die des Menschen behandeln, und nur zweifelhaft war dieser Rathgeber, mit welchem Theile anzufangen sei, wie das auf diesem Standpunkte allerdings zweifelhaft sein konnte. Es ist das Glück akademischer Vorlesungen, man muß vorwärts, die Stunde fordert's, und ist manches bei so jungen Versuchen gar schwächlich bestellt, so liegt doch in der Frische und Unmittelbarkeit der Mittheilung etwas Anregendes für die Jugend.

Vor Studenten zu reden war mir von der Burschenschaft her eine gewohnte Sache, nur der Gegenstand machte mir Noth. Gegenüber dieser Storr'schen Schule, die durch so bedeutende Theologen vertreten war, und deren Getreue ringsumher im Lande saßen, habe ich nicht ohne Herzklopfen einen andern Ton angeschlagen. Da dieses erwartet wurde, schien meine Stellung sehr günstig, doch war's kein Uebermaß von wirklichen Zuhörern, zum Hebräerbrief zwölf, zum Leben Jesu einige dreißig. Außerdem ward ich veranlaßt, ein Examinatorium über Dogmatik zu halten, da kamen ihrer so viele, daß sie sich theilen mußten, und sie schieden sich in eine Abtheilung Schwaben und eine Abtheilung Norddeutsche. Es war mir lehrreich, wie dieselben Gegenstände in diesen beiden Kreisen bei der verschiedenen Art und Bildung so verschieden durchgesprochen wurden, und hier erst hat sich mein dogmatisches System zu seiner vollern Bestimmtheit entwickelt als eine Versöhnung der damals streitenden Schulen, wiefern ich erkannte, daß zwar alle Religion aus den Tiefen des Menschengeistes entspringe, aber ihr Wesen sei, über alles

Natürliche hinweg sich unmittelbar in die Arme der Gottheit zu werfen.

Zu dieser Zeit wurde mir auch Schleiermacher's „Glaubenslehre" verständlicher und bedeutender. Dieses Schöpfen aus dem frischen Borne des religiösen Gefühls und zugleich dieser mächtige kirchliche Gemeinsinn entsprach dem, was ich suchte, aber die Vermittelung beider und ihre scheinbare Abschließung vor der Philosophie erschien mir nicht aufrichtig gegen sich selbst. Weit aufrichtiger und kühner sprach das mich an aus seinen „Reden über die Religion". In seinen „Monologen" schloß ich voll Ehrfurcht Freundschaft mit dem freien mächtigen Geiste: dennoch war das Vorausnehmen aller Zustände des Lebens, um sie als schon durchlebt in der Phantasie, entbehren zu können in der Wirklichkeit, nicht in meinem Sinne; ich wollte des Lebens Freud' und Leid, Furcht und Hoffnung, wie es ahnungsvoll vor mir lag, genießen und erdulden, wenn ich auch wußte, falls Entsagung oder früher Untergang mir beschieden sei, daß eine Kraft und ein Glaube sich erheben würde, die auch das würdig ertragen könnten. Ich hatte nie verlangt, daß die Vorsehung mich verhätscheln solle, nur nicht verkümmern lassen. Noch näher kam mir eine andere, jetzt erst theologische Bekanntschaft mit einem schon Unsterblichen, mit Herder. Mich dünkte, es komme nur darauf an, für das, was er in seinen besten Stunden ahnungsvoll geweissagt, den klaren Begriff zu ergründen; und ich freute mich des Zufalls, mit Herder denselben Geburtstag zu haben.

Es waren Studenten, die mich für die seltenen Ruhe-

und Sonntagsstunden auf solche Bekanntschaften brachten. Diese Studenten waren zweifacher Art. Die einen Norddeutsche, meist von ihren Vätern hierhergeschickt als zu der noch gläubigen Facultät, und mit einigen derselben, mir an Alter fast gleich, haben sich freundschaftliche Bande aufs Leben hin geknüpft. Anfangs kam ich noch zuweilen eingeladen spät abends zu ihren kleinen Festen, da geschah's einmal, daß es nach Mitternacht etwas laut herging, und die Scharwache heraufkam, Ruhe zu gebieten. Wir hatten auch Schwarzer Peter gespielt, und ich hatte wie die andern allerlei Schnurrbärte im Gesichte. Um nicht in dieser Sippschaft erkannt zu werden, legte ich mich aufs Sofa, und drei oder vier setzten sich steif davor. Zum Heiligen Abende machte Froriep aus Weimar, der hier Medicin studirte, den Hausvater, dem die kleinen Geschenke, die einer dem andern geben wollte, übergeben wurden. Für mich hing am Christbaum eine Lebkuchenfrau und eine Fibel als Lehrbuch für künftige Vorlesungen.

Die andere Art Studenten waren Schwaben, meist im Stift. Die klösterliche Eingeschlossenheit des äußern Lebens, da sie doch mit der Pflicht und Gelegenheit gründlicher Studien, auch mit einer vortrefflichen Bibliothek im Stifte selbst verbunden war, hatte vielmehr zu geistiger Freiheit geführt, die meisten waren über die Storr'sche Theologie bereits hinaus, vornehmlich die Schriften von Schelling und Schleiermacher wurden im Stifte studirt, denen Hegel nachfolgen sollte. Ich merkte bald, daß manche dieser Studenten mir an Kenntnissen überlegen waren, und ich nur das voraus hatte, was ich soeben zum Behufe des

Lehrens gelernt. Es galt alle Kräfte anzuspannen, und mitunter war die Noth groß, den Stoff für die nächste Vorlesung zu gewinnen. Zumal als ich nach Weihnachten etwas mehr in das städtisch-gesellige Leben kam, gehörte meine ganze Kerngesundheit dazu, um etwa nach einem heitern Abende noch einen guten Theil der Nacht für die Morgenvorlesung zu durchwachen. Da war's eine besondere Erquickung, wenn unverhofft ein Aposteltag einfiel, dergleichen man in Würtemberg noch jährlich sechs feierte, immer je zween, wie der Herr sie ausgesandt.

Doch nahm ich auch sowol aus Lust an der Sache, als weil ich das Honorar brauchen konnte, des „Alten Pfarrers Testament" wieder vor. Ein Verleger war jetzt leicht gefunden. Von den Vorlesungen brachte der Pedell Payer, der als Factotum der Universität zugleich den Rentmeister machte, ein ganz stattliches Säckchen Geld. Es war das erste ordentlich verdiente und gewährte ein frohes Bewußtsein der Selbständigkeit. Solche Empfindungen sind doch nach Gewöhnung und Stellung sehr verschieden und in ihrer Verschiedenheit gleich berechtigt. Bei der großen Cur nach der Vermählung des Erbprinzen von Meiningen mit einer preußischen Prinzeß stand ich als Deputirter der Landesuniversität zufällig neben dem alten Riedesel, einem großen Grundbesitzer, unserm weimarischen Landtagsmarschall. Die holdselige Mädchenfrau sagte zu ihm durch irgendeine Verwechslung: „Sie haben in preußischen Diensten gestanden?" Er erwiderte mit stolzer Betonung: „Königliche Hoheit, ich habe n i e in Diensten gestanden." Darauf sie etwas verlegen zu mir gewandt: „Aber nicht

wahr? Militärdienst ist doch das Schönste!“ Ich antwortete: „Königliche Hoheit, ich finde das für ein preußisches Königskind sehr natürlich gedacht.“ Da ging sie lächelnd weiter. Der alte Freiherr erzählte mir dann, nur einmal einige Tage habe er einem Fürsten gedient, aber blos aus Freundschaft für Karl August, der während des Erfurter Congresses, als Napoleon nach Weimar kam, ihn gebeten habe, Kammerherrndienst bei demselben zu thun. Dafür sei ihm eine goldene Dose gegeben worden. Die habe er als eine Schmach in eine Ecke geschleudert, und sie war nicht von Napoleon. Ich erzählte ihm dagegen meine Freude über mein erstes ordentlich verdientes Geld. Wir fanden das doch beide für jeden in der Ordnung, und er lud mich ein, ihn bald auf seinem eisenacher Landgute zu besuchen.

Das häusliche Leben war in Tübingen noch sehr einfach, nicht leicht wurde jemand eingeladen, befreundete Familien konnte man besuchen, aß dann wol abends mit, oder zu anderer Zeit holte die Tochter aus dem Keller einen Krug voll Neckarwein, der in kleine Wassergläser eingeschenkt wurde. Man traf sich an öffentlichen Orten. Die Repetenten und jüngern Professoren Samstag Abend im Ballhause. Dort habe ich manchmal mit Möhler, damals bei der katholischen Facultät Privatdocent, zusammengesessen, und wir sind ohne Groll in kirchliche Streitigkeiten gerathen. Da fuhr einmal Autenrieth, der Sohn des Kanzlers, dazwischen: „Aber, Möhler, heirathen darfscht halt doch nicht!“ Der wurde darauf ganz kleinlaut. Man hat mir gesagt, daß Möhler seinem Priester-

thum eine tiefe Leidenschaft geopfert hatte. Mit dem jungen Autenrieth stand ich in gleicher, nur nicht so dreifacher Noth, über die er lustig klagte, denn er hatte eine neue Vorlesung zu halten, die Klinik seines Vaters, der auf dem Landtage war, und eine Braut zu verwalten. Die Schwaben faßten doch allmählich ein Zutrauen zu mir, und ich erfreute mich an ihrer Gemüthlichkeit, die nicht selten geistvoll war.

Den Mittelpunkt der Geselligkeit bildete das Museum, ein stattliches, durch Actien erbautes Haus, für Concerte, Bälle, auch für Zeitungen und neuere Literatur reich ausgestattet. Die Verwaltung geschah durch einen Ausschuß, zur Hälfte aus Einheimischen, zur Hälfte aus Studenten, die jedoch gemeinsam erwählt wurden. Daher es geschah, jedenfalls durch Studentenstimmen, daß ich für das kommende Jahr unter die Einheimischen in den Ausschuß kam, und so unter die Notabeln der Stadt.

Ich nahm mir vor, nicht zu tanzen, da die Theologen in Würtemberg das insgemein nicht thaten, doch hatte ich bisher diese muntere Bewegung geliebt und sah mitunter eine Stunde dem Museumsballe zu. Darüber wurde ich beim Cotillon einmal von einer Dame geholt, was ich überrascht und aus Höflichkeit nicht abschlug; so war auch diese Tanzunschuld dahin, und ich merkte, daß kein Mensch daran Aergerniß nahm. Am Ende war nach Art der Geschichtschreibung, die ich in spätern Jahren geltend gemacht habe, nicht zu verwundern, daß sich das gute Schwabenland mir in einem liebenswürdigen Schwabenmädchen repräsentativ darstellte, und ich hatte keinen Grund, das

schmerzliche sächsische Andenken nicht versinken zu lassen. Es war am Sylvesterball, als ein blondes ätherisches Kind mir auffiel, und ich fast zufällig durch eine mir bekannte Dame, bei der sie stand, mit ihr zu sprechen kam. Ich habe nicht mit ihr getanzt, denn es war unter dortigen Verhältnissen nicht leicht an eine der gefeierten Schönheiten zu kommen, aber wir wurden doch so bekannt, daß wir nach den feierlichen zwölf Glockenschlägen uns ein frohes Neujahr wünschten. Ich ging sehr nachdenklich in dieses neue Jahr hinein. Am nächsten Ball habe ich unbedachtsamerweise viermal mit ihr getanzt, was um so bedenklicher war, da bei dem Mangel an jungen Damen in einer kleinen Universitätsstadt niemand voraus engagiren durfte, natürlich am wenigsten die eigene Tänzerin, sondern beim letzten Takte des Tanzes stürzte wer konnte auf die Erwählte, und wer zuerst kam, hatte sie. Daher zu mehrmaligem Haben ohne besonderes Springen, das mir doch nicht ziemen wollte, ein doppeltes Einverständniß gehörte, vorerst mit dem studentischen Ausschußmitgliede, welches das Zeichen zum Aufhören der Musik gab, dann einigermaßen mit der Dame selbst, um zu dieser Zeit, wo sie noch an der Seite ihres Tänzers steht, an ihrer andern Seite zu stehen, und bereits ihr Wort zu haben, so daß jeder Herbeieilende zu spät kommt. Das „Schatzkästlein“ schrieb damals auf Anlaß eines erbetenen und nicht sogleich von mir gesandten Buches eine Confession in meinem Namen, die anhob:

Meine beste Zeit vertanz' ich,
Nicht am Leben Jesu schanz' ich,
Nicht an dem Hebräerbrief —

Doch war's mit dieser Profanation nicht so arg gemeint, ich mußte schon fleißig sein, und die höchste Liebe galt noch immer dem höchsten Gegenstande; aber in meinem Herzen hatte von alters her einiges nebeneinander Raum gehabt, in der Meinung, alles hat seine Zeit und es gibt Zeit für alles. Julie machte nicht vorzugsweise den Eindruck schwäbischer Gemüthlichkeit, sie war naiv und neckisch, sodaß man über den Wechsel von Schalkheit und innigem Gefühl in ihr nicht leicht sicher war. Ich habe in den „Proselyten" wol ziemlich treu ihr Wesen dargestellt als Gräfin Julie, wenigstens darstellen wollen, damals in leidenschaftlicher Sehnsucht nach ihr. Daher kam's denn auch, abgesehen von der ersten Unsicherheit über mich selbst, daß ich noch nicht das Wort ernster Neigung zu ihr zu sprechen wagte. Aber ihren Freundinnen galt ich als offener Verehrer, sodaß Lotte von Forstner, deren Vater, Professor der Staatswirthschaft, den untern Stock unsers Hauses bewohnte, im gutmüthigen Scherze mir vorschlug, an gewissen Tagen, wo die tübinger Familien auf ein benachbartes Dorf zu gehen pflegten, aber nach entgegengesetzten Richtungen hin, mittels meines Ryno, der sie alle Morgen in Nahrungsangelegenheiten besuchte, durch ein blaues oder rothes Bändchen an seinem Halsbande mich den einen oder andern Ort wissen zu lassen, wohin Juliens Aeltern gehen würden. In diesen Tagen bekam ich den Bogen meines Buches zur Correctur, wo auch von der häuslichen Bedeutung eines Hundes im großen Naturleben die Rede ist, sodaß ich diese ganze kleine Intrigue hineincorrigiren konnte. In der nächsten Woche,

als der Bogen ausgedruckt war, brachte ich denselben wie ein Wunder, daß dieser Scherz, den sie vor wenig Tagen so hübsch erfunden und mir verheißen habe, hier in diesem Buche, das ich soeben erhalten, haarklein beschrieben sei.

Mit Juliens Vater, dem Präsidenten des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis, wurde ich durch das Criminalrecht befreundet, das er an der Universität zu vertreten übernommen hatte. Als ich eines Abends nach tübinger Art ihn besuchte, hat er in der ersten Frische der zu docirenden Wissenschaft mir einige Kapitel seiner criminalistischen Dictate vorgelesen, dann sind wir heruntergegangen, mit seiner Familie zu essen. Das hat sich in gemessenen Zeiträumen wiederholt, und so habe ich, wie einst Hebräisch, so jetzt Criminalrecht studirt, das mich doch auch und aus so kundigem Munde um seiner selbst willen interessirte. Auch kam aus Stuttgart vom Landtage der ältere Bruder des Präsidenten, Beamter des Deutschen Ordens und mit diesem auf Ruhegehalt gesetzt, ein Mann von schneidendem Witze, der die „Geschichte des Mönchthums", des „Ritterthums" und die „Humoristischen Briefe über Deutschland" geschrieben hat. Er gedachte damals über das Lächerliche zu schreiben, und wir alle waren ein wenig auf der Flucht, mit zum Gegenstande dieser Darstellung zu werden.

„Des Alten Pfarrers Testament", wie es allmählich bekannt wurde, hat mich zuerst in literarische Kreise eingeführt und mir zumal bei einem bald hereinbrechenden Geschick viel persönliches Wohlwollen erworben. Es ward

in den Zeitschriften jener Zeit sehr gnädig aufgenommen, doch wie es Büchern der Art geht: die Doctrin, um die es eigentlich zu thun ist, wird zwar von der romanhaften Geschichte getragen, aber auch begraben, und so ist der speculative Inhalt darin so gut wie nicht beachtet worden.

Eine zweite Wolke schien bereits vorübergezogen. Ich könnte mir einbilden, daß es ganz tragisch mit einer Weissagung anhob. Ich ging auf der Au am Neckar mit zwei norddeutschen Studenten, da kam eine uralte Zigeunerin auf uns zu, den Pfeifenstummel zwischen ihren weißen Zähnen, und wollte uns wahrsagen. Es gab damals in Würtemberg einige polizeilich geduldete umherfahrende Zigeunerfamilien. Lübkert aus Holstein, dessen Heiterkeit wir mit der Erinnerung an das bevorstehende kieler Examen ihm jederzeit trüben konnten, doch ist er bald selbst der tüchtige Examinator geworden, entgegnete: „Ach was! sage mir, wenn ich dir glauben soll, was ich erlebt habe.“ Sie besah seine Hand und sagte: „Du bist von Freunden viel getäuscht worden.“ Er wurde sehr ernsthaft, und hat uns nachher vertraut, daß es in der That so sei. Dem andern, Kluge von Lübeck, verkündete sie: „Du wirst bald eine große Erbschaft thun.“ Ich weiß nicht, ob er sie gethan hat, er ist ein tüchtiger Hauptpastor seiner Vaterstadt geworden. Mir sagte sie nach bedächtiger Betrachtung meiner Hand und Nase: „Glück und Unglück liegen bei dir noch im Streite, aber du wirst bald erhöht werden.“ Ich sagte lachend zu meinen Gefährten: „Nur nicht an den Galgen wie der Mundbäcker des Königs Pharao!“

Am 3. December wurde ich durch ein artiges Billet des Rectors vor das akademische Gericht beschieden, und verhört über meine burschenschaftlichen Thaten. Der Anlaß lag in einer Anzeige der Mainzer Untersuchungscommission, die nach Entdeckung des streitberger Burschentags ihre traurige Aufmerksamkeit mir zuwandte. Ich hatte nicht mehr Ursache irgendetwas Persönliches in dieser Sache zu verschweigen, und gab schließlich zu Protokoll: das alles sei ja geschehen in Sachsen und Baiern unter den Augen der akademischen Behörden, denen recht wohl bekannt war, daß wir nur eine bessere sittliche Ordnung unter der studirenden Jugend geltend machten, wenn sie mich auch zuguterletzt als ein Opfer der bestehenden höhern Verfügungen von der Universität weggewiesen hätten. Aber das sei Vergangenes, das sächsische Oberconsistorium habe seitdem mich unbedenklich unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, und hier sei jedermann bekannt, daß ich ausschließlich für theologische Interessen lebe und nur in diesem Sinne auf die Studirenden wirke, daher Seine Majestät geruhen wolle, diese Untersuchung in Gnaden niederzuschlagen und mir den Frieden wissenschaftlicher Bildung und Wirksamkeit zu erhalten, den ich so glücklich und dankbar sei, hier gefunden zu haben. Ich konnte das aufrichtig sagen. Der Schmerz über die Unfreiheit und Zerrissenheit des Vaterlandes war nicht von mir genommen, aber wie die theologischen Studien alle meine Kraft in Anspruch nahmen, und eine tüchtige Jugend sich um mich sammelte, die nur wissenschaftliche Förderung bei mir suchte, lag auch darin eine Befriedigung, vor der

die Sorge um das Vaterland sich als stille Wehmuth in die Tiefe des Herzens versenkte.

Ueber den Erfolg meiner Bitte war ich zweifelhaft. Zwar daß die würtembergische Regierung, die noch in diesem Jahre Herrn von Wangenheim, nachmals meinen alten Freund und Gevatter, zum Bundestagsgesandten hatte, nichts auf diese Anklage gab, konnte ich voraussetzen: doch war leicht möglich, daß man den unbeschützten Fremdling springen ließ, um sich einem hohen auswärtigen Willen gefällig zu zeigen. Mein Tagebuch bemerkt dazu: „Unsereins hat kein Wunder für seine Wenigkeit zu erwarten, also geschehe was geschehen muß. Ohne Gottes Hülfe hätte ich nimmer das Katheder erobert, ich kann mir kaum denken, daß er mich schon wieder fortjagen will aus seinem Dienste, in welchem ich mir's sauer werden lasse. Wär's aber doch, und ich werde wieder hinausgewiesen in die weite Welt, so hat er ein Plänchen dabei, hinter das ich mit der Zeit schon kommen werde."

So arbeitete ich ruhig fort. Nach einigen Wochen sagte der Kanzler, der mir jetzt entschieden wohl wollte, die Sache sei niedergeschlagen, und ihm nur eine leise Aufsicht auf mich übertragen, mit der er gelegentlich mich neckte.

Als die Osterferien kamen, hatte ich große Lust, im Gefühl der neuen Heimat und Würde der alten Heimat mit ihren Freunden einen Besuch zu machen, doch habe ich's der Pflicht, Zeit und Geld zu schonen, geopfert, und wollte nur in den Feiertagen den Vater Herbst be-

suchen, der in Augsburg im Hause eines Bankiers unter erwünschten Verhältnissen als Hofmeister lebte. Er hatte mir doch schon von einem neuen Wölkchen am Horizont geschrieben, noch scherzhafter Art, daß zu Erlangen in den untersuchten Papieren eines gemeinsamen Freundes, in einem angefangenen Briefe desselben die Stelle das polizeiliche Nachdenken erregt habe: „Hase meint, was zur Zeit seines Kaiserthums Rechtens gewesen, sei auch das Rechte"; und Herbst hatte dem hinzugefügt: „Da ist denn das punctum quaestionis der Kaiser gewesen, von dem man wahrscheinlich befürchtet, er werde nächstens in Augsburg gekrönt und im ganzen deutschen Reiche ausgerufen werden." Der Freund wollte mich am bestimmten Tage in Ulm abholen. Da war er nicht, so setzte ich meinen Wanderstab weiter. In Augsburg war er auch nicht, sondern soeben durch Requisition aus seiner altenburgischen Heimat polizeilich nach derselben ausgewiesen. Die Sache ward mir doch allzu deutlich, er war Mitglied des Jünglingsbundes von Jena her, und seit Anfang dieses Jahres brachten die Zeitungen Nachricht von geheimnißvollen Verhaftungen in Preußen, die dahin deuteten. Ich gedachte doch die beiden Feiertage in Augsburg zu bleiben, wo es nicht an erlanger Bekannten fehlte, mit denen ich am Abende im Fersemergäßle als classischer Bierstätte behaglich saß. Da wurde ich herausgerufen, ein Polizeicommissar harrte meiner mit der Andeutung, daß ich am nächsten Morgen Stadt und Land zu verlassen hätte. Diese Aufmerksamkeit kam mir sehr verdächtig vor, und derselbe Herr hat mir am Morgen das Geleite ge-

geben, bis ich in einen nach Ulm bestimmten Wagen stieg. Ich dachte bei mir: Guter Max! wenn du wüßtest, wie manches Seidel ich auf deine Gesundheit geleert habe, du würdest mir die paar Feiertage in deinem Bierlande wol vergönnt haben! Auch fügte sich die Erinnerung an die Rede eines Tirolers hinzu: „Maxel du bischt guet! aber deine Knechte sind holter Spitzbuben!“

In Ulm besuchte ich die Familie des Pupillenrath Schuster, mit dessen beiden Söhnen ich bekannt war. Man ließ sogleich mein Ränzchen aus dem Gasthofe holen, hielt mich die Feiertagswoche mit einer Gastfreundschaft gleich der Papiermühle fest, und ich lernte so recht das Leben der alten Reichsstadt kennen. Der Schmuck des Hauses war die älteste Tochter Thekla. Als ich acht Jahre nachher die schwäbischen Freunde und Stätten zu besuchen mit meiner jungen Frau desselben Weges kam, und sie auch in das gastliche Haus von Ulm führen wollte, bereitete ich mich und sie darauf vor, daß die Thekla, wenn sie noch zu Hause sei, sich wol sehr verändert haben werde. Wie bin ich überrascht, als ein Mädchen uns entgegentritt noch eben so jung und lieblich, wie sie damals war. „Aber sind Sie es denn wirklich, Thekla!“ rief ich. „Nein“, sagte sie vergnügt, „Thekla ist lange verheirathet, ich bin die kleine Pauline, nun bin ich herangewachsen.“ Die Natur in ihrem gleichmäßigen Bestande, nicht in den Individuen, aber in den Generationen, ist mir nie anmuthiger entgegengetreten. Unser Gepäck, diesmal etwas schwerfälliger, wurde sofort aus dem Hotel geholt, wenn

15*

wir auch, von andern Freunden schon erwartet, nur einen Tag in dieser herzigen Familie bleiben konnten.

Bei dem Staufen vorbei, von dessen Schloß auf der Höhe nur Steintrümmer zerstreut umherliegen, aber die kleine Kapelle, in der die Hohenstaufen gebetet haben, steht auf halber Höhe unverletzt, auf dem Rückwege nach Tübingen hatte ich Zeit zur Betrachtung meiner Lage. Das Gewitter konnte einschlagen, aber es konnte auch vorüberziehen, jedenfalls war ruhig und fleißig zu erwarten, was da kommen sollte. Meine neuen Vorlesungen waren die Apostelgeschichte des Lucas und Dogmatik. Zu dieser war ich durch die beiden Examinatorien vorbereitet, an der Apostelgeschichte übte ich gegen das, was nachmals geschehen, noch eine sehr bescheidene Kritik mittels der Paulinischen Briefe, und gab vielmehr als Gegenbild des Apokryphischen zum Kanonischen am Schlusse eine Uebersicht der Clementinischen Homilien. Diese sind für die Entstehung der neuen Tübinger Schule verhängnißvoll geworden, ich betrachtete sie nur als einen judenchristlichen Tendenzroman, in welchem doch manche höchst individuell lebendige Züge einer historischen Ueberlieferung angehören könnten. Die Zahl meiner Zuhörer hatte sich in beiden Vorlesungen ansehnlich gemehrt. Ich stand auch mit den Professoren der theologischen Facultät, deren Vorlesungen zu durchkreuzen ich möglichst vermied, auf einem achtungsvollen, mit den außerordentlichen Professoren Schmid und Klaiber auf einem freundschaftlichen Fuße, fühlte mich ganz heimisch in Schwaben, sodaß hier zu leben und zu sterben ich mir recht wohl denken konnte.

Nur war Julie zu einer Verwandten ins Hohenlohische gegangen, wo ihre Familie herstammte, und als sie endlich zurückkehren sollte, war der Wagen umgestürzt, sie mußte die durch den Sturz verletzte Tante pflegen, und sie selbst hatte durch einen Stein, auf den sie gefallen war, eine Wunde an der Stirn. Der schwerste Kampf dünkte mir damals nicht mit dem Unglück, aber mit der Zeit, die Geduld war meine schwächste Seite, und es war mir oft recht weh zu Muthe. Ein wenig haben mich zwei Freundinnen Juliens entschädigt. Die eine, das Minele, die Tochter eines Rentbeamten, mit ihrer milden Schönheit und tiefen Gemüthlichkeit. Sie war von Froriep umworben, ich habe mit ihr gewettet, daß sie binnen Jahr und Tag Braut sein würde. Sie hat nach zwei Jahren mir ein Andenken ihrer Hand als Wettpreis geschickt und mit vergnügter Reue geschrieben, daß sie die Wette schon verloren hatte, ehe sie dieselbe einging, aber mit freier Stirn ein bißle lügen mußte. Als Froriep bald nach mir Professor in Jena wurde und die schwäbische Geliebte heimführte, lag ich in schwerer Krankheit, in Fieberglut, da ist sie mir am Krankenbett erschienen wie ein Genius vom Himmel. Die andere Freundin war Pauline, die einzige Tochter des Kanzlers, weniger von der Natur begünstigt, desto mehr vom Geiste, mitunter etwas scharfen Geistes, sodaß auch unsereiner es empfinden mußte. Wir kamen eines Abends von einer Landpartie zurück. Es wurde Licht in meinen Fenstern bemerkt. Ich sagte: „Vielleicht geht mein Geist da um.“ — „Das kann wol sein“, erwiderte sie, „denn hier außen hat man ohnedem nichts davon verspürt.“ Ich

mochte mich gern mit ihr unterhalten, und hätte unbedenklich die milde Aufsicht ihres Vaters in ihre kleinen Hände gelegt.

Am 17. Mai erhielt ich vom Stadtdirector Fischer in Stuttgart ein Schreiben mit dem höflichen Bemerken, daß ich einem Bunde angehören solle, dessen Tendenz auf nichts Geringeres gehe als auf den Umsturz sämmtlicher deutschen Staatsverfassungen, und daß er, vom Minister des Innern beauftragt, mich deshalb persönlich über vorliegende Indicien zu vernehmen, die Einladung stelle, mich zum 19. zu bestimmter Stunde gefälligst bei ihm einzufinden. Ich meinte mich in der trüben Nothwendigkeit, alles zu leugnen, denn sobald ich das Geringste zugestand, würde man in mich dringen, Genossen anzuzeigen. Die Anklage schien noch so wenig begründet, das Verfahren so mild, daß ich, als nach acht Tagen eine zweite Einladung anlangte, für möglich hielt zu verlangen, daß die Untersuchung, um meine Vorlesungen nicht wieder zu unterbrechen, nach Tübingen übertragen würde. Aber mitten in der Nacht erschien vor meinem Bett ein Bote mit der Laterne, der mir einen Zettel des Stadtdirectors brachte, daß ich unverweigerlich mich einzustellen habe. Ich setzte mich also früh, statt ins dogmatische Collegium zu gehen, wieder aufs Pferd. Die Anzeichen schienen nicht dringender geworden, und ich blieb bei der Verneinung. Auf dem Heimwege hielt ich das Abendbrot gegen 10 Uhr für mich und meinen Miethgaul mittewegs in Waldbuch. Die Nacht war dunkel, als ich dann langsam die bewaldete Höhe hinanritt, fast an der Stelle, wo

voriges Jahr mein philosophischer Roman mir aufgegangen war, erhob sich mitten in der Straße eine Gestalt und fiel dem Pferde in den Zügel. Ich haute der Gestalt mit der Reitgerte scharf übers Gesicht, setzte beide Sporen ein, das Pferd drängte sich bäumend vorwärts, ich war frei und galopirte davon. Dieser Wald war zu der Zeit etwas verrufen, aber wie alles in einem Moment geschah, kein Wort zwischen uns gewechselt wurde, und ich nur infolge meines Hiebes einen dumpfen Aufschrei vernommen zu haben mich erinnerte, ward ich nachher doch zweifelhaft, ob der Hochverräther es mit einem Räuber, oder der friedliche Privatdocent es mit einem Betrunkenen oder sonst einem Dahindämmernden, der sich in Gefahr befand, überritten zu werden und deshalb nach den Zügeln griff, zu thun gehabt habe. In Stuttgart hatte ich mir einen Strohhut gekauft, den ich bei diesem Abenteuer verlor. Im nächsten Dorfe zeigte ich's dem Schulzen an. Da sind Leute hinausgegangen, doch wol erst am frühen Morgen, meinen neuen Hut haben sie im Straßengraben gefunden und mir denselben nach Tübingen geschickt.

Es war nicht eben leicht, im Angesichte einer Criminaluntersuchung ein dogmatisches System in ernstester Vertiefung auszugestalten, und nebenbei nach einem Schwabenmädchen im Hohenlohischen zu seufzen. Doch beherrschte ich nicht nur meine Gefühle, sondern auch meine Gedanken, und mußte sie beherrschen. Auch war ich nicht ohne Hoffnung, zumal bei dem guten Willen und dem guten Gewissen der würtembergischen Regierung, daß die Sache im Sande verlaufen würde. Etwas Schriftliches konnte

nicht vorhanden sein, und auf welchen Irrwegen auch dieser Jünglingsbund wandelte, es war eine sittlich gehobene, nach idealen Zielen trachtende Jugend, unter der sich kein Verräther finden konnte. Ich wußte noch aus Robert's Gefängniß, daß schon damals von einem bestimmten, vorauszusehenden Zwecke gar nicht die Rede war, alles sich schon in Auflösung befand, und nur Verschämtheit gegeneinander und Unklarheit darüber, wie herauszukommen sei, die volle Aufhebung noch verzögerte. Ich wußte auch vom Dasein einiger Glieder des Bundes in Würtemberg, allein ich hatte in meiner Entfremdung gegen denselben sie nicht darauf angeredet, und mochte das jetzt schon aus Vorsicht am wenigsten thun.

Nachmals habe ich erfahren, daß der unschuldige Judas ein Pfarrverweser Dietz zu Zeitlos in Baiern gewesen ist. Westfälische Studenten in Halle hatten ihn, einen armen niedergedrückten Menschen, an ihrem Mittagstische mit ernährt. Da sie sämmtlich dem Bunde angehörten, war ihnen der eine nicht Eingeweihte unbequem geworden und sie hatten ihn aufgenommen. Die Unbedachtsamkeit dieser Aufnahme ward ihnen bald anschaulich, und ohne daß sie wagen konnten, ihn wieder auszuschließen, ließ man ihn beiseiteliegen. Daher in seiner geängsteten Seele gerade die ersten revolutionären Phantasien hängen blieben, welche Sprewitz aus der Schweiz mitgebracht hatte. Als er, zum Pfarrvicar ernannt, den Amtseid leisten sollte, hat er jammernd eines andern Eides gedacht, durch den er gebunden sei. Doch hat er nur wenige zu nennen gewußt und gegen diese, welche zu Anfange des Jahres verhaftet

und nach Berlin gebracht wurden, wo große Freude war, daß man endlich dem König ein corpus delicti vorlegen konnte, fehlten die Beweise. Da scheint Sprewitz zuerst den Kopf verloren zu haben, doch nur in seiner Weise, er hat sich vom Essen ein Messer listig zurückbehalten und dasselbe dreimal in die Brust gestoßen. Sein Leben ist erhalten worden, aber compromittirt und innerlich gebrochen, hat er umfassende Geständnisse abgelegt.

Unter diesen gefährlichen Zeitläuften habe ich doch weitaussehende literarische Plane gefaßt, wie einer, der's immer natürlich gefunden hat, daß die Leute hart unter dem Vesuv ihre reichen Weingelände bestellen. Mit Osiander schloß ich einen Vertrag für die Herausgabe meiner Dogmatik, nur dessen, was ich bisher den Zuhörern dictirt hatte, um alles Dictirens fortan überhoben zu sein, also als Lehrbuch; mit Cotta für den Verlag meiner Vorträge über das Leben Jesu, also alles dessen, was ich vor oder nach der Vorlesung niedergeschrieben und weiter auszuarbeiten im Sinne hatte. Beides sollte während des Winters gedruckt werden, ich stak voll Arbeitslust und Keckheit, nebenbei wollte ich mir eine ehrliche Selbständigkeit gründen, auch zum Besten derer, die mir in gutem Vertrauen Credit gegeben hatten. Schon war von der Dogmatik ein Bogen gedruckt, zum Leben Jesu eine Seite als Satzprobe eingesandt. Die Vorlesungen waren ruhig zu Ende gebracht, die Studenten davongezogen.

Nach Würtemberg war der Verrath nur langsam gedrungen, und die Regierung mochte die Sache für das halten, was sie war. Doch am 24. September theilte

mir der Kanzler in bekümmerter Theilnahme dieses Ministerialrescript mit: „Dem Herrn Regierungsbevollmächtigten Kanzler von Autenrieth ist ohne Zweifel nicht unbekannt geblieben, daß der Privatdocent Hase in Tübingen nicht allein schon früher wegen burschenschaftlicher Verbindungen, sondern neuerlich auch wegen der ihm angeschuldigten Theilnahme an dem vorigen Winter entdeckten staatsverbrecherischen geheimen Bunde in Untersuchung gekommen, und von dem für die polizeiliche Untersuchung bestellten Commissar, Stadtdirector Fischer, zu wiederholten malen vernommen worden ist. Nachdem nun die Fortsetzung dieser Untersuchung nach der Natur des in Frage stehenden Verbrechens der zuständigen Criminaljustizbehörde übertragen worden ist, so haben S. K. Majestät auf den Höchstderselben hierüber erstatteten Bericht durch höchste Entschließung vom 20. d. M. zu befehlen geruht, daß dem Privatdocenten Hase, solange die Untersuchung gegen ihn und die übrigen in Würtemberg befindlichen Inculpaten dauert, die Fortsetzung seiner Vorlesungen nicht gestattet werden solle. Der Herr Regierungsbevollmächtigte Kanzler von Autenrieth wird von dieser höchsten Verfügung mit dem Auftrag in Kenntniß gesetzt, zur Vollziehung derselben unter Rücksprache mit dem Universitäts-Rectoramte das Geeignete zu besorgen."

Nun war allerdings Zeit darüber nachzudenken, ob ich nicht einen Spaziergang nach der Schweiz oder nach Strasburg machen sollte, bis der Sturm vorübergezogen sei. Ich war durch kein Wort gebunden, ja es konnte scheinen, die Regierung selbst, die das so allmählich

drohend heranziehen ließ, begünstige meine Entfernung. Es konnte sogar als eine Ferienreise gelten, und wäre ich doch heimlich beobachtet, ein so rüstiger Fußgänger wie ich konnte sich leicht in einer Nacht aller schwäbischen Polizei entziehen, und junge Leute hätten mir auch nicht gefehlt, die ohne zu fragen warum? meine wenigen Sachen gleichzeitig in Sicherheit brachten. Daß ich's doch nicht gethan, trotz meiner Scheu vor Kerkerluft, davon war der Grund das Bewußtsein meiner wesentlichen Schuldlosigkeit, die bisherige Milde der Regierung selbst, sodaß ich leichthin dachte, den Kopf kann's doch nicht kosten, endlich und vor allem, wodurch schon der heldenmüthige Simson zu Grunde gerichtet wurde, das Schwabenmädchen.

Sie war endlich zurückgekehrt, am 28. September habe ich den holden Flüchtling in der Aeltern Hause wiedergesehen, es war ein glückseliger Abend, versunken war der öde Sommer ohne sie, der Winter wurde mit allen seinen Freuden besprochen und vorausgenossen. Als ich endlich gehen mußte, leuchtete sie mir die Treppe herunter, ließ mich die leichte Narbe ihres Sturzes auf der kleinen weißen Stirn suchen, und eine Landpartie für den nächsten Tag wurde eingefädelt.

An diesem Morgen lag noch der Widerschein des Abends über meinen Gedanken, als der mir nah befreundete Universitätsamtmann mit betrübtem Gesichte hereintrat und erklärte, im Namen des Criminalsenats mich verhaften zu müssen. Meine Papiere, dazu einige Kleidungsstücke und Bücher nach meiner Angabe wurden in meinen Koffer gepackt und dieser versiegelt. Wir waren beide in

Verlegenheit, wo ich aufzubewahren sei bis zur Abfahrt nach Stuttgart, und vereinigten uns über die Aula. Ich weiß nicht, ob sie von außen bewacht war, doch habe ich keine Gelegenheit gehabt, von irgendjemand Abschied zu nehmen, nicht einmal von meinem Hunde. In der Aula, wo ich vor einem Jahre in so glänzender Versammlung mein tübinger Bürgerrecht begründet hatte, hielt ich einsam mein Mittagsmahl. In dem Wagen, der mich nach Stuttgart führte, saß ein Polizeicommissar und zwei mitverhaftete junge Männer. Es war dunkel, als wir an der Amtswohnung des Stadtdirectors vorfuhren, wir aßen noch wie Gäste mit seiner Familie zu Abend, aber das Schlafgemach, in das ich geführt wurde, war vergittert. Am Morgen wurde mit dem Kaffee die Fahrt nach dem Hohenasperg angekündigt. Das ist die kleine würtembergische Festung, auf einem hohen Bergkegel gelegen, der aus ziemlich ebenem Lande aufsteigt, bis an die Festungsgräben mit Weinbergen bedeckt; vornehmlich bekannt durch das, was Schubart dort erduldet hat bis zu seiner elenden Bekehrung. Als der Wagen am 30. September langsam den steilen Pfad hinaufrollte, mußte ich der alten Zigeunerin gedenken, daß nun doch ihre Prophezeiung meiner Erhöhung in bitterer Zweideutigkeit erfüllt sei. Doch als es durch das dunkle Thor des Walles ging, meinte ich nicht darüber die Aufschrift zu lesen: da laß die Hoffnung hinter dir zurück. Mit aller Förmlichkeit wie ein gefährlicher Staatsgefangener wurde ich in ein Zimmer installirt, die Thür verschlossen, doch die Fenster nicht vergittert. Am nächsten Morgen, als ich noch zu

Bett lag, wurden die Taschen meiner Kleider untersucht und das Geld weggenommen. Von der Außenwelt bis auf die Festungsbeamten war ich abgeschnitten, doch war bald zu merken, daß ich Genossen hatte; sie sind allmählich auf der Festung versammelt worden, Referendare, Rechtsconsulenten, Pfarrer und Pfarrvicare, ihrer 16 Würtemberger.

Waren wir der Sorge für das leidige Geld entrückt, so hatten wir auch keine Nahrungssorgen. Die Kost war auf süddeutsche Weise gut, mittags fehlte auch nicht ein Schoppen Wein, noch ein Seidel Bier zum Abendbrot. Es mag sehr reichlich gewesen sein, denn als ich einmal früh an Brustschmerzen litt, und der Arzt, dem es gemeldet wurde, frug: „Was haben Sie denn zu Abend gegessen?" lautete die Antwort: „Salat und sechs hartgesottene Eier." Aber das Fleisch mußte in Gegenwart des Beamten geschnitten werden, der dann Messer und Gabel wieder hinwegnahm. Zu lesen war ungehindert, ich hatte Schleiermacher's Glaubenslehre, das Neue Testament griechisch und Spinoza's Werke mitgenommen, und gerade war es Spinoza's Ethik, die in ihrer sittlich erhabenen Resignation mir vor allem den Sturm des Herzens stillte. Ich erlangte zumal gegen das Ende hin noch andere wissenschaftliche Bücher, doch waren es vorzugsweise unterhaltende Schriften, welche die Tage ausfüllten. Die Frankh'sche Buchhandlung in Stuttgart hatte ihre Leihbibliothek den Staatsgefangenen auf Hohenasperg unentgeltlich zur Verfügung gestellt, diese Bücher wanderten von einer Gefängnißzelle zur andern. Es war die Zeit,

wo die Romane von Walter Scott erschienen, und wenn früh hinter dem Inspector der Gensdarm kam mit einem dreibändigen Romane des poesiereichen Schotten, dachte ich, das wird heute ein Tag angenehmer Unterhaltung. Dadurch bildete sich auch eine gewisse Gemeinschaft, indem einzelne Stellen, die auf unsere Lage paßten, mit dem Nagel unterstrichen wurden, nicht zu rettenden Winken, sondern meist satirisch, auch über uns selbst, Stellen der Art: „Ich hülle mich in die Größe meiner That, damit ich keine Reue empfinde.“ Nur zu schreiben war unbedingt verhindert, mit Ausnahme von offenen Briefen, zu denen das Werkzeug geliefert wurde, sodaß diese bestimmten Blätter sofort wieder abzuliefern waren. Dazu kamen die lichtlosen Abende, mit dem Schlage 8 Uhr mußte jedes Licht verlöscht werden.

Ich hatte freilich gegen einigen Mismuth anzukämpfen: eine mühsam errungene, mir so liebe zukunftvolle Stellung war offenbar, ein geliebtes Wesen, als noch nicht gewonnen, wahrscheinlich verloren, und das um einer Sache willen, zu der ich nie ein Herz gehabt hatte. Indeß galt es seinen Mann zu stehen, und ich habe, da das jetzt die einzig mögliche That war, wehmüthige Stimmungen vielleicht weniger aufkommen lassen als sonst, habe manchen Scherz getrieben mit dem Personal, das amtlich mit den Gefangenen zu verkehren hatte, und habe die öden Wände mit bunten Phantasiebildern bevölkert, selbst die alten Dichterträume sind da noch einmal wiedergekommen. Auch war mir gar nicht anders denkbar, als daß diese Hochverrathsgefangenschaft als eine ganz exotische Pflanze in

meinem Lebenslaufe stehen würde. Mitunter ließ doch ein Heimweh nach der Freiheit oder nach dem Tode sich nicht verleugnen. Einmal gerieth ich auf eine Thorheit, die zwar nicht ohne Uebermuth, doch auch nicht ohne eine melancholische Grundlage denkbar ist. Ich wollte zusehen, ob sich wol durch leiblich und seelisch treibende Mittel eine schwärmerisch gläubige Stimmung hervorbringen lasse, wie sie bei den Heiligen des Mittelalters, auch bei manchen Unheiligen späterer Zeiten sich findet, womöglich bis zu Visionen; nur als Experiment, um auch das zu erfahren und da ich volle Zeit dazu hatte. Von Schriften hatte ich zu diesem Zwecke zwar nichts als ein sehr weltliches, doch hinreichend schauerlich phantastisches Buch, „Des Teufels Elixire“ von Hofmann, und sie hatten wol den Gedanken zum Ausbruche gebracht. Aber ich konnte aus meiner Erinnerung mit religiösen Phantasien aller Art nachhelfen. Ich ließ das Essen stehen unter dem Vorwande der Appetitlosigkeit, genoß nur ein wenig Wein und Brot und immer weniger. Ich geiselte mich mit meinem Hosenträger sodaß der Rücken ganz wund wurde. Ich schlief oder wachte vielmehr die Nacht auf den Dielen, kurz ich plagte und ruinirte mich, soviel nur innerhalb der vier Wände möglich war. Solch ein Leben hätte auf die Länge wol auch einen andern zum Narren gemacht. Aber es blieb doch immer das eigentliche Ich übrig, das diesem Getreibe altklug zusah, bis endlich in der vierten Nacht ich über mich selber lachen mußte, mich ins Bett legte und mir's am andern Tage wieder trefflich schmecken ließ.

Als Untersuchungsrichter war ein junger Assessor von Eslingen gesandt worden, von Prieser, ein arbeitsamer, vielleicht auch gutmüthiger Mensch, doch ganz im Sinne der Reaction, dazu ängstlich und möglichst Schlimmes an den Tag zu bringen für eine Bedingung seiner aufsteigenden Bahn achtend. Zwei Schöppen, einfache Leute aus dem Dorfe am Fuße der Bergfeste, an denen man sich mit einigem Spaß erholen konnte, bildeten, für 12 Kreuzer die Stunde, die Gerichtsbank. Herr von Prieser hatte wol auch andern unsers Gelichters gegenüber einen übeln Stand. Als er die Untersuchung anhob mit einer feierlichen Ermahnung, die Wahrheit zu sagen, unterbrach ich ihn, er könne ja voraussetzen, daß ich das eindringlicher als ein Jurist mir selbst zu sagen wisse, er möge sich also damit nicht bemühen. Als er dann die Zeugnisse meiner Theilnahme aus Erlangen vorlegte, frug ich: ob er als Richter und Ehrenmann versichern könne, daß diese Aussagen wirklich so geleistet worden seien, wie er sie vorlas. Nachdem er dies feierlich bejaht hatte, konnte ich nicht zweifeln, daß in Baiern von einigen meiner Bekannten Geständnisse abgelegt waren, daß ich mich also, ohne an ihnen zum Verräther zu werden, für meine Verwerfung der bedenklichsten Artikel und für meinen Austritt, als das nicht durchzusetzen war, auf sie berufen konnte. Aber das Verbrechen, auf das die Anklage gestellt war, wurde Staatsverrath genannt, in bedenklicher Verwandtschaft mit Hochverrath, von dem ich aus meinen jungen criminalistischen Studien wußte, daß in meinem Rücktritt aus der Genossenschaft noch keine Hülfe für mich liege.

Ich behauptete also, eine revolutionäre Absicht des Bundes gar nicht gekannt zu haben, sondern mir sei's ein politischer Verein gewesen, sowol um uns selbst und, soweit jeder reiche, unser Volk zu der politischen Bildung zu erziehen, deren Mangel namentlich in Preußen als der Verweigerungsgrund der verheißenen Staatsverfassung behauptet werde, als auch in dem Gemüth der deutschen Volksstämme das Gefühl volksthümlicher Einheit heranzuziehen, eine ideale Einheit, ohne welche die reale Einigung nie erreicht, mit welcher sie vielleicht entbehrt werden könnte, falls diese nicht durch große, auch dem mächtigsten Menschen unübersehbare Ereignisse für Deutschland komme. Es war das in der That die Idee der Gediegenern in dem Bunde, und die nach dem Verschwinden des Männerbundes immer mehr zur Herrschaft gelangte. Herr von Prieser hielt mir die stärksten der neun Artikel entgegen. Ich entgegnete: „Sie waren eingeschleppt aus der Schweiz, die Jugend liebt dergleichen phantastische Gelübde, die niemand vollzieht, ich habe sie vom Anfang an verworfen und verspottet, mich nie auf dieselben verpflichtet, mir die für einen hochverrätherischen Bund undenkbare Freiheit des Austrittes vorbehalten, und als man jene thörichten Artikel nicht aufgeben wollte, bin ich zu einer Zeit zurückgetreten, als noch nicht die geringste Gefahr der Entdeckung drohte."

Ich konnte mich gerade auf die Erlanger berufen, daß ich dafür bekannt war, gegen alle Gedanken einer gewaltsamen Umwälzung, von der Einzelne wol sprachen als von etwas ohne unser Gebet zu Erwartendem, immer ver=

trauend auf die sichere friedliche Entwickelung und auf die zuletzt unwiderstehlichen Geistermächte hingewiesen zu haben. So wurden die Verhöre zu einer Art Disputation, da der Untersuchungsrichter mir aus dem und jenem Umstande darthun wollte, daß ich den revolutionären Charakter des Bundes gekannt haben müßte, und ich irgendeine Auskunft fand, daß ich ihn dennoch nicht gekannt hätte. Der Beweis, daß mir derselbe nicht unbewußt bleiben konnte, war doch juridisch nicht zu führen, und aus dem unbestimmten schwebenden Wesen des Vereins, das ihn zu einem hochverrätherischen Unsinn machte, sprach so manches für meine Verleugnung, die auch durch Aussagen aus Baiern bekräftigt wurde.

Desto drängender trat nun die andere Forderung an mich heran, Bundesglieder zu nennen. Ich habe das unbedingt verweigert, auf alle Vorstellung erwidernd: daß der Staat durch diesen zerstäubten Bund nicht in Gefahr komme, wisse Herr von Prieser so gut als ich, sonach sei's nur um Strafe und Rache gegen Einzelne zu thun; gerade nach meiner Stellung als ein Ausgetretener, Entfremdeter dürfte ich am wenigsten zur Milderung meines Geschicks den Denuncianten machen, das erst wäre Hochverrath, er selbst müßte mich verachten, wenn ich's thäte. Es wurde deshalb ein Zwischenerkenntniß des Gerichtshofs eingeholt, nach welchem ich zum Geständniß der Mitschuldigen durch Zwangsmittel angehalten werden sollte. Ich frug, worin diese beständen? Herr von Prieser antwortete zu seiner Ehre etwas verlegen: „Sie werden gegeringere Nahrung bekommen, ein schlimmeres Gefängniß

und so fort." — „Das muß ich ertragen", antwortete ich, wol nicht ohne einen Seufzer.

Ein schlimmeres Gefängniß hatte ich schon. Einige Wochen nach meiner Ankunft wurde ich ins Verhör geführt und von dem sonst gewöhnlich sanft redenden Manne mit den Worten empfangen: „Welcher Teufel reitet Sie, Herr Doctor, daß Sie eine Meuterei gegen mich anfangen!" Es war mir durchaus unverständlich, ich hatte mit niemand außer den Beamten verkehrt. Die Folge war, daß ich in einen Kerker für Diebe und Mörder eingeschlossen wurde, der nur hoch in einer dicken Mauer ein Fenster hatte, das, kellerartig sich verengend, vorn verwahrt war durch eiserne Spitzen, vor dem Fensterglase durch das gewöhnliche Eisengitter, dahinter noch durch ein Drahtgeflecht. Doch entdeckte ich daran auch eine gute Seite. Wenn ich die Betten in dieses Fensterloch stopfte, brauchte ich das Licht um 8 Uhr nicht zu löschen. Zwar merkte die Schildwache zuweilen einen Schein und rief dann: Licht löschen! doch habe ich in den langen Winterabenden es auch manche Stunde erhalten, früh mußten dann das Unschlittlicht die Mäuse gefressen haben, die sich allerdings zuweilen in der Nacht daran ergötzten.

Zehn Wochen, Weihnachten und den Neujahrstag 1825, habe ich in diesem Logis zugebracht, nur heraustretend, wenn ich ins Verhör geführt wurde. Doch Schlimmeres wegen der Verweigerung zu denunciren ist mir nicht zugefügt worden. Als ich endlich darauf drang, zu hören, welche Meuterei mir schuld gegeben werde, kam es darauf hinaus, daß an der Thür meines damaligen Zimmers in

der Kaserne eine Person lauschend gesehen worden sei, die, als ein Beamter kam, sich rasch entfernte. Das erklärte sich leicht: ich hatte die üble Gewohnheit, lebhaft erregt oder auch nur mir etwas klar machend, laut vor mich hin zu reden. Da hatte ein Neugieriger gehorcht, und darüber betroffen sich rasch davongemacht. Endlich im Februar, nachdem einer der Unsern, Hauf, ein Mediciner, seiner Familie todtkrank zurückgegeben war, ward ich etwa je den dritten Tag durch einen Gensdarm auf dem Walle, der den ganzen Festungshof umgibt, spazieren geführt, und erhielt bald nachher auch wieder ein wohlgelegenes Offizierzimmer. Es war die Ecke der Kaserne, zu der im nicht zu fernen rechten Winkel das Haus des Bäckers stand, der zwei muntere Töchter hatte. Eine andere Sprache als die der Augen war nicht erlaubt, doch eines Abends, als wir einander lange freundlich angesehen hatten, schloß die eine, das Riekele, ihr Fenster mit dem Hauche: „Wünsche recht wohl zu schlafen, Herr Doctor.“ Seitdem wechselten wir leise Grüße und nachbarliche Worte. Die Schildwachen zeigten es einigemal an, ich wurde bedroht, das Mädchen ermahnt, es blieb doch nicht ganz aus; Herr von Prieser selbst mochte einsehen, daß hier kein Staatsverrath gesponnen werde, und da er im Bäckerhause zuweilen mit seinem Secretär einen Schoppen Wein trank, der hier geschenkt wurde, ließ er einmal die Rede fallen, D. Hase sei zum Tode verurtheilt, was mir das Riekele sogleich weinend klagte. Natürlich daß solche Theilnahme dem Vereinsamten wohlthat, das Mädchen war schlank und von feiner schwäbischer Rede, das Uebrige that die

Phantasie hinzu, denn meine Augen reichten nicht so weit, um ihre Gesichtszüge genau zu erkennen. Als ich einmal auf dem Walle spazieren geführt wurde, und ein Mädchen freundlich grüßend vorüberging, sagte der Gensdarm: „Das ist das Riekele!“ Da war ich etwas enttäuscht, ich hatte sie so anders gedacht, doch blieb sie die liebe Nachbarin, sandte mir Blumen und ernährte meinen Ryno.

Der war in Tübingen gewohnt, zum Collegium bis ans Stift, in dessen Hörsälen ich las, mitzugehen, da umzukehren und erst Mittag im Gasthof zur Krone sich wieder einzufinden. Nach meiner Verhaftung war er traurig umhergeschlichen und von meineu Freunden besuchsweise erhalten worden, bis sich Ende Februar eine Gelegenheit fand, ihn auf den Asperg zu senden. Es mochte eine rührende Scene sein, als die Kerkerthür sich unerwartet aufthat, der Hund hereinsprang und wir beide einander lange umarmt hielten. Das Hundehalten war denn freilich den Staatsgefangenen nicht gestattet, allein das Riekele erklärte sich sogleich zum Herrn des Thieres, und meist kam er doch mitgetrollt, wenn mir das Essen gebracht wurde.

Am 28. Mai wurden die Urtheile des eslinger Gerichtshofs publicirt. Der Privatdocent Hase wurde „als schuldig der frühern Theilnahme an einer hochverrätherischen Verbindung zur Entsetzung von seinem Amte und zu zweijähriger Festungsstrafe mit angemessener Beschäftigung“ verurtheilt. Die andern Strafen schwankten zwischen vier Jahren und zwei Monaten. Von jenem höchsten Maße

wurde Gustav Kolb betroffen, der nachmals über ein Menschenalter der einflußreiche Chefredacteur der „Allgemeinen Zeitung“ gewesen ist. Er hatte alles eingestanden, alles auf sich genommen und doch keinen verrathen.

In den Entscheidungsgründen bin ich durch meine Anteacta als Deputirter auf den Burschentagen zu Dresden und Streitberg und „wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen von Leipzig und Erlangen weggewiesen“, als besonders gefährlich bezeichnet, doch „er ist von der tübinger Behörde sehr gut prädicirt“. Die Zuständigkeit der würtembergischen Gerichte wird dadurch begründet: „daß er förmlich in das würtembergische Staatsbürgerrecht aufgenommen wurde, erhellt nicht; aber das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens hat ihm ausdrücklich die Erlaubniß zum Halten von Vorlesungen in Tübingen ertheilt, also zu öffentlichen Functionen legitimirt, daher ist er allerdings als Staatsbürger zu betrachten.“ Habe hiernach der Angeschuldigte auch nur außerhalb Würtemberg an dem Bunde Antheil gehabt, „so kann er doch, da der Bund den Umsturz auch der würtembergischen Verfassung bezweckte, dafür jetzt und hier gestraft werden“.

Von meiner Behauptung, die revolutionäre Tendenz des Bundes nicht gekannt zu haben, wird versichert, daß dieselbe, wenn sie wahr wäre, „auf Simpelhaftigkeit hindeuten würde“, von der sich doch sonst nicht die geringste Spur finde. Daß ich gleich anfangs einige Artikel verworfen habe und nach der würzburger Versammlung ausgetreten sei, wird als durch sieben Zeugnisse bestätigt anerkannt, allein „hierdurch wird nicht ausgeschlossen, viel-

mehr bestätigt, daß Inculpat früher andere Ansichten hatte". Auch verliere dieser Austritt dadurch seine rechtliche Bedeutung, daß Inculpat fortwährend bei einzelnen Bundesgliedern „das alte Zutrauen genoß und noch in gegenwärtiger Untersuchung Complicen zu nennen hartnäckig verweigerte".

Ich weiß nicht, ob diese Entscheidungsgründe vor jedem Gerichtshofe oder vor einem Geschwornengerichte rechtliche Gültigkeit gehabt hätten, wie denn die deutschen Gerichtshöfe in dieser Sache weit auseinandergehende Sprüche erlassen haben, von Todesurtheilen an, wenn auch keins vollzogen worden ist, in Kurhessen war sogar vom Viertheilen die Rede gewesen, in Nassau neunzehnjährige, in Preußen meist funfzehnjährige Festungsstrafe, in Sachsen vier Jahre Zuchthaus, in Schwarzburg-Rudolstadt drei Monate Hausarrest, in Baiern Aufhebung schon der Generaluntersuchung, Freilassung aller Verhafteten, die Untersuchungskosten, für Unbemittelte auch die Verpflegungskosten, zu Lasten der Staatskasse.

Eine Vertheidigung, ein Rechtsbeistand war uns nicht zugestanden worden, doch hatten wir nun das Recht der Appellation. Da Uhland, zu dem wir gemeinsam das Vertrauen hatten, als Vertheidiger für unzulässig erklärt wurde, auch bei dieser Sache, wo die Ehre selbst vor der bürgerlichen Meinung nicht auf dem Spiele stand, es nur darauf ankam, möglichst bald die Festungsgräben hinter sich zu wissen, so unterwarf ich mich dem Urtheil, und so meines Erinnerns die meisten, um mich sofort an die Gnade des Königs zu wenden. Ich finde das Gesuch „an

den König zu Allerhöchst Eigenen Händen“, infolge der mancherlei Zerstreuung jener Tage doch erst vom 27. Juni datirt, dieses Inhalts:

„Es war vorauszusehen, daß für eine unglückselige Verwickelung, in welche mich eine vielbewegte Zeit und jugendlicher Muth gestürzt hat, die milde Lösung nur durch den freien, menschlich fühlenden Geist des Herrschers kommen kann. Der um Gnade Flehende kann sie nur empfangen als freie Gabe der Huld, aber die Majestät, welche sie gewährt, sucht die Gründe der Gewährung auf dem Gebiete eines höhern Rechts. Mag mir deshalb in so eigenthümlicher Lage verziehen sein, wenn ich, um Gnade bittend, um mein Recht zu bitten scheine, es ist nur das Recht, welches die Gnade allein mir noch gewähren kann.“

„Ein Fremdling kam ich in dieses gastfreundliche Land, die Gnade Ew. Majestät hat es mir zu einer glücklichen Heimat gemacht: ich freue mich, daß auch heute kein Verdacht auf mir lastet, als hätte ich dieser Gnade mich unwerth gemacht. Was geschehen, war vorher geschehen, ich hoffte das auf immer vergessen, als ich die Grenzen dieses Reichs überschritt. Durch mehrfache Zeugnisse ist festgestellt und von meinen Richtern anerkannt, daß ich nach einer halbjährigen Theilnahme an jenem leidigen Bunde demselben noch in Baiern entsagte, im Sommer 1822, ein Jahr vor meiner Ankunft in Würtemberg. Seitdem, wenn selten einmal die frühere Bekanntschaft ein Gespräch mit Mitgliedern veranlaßte, rieth ich ihnen dringend die gänzliche Auflösung. Haben einige derselben auch nachher mir Vertrauen bewiesen, so geschah's, weil dies

auf sittlichem Grunde ruhte, da sie wußten, daß ich nicht zum Verräther geboren bin. Mein Austritt war geschehen zu einer Zeit, als noch keine Gefahr der Entdeckung drohte, also völlig freie That, nicht Folge einer Sinnesänderung, sondern schon in der Bedingung meines Eintritts enthalten, und so viel an mir lag, das Frühere vernichtend. Jedes Verbrechen, das nur im Willen beschlossen, noch keine Folge in der Außenwelt gehabt hat, kann durch denselben Willen zurückgenommen werden, und ist, wenn diese Zurücknahme völlig frei war, den Gesetzen entzogen. Durch den furchtbaren Namen des Hochverraths, den allein unter allen Verbrechen das ältere Criminalrecht als schon vollzogen erkannte, wenn er nur gedacht ist, wurde diese Reue durch die freie That als vergeblich dargestellt. Mir ziemt nicht, nachdem die Untersuchung bis zu diesem Punkte fortgerissen worden und das Urtheil gefällt ist, über die Anwendung des Namens, der selbst der Anklage fremd war, zu streiten. Aber offenbar ist, daß keiner der Angeklagten in diesem Königreich bei einem Studentenunfug an dieses Verbrechen gedacht hat, an das noch im vorigen Sommer niemand dachte, als die Verhaftungen in andern deutschen Staaten schon vollzogen waren. Wenn die Geschichte kaum ein Beispiel kennt von dieser Milde einer Regierung, noch ein halbes Jahr lang diejenigen ungestört in öffentlichen Aemtern zu lassen, welche eines Staatsverbrechens angeklagt sind, das zuletzt ohne das Hinzukommen neuer, wichtiger Entdeckungen als Hochverrath bezeichnet wird: so ist wol ganz ohne Beispiel, daß von sämmtlichen Angeklagten im Falle des

Schuldbewußtseins auch nicht einer an die Flucht dachte. Hätte ich ahnen können, daß aus jener Anklage, die schon im Mai 1824 mir vorgelegt wurde, ein Hochverrathsproceß werden konnte, eine achtmonatliche Untersuchung, fast zur Hälfte in einem schrecklichen Criminalgefängniß zugebracht: so hätte ich wahnsinnig sein müssen, um nicht bei der Gelegenheit eines ganzen Sommers mich dem zu entziehen, da kein Versprechen mich band, und Würtemberg mich nicht einmal requirirt haben würde, denn der Gerichtshof war zweifelhaft über seine Competenz, und sobald ich die Grenze dieses Königreichs überschritt, hörte sie unzweifelhaft für ein Verbrechen auf, das nicht in diesem Lande begangen war. Aber statt auf Flucht zu sinnen, begann ich literarische Unternehmungen mit inländischen Buchhändlern, die auf Jahre hinaus meine Gegenwart mindestens an einem Sammelplatze deutscher Wissenschaft fordern. Sicher also habe ich nicht daran gedacht, einen Hochverrath verschuldet zu haben. Auch objectiv scheint er nicht vorhanden. Die Zuständigkeit des Gerichtshofs wurde dadurch begründet, daß die in Baiern geschlossene Verbindung durch ihr Streben nach einer realen Einheit Deutschlands auch Würtemberg betroffen habe. So willig auch in der Untersuchung zugegeben wurde, daß die Verbündeten am wenigsten an ein Unternehmen gegen dieses Königreich gedacht haben, dennoch die Möglichkeit dieser mittelbaren Beziehung, so ins allgemeine hin betrachtet, mußte ich einräumen. Aber in diesem Falle konnte ich der Theilnahme einer hochverrätherischen Verbindung gegen Würtemberg nicht beschuldigt werden, denn zum Hochver-

rath — wenigstens nach der Erklärung berühmter Criminalisten, und die mir günstigste gilt ja wol vor dem Tribunal der Majestät — gehört die Unterthanspflicht gegen einen Staat. Ich hatte damals eine solche nicht gegen Würtemberg, denn der deutsche Staatenbund, welcher den Bürgern seiner verschiedenen Länder keine andern gegenseitigen Rechte gewährt, als die auch aus einem bloßen Friedenstractat fremder Nationen hervorgehen könnten, kann ihnen auch keine gegenseitigen bürgerlichen Pflichten auflegen, wie ein Bundesstaat sie auflegen würde. Der Buchstabe des Hochverraths, welcher meine thätige Reue nicht in ihrer vollen Wirkung anerkennt, hat mich verurtheilt: derselbe Buchstabe kann mich freisprechen. Im Königreich Baiern wurde mein Vergehen begonnen, in Baiern wieder aufgegeben. Schuldloser als manche Mitschuldige dort erklärt mich jedenfalls mein freier Austritt. Alle in Baiern Angeklagte sind fast zu derselben Zeit frei geworden, als ich in Würtemberg zu zweijähriger Haft verurtheilt wurde. Nicht gern wird Ew. Majestät mich mein Schicksal beklagen lassen, daß das in so vieler Beziehung mir theuer gewordene Vaterland meiner Wahl wenigstens in dieser Beziehung unglücklich gewählt war. Wär's im Alterthum, ich würde das heilige Gastrecht angerufen haben, mich, der arglos in dieses Land kam und schuldlos in demselben lebte, wenigstens frei, wie ich kam, und ungekränkt ziehen zu lassen."

„Meine Bittschrift könnte hier schließen, allein es ist die letzte öffentliche Erklärung, die mir in dieser Sache vergönnt ist, und ein Verbrechen, das ich hier seinem

Thatbestande nach einzuräumen scheine, darf ich nie wieder in der Gesellschaft leugnen. Mag daher meinem Königlichen Herrn gefallen, gnädigst anzuhören, wie ich mich zu diesem Thatbestande in Wahrheit verhalte."

„Ich bin nicht gleichgültig gegen einige Jahre, die man aus der schönsten Jugend mir herausreißt: aber schmerzlicher ist mir, daß mein Name jetzt als eines Demagogen in den Zeitungen herumgezogen wird, und daß, wenn ich künftig, zumal bei einem öffentlichen Charakter, den meine literarische Thätigkeit vielleicht empfängt, jedes revolutionäre Streben verwerfend rein constitutionelle Gesinnungen beweise, dieser Standpunkt als eine heilsame Veränderung angesehen werden könnte, die der Kerkerluft zu danken sei. Es war immer mein Stolz, folgerecht mein Leben durchzuführen, und ich müßte mich verachten, wenn nicht die Vernunft, sondern ein Gefängnißfieber mich von einer entschiedenen Richtung meines Willens bekehrt hätte. Ich bin begeistert für die öffentliche Freiheit, weil in ihr allein sich die Schönheit eines edeln Volkslebens entfaltet, ich war zu Hause im großartigen Volksleben der Griechen und Römer, ehe ich noch bekannt war in meinem Volke und meiner Zeit. Aber eben die Alten, die nicht viel hielten von Demagogen, haben mich gelehrt, daß jede Staatsverfassung einer gewissen Bildung des Volks angemessen sein kann uud insofern gut, überhaupt mit der Form wenig geholfen sei, ohne den belebenden Geist. Sodann überzeugte mich die neuere Geschichte, daß nur in wahrhaft geschichtlicher Entwickelung das Heil der Staaten zu suchen sei, und daß jede gewaltthätige Revolution, ge-

waltsam das Leben eines Staats abbrechend, wenn auch begonnen von den Edelsten, weil diese, noch gewissenhaft in den Mitteln, bald von den Terroristen beseitigt werden, den Staat der Gesetzlosigkeit oder dem Despotismus überliefert. Dieser politische Glaube mußte sich befreunden mit den liberalen Staatsverfassungen, welche durch fürstliche Huld und durch den Geist des Zeitalters begründet worden sind, und wenn auch sie nicht jeden Wunsch erfüllten, doch in ihnen das Mittel hochhalten, auf dem Wege des Gesetzes die noch vermißten Institutionen zu erlangen. Ich brauche kaum zu sagen, daß sich hiermit die Treue zum angestammten Fürstenhause verband, bei den Sachsen gehört diese Anhänglichkeit an den ehrwürdigen Fürsten, den wir einst schon als uns verloren beklagten, ebenso sehr zum Volkscharakter als in diesem Königreiche. Hiervon würden sich in meinen weggenommenen Papieren, und in solchen, die für kein fremdes Auge bestimmt waren, entscheidende Belege gefunden haben, wenn solche Papiere nicht ausschließlich mit dem Zwecke durchsucht würden, die Schuld zu finden, sondern auch die Unschuld zu beglaubigen. Auch liegen zahlreiche Aussagen von Bundesgliedern vor, die als Gegner mich lau und zweideutig nannten, als Freunde mir den steten Widerspruch wider alle gewaltthätige Absichten bezeugen; sie werden in den Entscheidungsgründen unberechtigt mir als bloße Sinnesänderung gedeutet. Durch Charakter und Bildung ein Gegner aller Revolution, bin ich dennoch eine Zeit lang in einer Verbindung gewesen, deren ursprünglich revolutionäre Tendenz mir allerdings nicht unbekannt sein konnte."

Es folgt die wahrheitsgetreue Erzählung der Art meines Eintritts in den Jünglingsbund und mein Austritt mit den nöthigen Beweisen.

„Nach Jahresfrist hatte sich in der Krisis, welche der Abschied von der Universität mit sich zu bringen pflegt, nicht meine Ueberzeugung, aber meine Bestrebung umgestaltet. Ich hatte mich ganz dem Dienste der Kirche und der Wissenschaft geweiht. Da begann die Untersuchung über jenen Bund, und nöthigte mich in eine fremd gewordene Sphäre zurück, wenn ich auch erwartete, daß ein jugendliches Unternehmen, bereits von selbst im Verschwinden, Verzeihung erhalten, und dadurch die allgemeine Versöhnung der Gemüther befördert werden würde, deren unsere Zeit so sehr bedarf. Ich selbst meinte, wenn nur mein früherer Austritt erwiesen wäre, dem Strafgesetze gar nicht verfallen zu sein. Dennoch wurde meine Stellung vor dem polizeilichen Verhör sehr schwierig. Um meinen Austritt zu beweisen, mußte ich die erlanger Bundesgenossen nennen, die ihn bezeugen sollten, diese also, wenn sie sich selbst noch nicht bekannt hatten, verrathen. Dieselbe Forderung war zu fürchten in Bezug auf Theilnehmer in diesem Königreiche. In der Criminaluntersuchung wurden mir sofort erlanger Zeugnisse vorgelegt, die mich anschuldigten, aber auch hinsichtlich des Austritts rechtfertigten. Daher sofort mein Geständniß. Aber in diesem war eine Unwahrheit. Das ist das Unglück solcher Verwickelungen, daß sie uns von der offenen geraden Bahn abziehen, und wenn in den freien Verhältnissen des Lebens uns die Selbstachtung abhält, eine Un=

wahrheit zu sagen, so hat ein billiges Herkommen diese Rücksicht für den peinlich Befragten beseitigt. Ich will nicht entschuldigen, nur erklären. Die Unwahrheit bestand darin, daß ich, statt mein wahres Verhältniß darzulegen, nach welchem ich, und nicht ich allein, ohne revolutionäre Absicht in einer revolutionären Verbindung gewesen war, behauptete, von dieser Tendenz nichts gewußt zu haben. Ich bin zwar durch viele schlaue Fragen bedrängt worden, um meine nothwendige Kenntniß der Sache darzuthun, allein da ausweichende Antworten genug zur Hand waren, hat der Untersuchungsrichter mich weder für überwiesen, noch weniger für verstockt erklären können. Ich konnte als Beweise anführen, zuerst meine gleich anfängliche Verwerfung der bedenklichen Artikel und meinen Vorbehalt des freien Austritts. Denn da mir Verstand und Muth doch nicht gänzlich abzusprechen war, so erschien mein Benehmen unerklärlich, daß ich in einer hochverrätherischen Verbindung die Mittel gescheut hätte, die davon unzertrennlich sind. Noch weniger schien das Verfahren der würzburger Versammlung zu erklären, daß sie durch das Ausscheiden eines nicht vollkommen sichern Bundesgliedes die Gefahr eines Verraths verdoppelt hätte. Nur die Ueberzeugung dieser Versammelten, daß ich der Tendenz des Bundes entgegen sei, und doch fern von jedem Verrath, erklärt dieses Verfahren. Der Beweise, daß ich in dem revolutionären Bunde nie einen revolutionären Willen gehabt habe, war ich sicher. Dennoch die Unwahrscheinlichkeit, daß ich also auch diese revolutionäre Tendenz des Bundes gar nicht gekannt hätte, hat den Gerichtshof zu

meiner Verurtheilung bewogen. Auch mein wahres, jedenfalls seltsames Verhältniß zu diesem Bunde würde geschäftsmäßigen Richtern, die gewohnt sind, über die gemeine Pfiffigkeit von Verbrechern zu urtheilen, unglaublich vorgekommen sein. Mit ganz anderm Vertrauen kann ich die Einsicht in dieses Verhältniß der Majestät vorlegen, die gewohnt ist, das Leben in seinen großartigen Verhältnissen zu übersehen."

„Wegen meiner Entsetzung wage ich keine Bitte. Mein kleines Amt war durch Gelegenheit und Reiz, die es meinem Studium gab, durch die heitere, unabhängige Stellung, die es mir in der Gesellschaft gewährte, und durch die Aussicht, auf jede andere deutsche Universität berufen zu werden, mir von hohem Werth. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß, wenn Rücksichten, die ich ehren muß, nicht gestatten, die Gnade im vollen Maße über mich walten zu lassen, auch jede Milderung in meine Bitte eingeschlossen sei. Möchte Ew. Majestät vor allem den Zusatz «mit angemessener Beschäftigung» von uns nehmen. Nicht die Sache ist's, welche mich drückt, denn ich habe gleich vorausgesetzt, daß die bekannte Billigkeit der Regierung nicht einem Gelehrten angemessen finden werde, was etwa einem Schreiber, sondern der Begriff. Diese angemessene Beschäftigung verletzt nach dem Brauche des Landes die bürgerliche Ehre. In den neuern Gesetzgebungen ist dafür gesorgt, daß der Richter nicht die bürgerliche Ehre verletze, wenn nicht das Gewissen des Schuldigen die Verletzung der sittlichen Ehrbarkeit schon ausgesprochen hat, und ebendeshalb die öffentliche Mei-

nung bereit ist, den Spruch des Richters zu vollziehen. Der Versuch einer Revolution, wenn er von einer Verzweiflung der Privatverhältnisse oder vom Ehrgeize ausgehend, also aus Selbstsucht das Gemeinwesen zu verwirren trachtet, mag innerlich ehrlos machen, auch wenn er glücklich wäre. Von dem ist bei mir, gesetzt, ich sei so schuldig, als der Gerichtshof mich erklärt, keine Spur. Meine Privatverhältnisse waren nicht glänzend, aber erfreulich und hoffnungsvoll. Aus freier Neigung hatte ich einen Stand erwählt, in welchem ich, wenn meine Wünsche dahingingen, zu den höchsten Würden desselben bei gegenwärtiger Lage der Dinge emporsteigen konnte. Eine Umkehrung der öffentlichen Verhältnisse konnte mir zu gar nichts helfen, auch der Uebelwollendste muß zugestehen, daß nur die Liebe zu etwas Allgemeinem, über persönliche Wünsche Erhabenem, mich verführt haben kann. Schwärmer wird die Welt uns nennen, wahrscheinlich an unserm Verstande, an unserm redlichen Willen wird niemand zweifeln. Daher ist hart, durch einen richterlichen Spruch unsere Ehre zu kränken, die wir selbst nicht gekränkt haben, und die Ehre ist eine so zarte Sache, daß diese Verletzung, wenn nicht alsbald vom Quell aller äußern Ehre, von der Majestät hinweggenommen, als ein finsterer Schatten auf unserm Leben liegen würde, und dieser langsame bürgerliche Tod würde wenig milder sein, als wenn ein blutiger Spruch uns rasch in ein anderes Land geschickt hätte, in welchem wir ein wahrhafteres Verhältniß des Innern und Aeußern erwarten durften. Eine ganze Nation würde dann wenigstens Thränen und Achtung für ihre

Jünglinge gehabt haben, und die Geschichte würde unsern Irrthum beklagen."

An meine Schwestern schrieb ich, sobald ich's durch sichere Hand konnte, zu Handen der geängsteten Mutter: „Eine Revolution hab' ich nie gewollt, so wenig als die meisten meiner Gefährten, aber dazu beitragen, daß nach drei Jahrhunderten des Verfalls die politische Größe Deutschlands sich erneue durch Ausbildung eines großen Nationalgeistes. Dergleichen Dinge werden nicht in einem Menschenalter vollbracht. Einige Unvorsichtigkeit, dann wahrscheinlich Verrätherei hat dieses Zwischenspiel herbeigeführt. Ich machte mich von der Form los, die dieses Ende fürchten ließ, aber durch eine Reihe von Verwickelungen war nicht möglich, mich dem allgemeinen Falle zu entziehen ohne Verrath, den wollte ich nicht. Was mir geschehen, geht aus meiner Zeit und aus meinem Charakter mit solcher Nothwendigkeit hervor, daß ich darüber mich so wenig betrüben kann, als daß im Herbste die Blätter fallen, wenn man's auch zuweilen mit Wehmuth ansieht. Aber es ist nicht der Mühe werth, viel Aufhebens davon zu machen."

Die seit acht Monaten verschlossenen Pforten hatten sich uns am 30. Mai aufgethan, und diese Freiheit innerhalb einer kleinen Bergfeste, die nur einen von Gebäuden umschlossenen Hofraum hat, und jenseit der Gebäude von einem Wall umgeben ist, mit der Aussicht weit ins Land hinaus, nach der langen Entbehrung schmeckte sie fast wie volle Freiheit. Die Ketten, an denen wir noch hingen, wurden von jetzt an mit Rosen umwunden. Es war ein

frohes herziges Grüßen der alten Genossen untereinander mit all der Erzählung überstandener Leiden und versuchter Listen. Ich war den meisten persönlich fremd, aber ein gemeinsames Geschick hatte mich zu einem der Ihren gemacht, auch war nicht unbekannt geblieben, daß der Fremde, Ausgetretene sich doch jeder Untreue standhaft verweigert hatte; ich wiederum lernte unter ihnen kernhafte, reichbegabte Individualitäten des schwäbischen Volksstammes kennen und werthhalten. Anfangs lebten wir ein wenig wie Studenten, die eben auf die Universität gekommen wären.

Am nächsten Sonntag gingen wir alle zur Kirche, nach der ich mich, die Orgel aus der Ferne hörend, doch manchmal recht gesehnt hatte. Bei dem Liede: „Befiehl du deine Wege" sind mir die Augen naß geworden; über der Predigt wurden sie wieder trocken. Ich habe nachmals den jungen Pfarrer ermahnt, doch nicht so viel Teufel und Bestien aller Art in seinen Predigten anzubringen; er hielt das aber wegen der Züchtlinge, die auch zur Gemeinde gehörten, für nothwendig.

Noch war das Festungsthor allen Nichteingebürgerten geschlossen. Da geschah's, daß auf die Kunde der Kerkeröffnung die junge Frau des Pfarrers Pezold kam, und sie beide nur über den Festungsgraben hinüber einander sehen und grüßen konnten, was gar rührend anzusehen war. Am nächsten Tage fand der gutmüthige Festungscommandant die Auskunft, daß er, da dies nicht verboten war, Gefangene, wenn ihre Angehörigen kamen, zu ihnen vor

das Thor hinausließ. Die Erlaubniß des freien Verkehrs ließ doch nicht lange auf sich warten, und der Hohenasperg wurde während dieses Sommers ein beliebter Wallfahrtsort.

Der selbstherrschende König hatte keinen Zorn auf uns; er hat sich nachmals gegen Kolb, als der die Macht der „Allgemeinen Zeitung" in seiner Hand trug, persönlich entschuldigt, daß er nur fremdem Drängen nachgeben mußte. Einige unserer Genossen rühmten das Verdienst ihrer Aussagen, die Meinung des Bundes sei gewesen, daß Se. Majestät deutscher Kaiser werde. Meine Ansicht bei aller Sehnsucht nach Kaiser und Reich war jetzt doch schon nach Preußen hingewandt, wie Paul Pfizer, dem ich nah befreundet war, noch einsam in Schwaben diese Nothwendigkeit bereits verkündete. An officiellen übeln Nachreden über uns, besonders zur Abschreckung vor der Burschenschaft, hat es nicht gefehlt. Ich habe als Curiosität ein Blatt der „Königlich privilegirten Stuttgarter Zeitung" vom 13. November 1824 aufbewahrt, darin es heißt: „Unter jene Kategorie verführter und durch Irrlehren exaltirter, immer in größere Verirrungen und Vergehungen gerathener Jünglinge gehören, soviel den Burschentag zu Streitberg betrifft, die beiden Schreiber Sprewitz und Eisenmann, und die Deputirten von Bonge, Hildebrand, Fischer, Hase u. s. w., welche sammt und sonders als geständliche und überführte Mitglieder des geheimen, hochverrätherischen Bundes im Criminalgefängnisse den richterlichen Spruch erwarten, und anerkannt haben, hauptsächlich durch die Burschenschaft zu einem so schweren

Verbrechen verleitet zu sein, und daher ihre Theilnahme an derselben reuevoll verwünschen."

Dieses nur ein Nachklang der „Amtlichen Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft", welche mit dem preußischen Wappen als „auf ausdrücklichen hohen Befehl den 1. October 1824", doch namen- und ortlos erschienen, vor der Burschenschaft warnt, als welche von lasterhaften nichtswürdigen Verbrechern, unter denen auch mein Name prangte, angezettelt, und als blindes, willenloses Werkzeug zu empörenden Zwecken gebraucht werde, alle Anhänglichkeit an Fürst, Vaterland, Verfassung auszurotten, und die schwärzesten Laster, selbst Meuchelmord zu empfehlen, wie dieses alles actenmäßig feststehe. Daher die akademische Jugend den ernsten Willen der Regierung, eine Gesellschaft, die so lasterhafte Grundsätze hegt, auszurotten, in tiefster Dankbarkeit zu verehren habe. Mit dem erbaulichen, schön stilisirten Schlusse: „Unfehlbar, dies ist mit Bestimmtheit vorauszusetzen, wird durch die gegenwärtigen Mittheilungen belehrt, jeder, dem seine innere Ruhe, sein jetziges und künftiges Geschick, seine eigene Ehre und das Glück seiner Angehörigen am Herzen liegt, der sich des Anspruchs auf treue und gesetzmäßige Gesinnungen, auf Gehorsam gegen das Gesetz und auf Anhänglichkeit an König und Vaterland und auf die nur darauf gegründete öffentliche Achtung werth machen will, von jetzt an nicht nur der Burschenschaft gänzlich entsagen, sondern auch alles vermeiden, was ihn in den Verdacht bringen könnte, noch in einem nahen oder fernen

Zusammenhange mit ihr zu stehen, oder ihren Grundsätzen noch anzuhängen.“

Wenigstens in Würtemberg fand das nicht viel Glauben. Das Landvolk nannte uns zwar die Gogs auf dem Aschperg, als seien die Zeiten des Gog und Magog schon gekommen, aber vielfach erhielten wir Zeichen der Theilnahme und Achtung, wenn die auch zunächst den Persönlichkeiten der Verurtheilten galten, die werthgehalten waren in ihren Kreisen, meist auch angesehenen Familien des Landes angehörten. Mir, dem das abging, kamen anhängliche Zuhörer und das „Testament des Alten Pfarrers“ zugute.

Unter unsern Gästen war uns vornehmlich werth der Procurator D. Schott, auf dem Landtage seit Jahren der Führer von Sr. Majestät getreuester Opposition, ein Mann des Gesetzes, der den Bund nichts weniger als billigte, auch einigen Anstoß nahm an dem begonnenen lustigen Leben, da uns vielmehr hinsichtlich dessen, was wir gethan und was wir erlitten, ein wehmüthiger Ernst wohl anstehen würde: aber er hielt auf die Persönlichkeiten, mit ihm kam Frau Schott, die echte schwäbische Hausfrau, und ihre älteste Tochter, Liddi, das liebliche Schwabenkind, nachmals mit Römer, dem Kammerpräsidenten und Minister, vermählt. Ich weiß nicht mehr auf Anlaß welcher Neckerei es geschah, daß sie mir jeden Sonnabend eine delicate runde Magenwurst schickten, ganz in Blumen versteckt, welche die „Venus in Rosen“ genannt wurde und sich auch andern Freunden hold erzeigte.

Nicht selten kamen Schwestern und Bräute. Die Gemüthlichkeit des schwäbischen Volkscharakters habe ich erst damals recht empfunden. Kolb war auf ähnliche Weise wie ich aus dem noch unausgesprochenen Glück einer tiefen Neigung hinweggerissen worden. Er hatte darüber, als die Festung noch ganz verschlossen war, an Frau Schott schmerzlich geschrieben als von etwas ihm auf immer Verlorenen. Die hatte den Brief der jungen Dame gezeigt, welche sogleich erklärte, unter diesen Umständen gebühre ihr der erste Schritt, was auch komme, sie werde Kolb ewig treu sein, und wir empfingen seinerzeit mit großen Ehren „die Braut des Hochverräthers“. Ich muß freilich hinzufügen, bei aller Verherrlichung des schwäbischen Mädchencharakters, daß diese schöne Dame während der langen Gefangenschaft unsers Kolb sich's doch anders überlegt und einen andern geheirathet hat.

Meine und meines Rhno Freundschaft zum Riekele, die für eine nicht schöne Fornarina nicht ohne Grazie und voll Güte war, blieb unverändert, obwol ich die ihre zu theilen hatte mit einem dicken Oberlieutenant und mit einer dritten Person, von der mir nur noch in Erinnerung ist, daß wir ihn scherzhaft den Volksfreund nannten. Sie sagte einmal: „I han drei Liebhaber, der Eine will nimmer heirathen, der Zweite spricht, er sei ein Weiberfeind, und der Dritte treibt gar nur Possen.“ Ich hatte die Ehre dieser Dritte zu sein, habe manchen Schoppen kühlen Neckarweins im Bäckerhause getrunken, und das süßklingende „Hascht mi li—eb?“ nur als Probe echt schwäbischen Klanges aus ihrem Munde vernommen. Als ich nach

Jahren die Rundreise schwäbischer Erinnerungen machte, erfuhr ich zu meiner Freude, freilich nur so äußerlich hin, daß Riekele doch den wackern Oberlieutenant, der Hauptmann geworden war, bekehrt und geheirathet hatte.

Die Regierung gab, nebst Wohnung und Bett, jetzt täglich für jeden von uns 18 Kreuzer, für welche das gemeinsame kräftige Mittagsessen bestritten wurde. Unter den Liberalen im Lande kam die hübsche Mode auf, uns Fässer Wein zu schicken, wir hatten mitunter einen guten Vorrath im Keller. Während des Winters war in der Nähe des Bäckerhauses ein Stück der Kasematten unter dem Wall eingestürzt, wodurch sich eine weite Grotte gebildet hatte, die Räuberhöhle genannt. Hier, wo der Bäcker seine Mehlsäcke stehen hatte, bei dem heißen Sommer saßen wir gern nachmittags in der Kühle, dann wurde ein Faß heraufgeholt, waren besonders werthe Gäste da, mit einem Eichenkranz umwunden, und munter gezecht. Hier hat auch Rödinger, der in Jena studirt und ein gutes Heft von Luden's „Geschichte der französischen Revolution" mitgebracht hatte, von einem Mehlsacke aus diese Geschichte einem aufmerksamen Auditorium vorgetragen. Die jüngern Offiziere der Garnison schlossen sich an, mit den ältern standen wir doch in gutem Vernehmen. Abends, wo um 10 Uhr jedes Licht in der Festung gelöscht werden mußte, wenn wir noch plaudernd und zechend beisammensaßen, kam uns die Stunde mitunter unbequem, und da nur die Uhr über dem Thor die Zeit auf dem Hohenasperg repräsentirte, hat sich zuweilen einer hinaufgeschlichen und den Zeiger ein wenig zurückgestellt, worüber

sich nur die Schildwachen beklagten, daß die Stunde so lange währe.

Auch ein Trauerfest haben wir gehalten. Hauf war in den Armen seiner Familie gestorben. Gegen Abend schlossen wir in der Mitte des Festungshofs einen Kreis, in der Ferne stand das Militär und die andern Bewohner der Festung, wir sangen ein dazu gedichtetes Lied, dessen Anfang mir nur geblieben ist:

Hinunter ist der Sonnenschein
Von deinem jungen Leben!

Dann hielt Kolb die Trauerrede über dieses junge, in so düsterm Gewölk untergegangene und doch innerlich schöne Leben.

Gegen andere Festungsgenossen bildeten wir eine Aristokratie, gänzlich ausschließend gegen einige Beamte, die hier waren wegen Veruntreuung. Ein ältlicher Herr, der, als Katholik nur von Tisch und Bett seit Jahren geschieden, wegen Ehebruchs zu vier Monaten Festungshaft verurtheilt war, wurde nothdürftig zugelassen, und der wilde Tafel berechnete ihm, wie viel Ehebrüche man begehen könne statt eines Hochverraths, denn dieser ernste und furchtbare Name war damals auf Hohenasperg allerdings zum Gespötte geworden. Uebrigens hatte man Gelegenheit, gegen die Namen von Verbrechen mild zu werden. Wir erhielten je vier einen Diener aus den Sträflingen des Zuchthauses. Da habe ich nacheinander einen Deserteur, einen Räuber und einen Todtschläger zu meinen Diensten gehabt. Der Deserteur war aus Heimweh durch-

gegangen, der Räuber wollte wenigstens nur eine französische Kriegskasse weggenommen haben, der Todtschläger war nachts von seinem Mädchen kommend von einem Nebenbuhler angefallen worden, freilich nur mit dem Stocke, gegen den er sein Taschenmesser zu tief gebraucht hatte; alle drei schienen gutmüthige Menschen zu sein. Auch machte ich die Bekanntschaft eines alten Mannes mit langem weißen Barte, der als Volontär im Zuchthause lebte. Er war als Separatist unter dem vorigen Könige, dem Dicken, dahingebracht worden, und nach des Königs Tode freigelassen, war er hier geblieben, da er niemand mehr draußen in der Welt habe. Er sprach meist in Bibelsprüchen. Er hat mir erzählt, wie er anfangs gezwungen werden sollte dem antichristlichen Gottesdienste beizuwohnen. In die Kirche habe man ihn getragen. Das hab' er ertragen müssen, als aber der Pfarrer auf der Kanzel anhob, rief er: „Schweig du stummer Hund!" Da sei er zwar geschlagen, doch fortan mit solcher satanischen Zumuthung verschont worden. Er erwartete, was so viele damals in Würtemberg nach des alten, frommen Bengel Berechnung erwarteten, daß im Jahre 1836 unser Herr Christus in sichtbarer Herrlichkeit wiederkommen und in seinem tausendjährigen Reiche ihm tausendfachen Lohn spenden werde.

Jener wilde Tafel, der einer der ersten Rechtsanwalte von Würtemberg geworden ist, führte sehr bezeichnend seinen Beinamen zur Unterscheidung seiner drei Brüder, die nicht minder bezeichnend unterschieden wurden als der wüschte, der schöne und der fromme Tafel, letzterer der

Swedenborgianer, Bibliothekar der Universität Tübingen. Am übelsten befand sich damals unser Untersuchungsrichter, der wegen allerlei Nebenuntersuchungen noch einige Zeit auf der Festung verweilen mußte. Die Offiziere wollten nichts von ihm wissen und die Unsern verfolgten ihn mit allerlei losen Reden. Tafel sagte einmal im Wirthshause zu ihm sehr freundlich: „Nun, Herr von Prieser, Sie haben uns ans Messer geliefert, Sie werden dafür gewiß eine rechte Carrière machen.“ Er selbst hat mir geklagt, da ich ihn doch immer höflich behandelte, er könne gar nicht mehr an einen öffentlichen Ort kommen, so übel werde ihm mitgespielt. Dagegen wußte ich auch keinen Trost, doch hat er wirklich die Carrière gemacht, und ist in dem langen Jahrzehnte der Reaction Justizminister gewesen.

Rödinger, an dem sich bereits der bedeutende Rechtsanwalt spürte, wurde der Rathgeber des Festungscommandanten in einem wichtigen Civilprocesse desselben. Mir trug derselbe an, die Erziehung seines zehnjährigen Sohnes zu übernehmen. Ich erschrak ein wenig, daß ich nun doch noch Hofmeister werden sollte, indeß war solches Vertrauen nicht wohl abzulehnen, und ich hoffte, wenn's sein müßte, auch den Verstand dazu und die Liebe zu dem netten Bürschchen zu gewinnen; nur rieth ich, da ich die Gnade des Königs anzurufen gedenke, den Erfolg erst abzuwarten, womit sich der Commandant denn auch zufrieden gab. Sein Verlangen war wol dadurch veranlaßt, daß noch während der Untersuchung der Kriegsminister, General von Hügel, ein Zeugniß von mir verlangte über einen wunderlichen Gesellen, der zum Lehrer seiner Kinder

empfohlen und, nicht ohne einiges Bedenken angenommen, sich auf mich berufen hatte. Der General hat bei einer Inspicirung der Festung sich lange mit mir unterhalten, und ich erfreute mich an dem stattlichen selbstbewußten Manne, dem man die Erfahrung eines langen geschichtlichen Lebens anhörte wie ansah. Nach dieser Besprechung hat er am nächsten Tage mir seine beiden Söhne, liebe Jungen, sammt dem Hofmeister gesandt, ich habe sie geprüft in Deutsch und Latein, Geschichte und Religion, und über dieses mein einziges pädagogisches Unternehmen einen ausführlichen Bericht abgestattet. Mit dem Festungscommandanten und seiner Familie bildete sich infolge jenes Antrags ein freundliches Verhältniß. Er machte sein Herrenrecht nur geltend, wenn er nöthigend noch ein Glas Wein zu trinken etwa sagte: „Etwas muß ich doch als Commandant zu befehlen haben.“ Zuweilen saßen wir in der Laube seines Gartens im Festungsgraben mit seiner Tochter Sophie, der Wunderblume des Hohenasperg, die auch unter unserm Schicksal gelitten hatte, denn während des Winters war eine Zeit lang der Verschluß der Festung so streng gewesen, daß selbst ihr Verlobter, ein Offizier der ludwigsburger Garnison, nicht eingelassen wurde.

Während der einsamen Haft hatte ich große Sehnsucht ein Büchle zu schreiben, „Morgenträume eines Gefangenen“, die minder traurig als Silvio Pellico’s Gefängniß-Elegien, auch nicht aus so trostloser Lage, einen befreundeten Gegensatz zu Schleiermacher’s „Monologen“ bezeichnet haben würden. Als ich endlich die liebe

Feder wieder frei in der Hand hatte, da konnte ich jene Stimmung nicht wieder finden, und schrieb vielmehr in einem Zuge „Die Proselyten“. Zu Grunde liegt die Volkssage, daß zwei Brüder, ich nahm an aus gemischter Ehe, der eine katholisch, der andere protestantisch erzogen, sich gegenseitig zu bekehren suchen, und beiden gelingt das so gut, daß der Katholik protestantisch, der Protestant katholisch wird. Das erscheint in seiner Aeußerlichkeit als ein Scherz und ein Spott auf das Proselytenwesen, doch liegt nach der Art deutscher Volkssage in der Tiefe schon jener Ernst und Schmerz, dessen tragische Bedeutung ich zur Anschauung bringen wollte. Die Briefe beider Brüder aneinander enthalten enthusiastische Schilderungen hier des Katholicismus, dort des Protestantismus, und in jenen hatte ich mich wenigstens so hineingedichtet, daß ein katholisches Journal einen besondern Abdruck der katholischen Briefe als eine glänzende Apologie der katholischen Kirche veranstaltete. Manches Unnöthige, das mich aus dem Stilleben und der Lektüre des Kerkers noch lebhaft beschäftigte, ist eingemischt. Der Buchhändler Frankh zahlte mir als Honorar dafür sofort 100 Gulden, die ich gerade brauchte, doch sind die „Proselyten“ erst 1827 erschienen*), aber namenlos, um wirklich unbestimmt zu lassen, aus welcher Kirche sie stammten; und da bald nachher ein Buch desselben Titels vom Generalsuperintendenten Bretschneider, einem damals sehr populären Autor und von voller protestantischer Parteilichkeit getragen, Aufsehen

*) Zweite Auflage, Leipzig 1830.

machte, sind meine „Proselyten“ wol früh vergessen worden. Sie enthalten doch schon die Grundlage meiner „Polemik“, und sind in heiterster, fast übermüthiger Stimmung geschrieben.

In diesen Tagen ging ich einmal gegen Abend durch den dunkeln Gang des Hauses, in welchem ich jetzt wohnte, und bedachte bei mir spielend mit den Gedanken, ist's doch wie nach der Sintflut: die Wasser verlaufen allmählich, die ausgesandte Taube kehrt heim mit dem Oelblatte, da fehlt nur noch der Regenbogen. Indem trat ich auf den Wall heraus, und siehe, weithin ist ein Regenbogen ausgespannt! Ich wußte freilich, wie ein Regenbogen entsteht, und daß der nicht meinethalb dastand, doch hab' ich in froher Ueberraschung die Arme nach ihm ausgebreitet als ein Pfand des Friedens und der Hoffnung.

Ich hatte damals als Stubengenossen Franz Gräter, einen genialen Mediciner, aber wie kein anderer unter uns schon vor dieser Verhaftung aus der bürgerlichen Bahn herausgeworfen und verwildert, er hatte auch ein Stück wirkliche Revolution in Piemont mitgemacht. Im Bett hielt er nicht selten Anreden, bewegliche Ermahnungen an sich, mitunter auch an den lieben Gott, voll des keckften Humors. Doch wünschte ich ein Heimwesen für mich allein. Auf dem Wall, auf dem Vorsprung einer Bastion stand ein Gartenhäuschen, das ich durch eine glückliche Unterhandlung um ein weniges miethete. Die einander gegenüberstehenden Fenster hatten eine gleich reizende Aussicht, sodaß, wenn ich am Tische saß, und über das Buch weg in die Aussicht vor mir die Augen eintauchte, ich zu-

gleich im Spiegel das weite Land bis zur Rauhen Alb hinter mir sah. Hier mich seßhaft zu machen war große Freude, und ich sagte: „Lieber Gott, solange du mich gesund und ohne angemessene Beschäftigung in diesem Häuschen erhältst, sei's kurz oder lang, sollst du nur ein freundliches Gesicht an mir sehen."

Nach rascher Vollendung der „Proselyten" hatte ich mich auf die Dogmatik geworfen, auch die nöthigsten Bücher aus Stuttgart dazu erhalten. Wieder möglichst mit der Sonne aufstehend habe ich da insgemein bis zum Mittag mit Ernst und Lust gearbeitet. Ich hatte seine Art bedenkend an Osiander geschrieben, ob er vielleicht jetzt, da wenig Hoffnung sei, darüber Vorlesungen zu halten, bedenklich geworden, dieses dogmatische Lehrbuch zu verlegen? Er hat dies bejaht, und die Metzler'sche Buchhandlung übernahm sogleich den Verlag, ich verstand mich damals noch nicht auf Honorar, den Bogen für 11 Gulden, und so für jede künftige Auflage. Als sich eine andere Ansicht dieser Dinge gebildet hatte, habe ich die zweite Auflage, um frei über sie zu verfügen, mit einer größern Summe loskaufen müssen, als ich für die erste erhalten hatte; und doch war auch das eine Gefälligkeit des durchaus ehrenwerthen Verlegers. Daß ich nicht gleichzeitig das „Leben Jesu" herausgeben konnte, war mir doch klar geworden, auch stiegen mir Bedenken auf gegen die Reife dieser Arbeit, daher bat ich den alten Freiherrn Cotta, mich von dem desfalligen Vertrage zu entbinden, und er war natürlich dazu ebenso bereit, als er mir vorher denselben bewilligt hatte.

Ich saß am Morgen des 8. August recht traulich vor meiner Dogmatik, als der Platzadjutant rasch mit dem Worte eintrat: „Sie sind frei!“ Der süße Name der Freiheit zuckte mir durchs Herz. Das war die Antwort des Königs. Doch, wol von seinen Ministern etwas bitter verclausulirt: ich solle das Königreich verlassen, Stuttgart und Tübingen nicht berühren, mich nach meiner Heimat verfügen. Mit mir wurde damals nur Bardili frei, der Sohn des Philosophen, ein unter trockenem Aussehen gedanken- und poesievoller Mensch, er im Zorn über das Vaterland, um sofort nach Amerika auszuwandern.

Ich war doch schon zu eingewachsen in Schwaben, als daß dieser erzwungene Abschied mir nicht nahe gegangen wäre. Indeß die Freiheit ist ein unendliches Gut. Der Commandant war einverstanden, daß vorläufig der Hohenasperg noch meine heimische Stätte bleibe, während ich mein Haus bestellen und Abschied nehmen wolle in der Nähe von Stuttgart und Tübingen. Am nächsten Morgen machte ich mich auf. Als ich durch den Wald kam, die Sonne durch das dunkle Grün spielte und die Vögel zwitscherten, schlug mir das Herz doch recht froh im Gefühle der Freiheit. Ich blieb in Cannstadt, wohin die stuttgarter Freunde kamen, gegen Abend auch die Freundinnen. Am nächsten Tage ging's auf Tübingen zu, mein Hauptquartier schlug ich in dem benachbarten Lustenau auf. Da haben alte Zuhörer und Collegen mich besucht, sie hatten mich nicht vergessen. Abends ging ich mit herein, aß in befreundeter Familie, und indem wir's deuteten, daß die Häuser vor dem Thore genau genommen nicht Tübingen

wären, bestellte ich mein Nachtquartier in der alten Wohnung, und als ich gegen Mitternacht zu Hause kam, war mir's als sei die Zwischenzeit nur ein wunderlicher Traum und alles noch beim Alten. Der Kanzler hatte mir sagen lassen, daß er am nächsten Tage mich gern in Niedernau sehen würde, einem Lust- und Badeort oberhalb des Neckar, auch seine Tochter hatte ihren Gruß hinzugethan. So ritt ich dahin. Er machte mir Vorwürfe, daß ich, wohl bekannt, wie gut er's mit mir meinte, ihm nicht gleich anfangs alles aufrichtig gesagt habe, da hätte sich vieles abwenden lassen; doch ließ er auch die Schwierigkeit meiner damaligen Lage gelten. Mit Paulinen scherzte und tanzte ich wieder. Ich habe dann den Wagen begleitet, und als ich an der Neckarbrücke Abschied nahm mit den Worten: „So habe ich zum letztenmal ein akademisches Amt verwaltet, indem ich dem Kanzler vorgeritten bin", war seine freundliche Antwort: „Sie können ja noch mein Nachfolger werden." So hoch gingen meine Gedanken nicht, doch dachte ich: sie haben mich nun von drei Universitäten fortgejagt: sie sollen mich dafür auf drei berufen; was denn auch in nicht gar zu langer Zeit geschehen ist.

Noch hatte ich die nicht gesehen, die ich am liebsten sehen wollte, und geradezu ihren Vater als den obersten Gerichtsbeamten zu besuchen, schien doch bei dem königlichen Verbote von Tübingen ungeziemend. Der nächste letzte Abend war schon versagt. Ich bat also mein Hausfräulein, Lotte von Forstner, Julien zum Kaffee einzuladen. Sie hat das gethan, aber in ihrer Gewissenhaftigkeit nicht ohne

Vater und Mutter in Kenntniß zu setzen, von wem der Wunsch ausgehe, und diese haben die Bedingung gestellt, daß auch andere Damen unserer Freundschaft dabei wären; also das anmuthige Minele und Pauline Autenrieth. Es waren Stunden in schöner Erinnerung und zarter Andeutung, das in der Kerkernacht lang Ersehnte zur Wirklichkeit geworden, im muntersten Scherze, und doch auch in der Wehmuth nahen Abschieds. Die holden Freundinnen hätte ich diesmal missen können, doch hatte ich auch kein Recht und nicht den Willen, jetzt als ein Heimatloser und Verbannter Julien an mich zu reißen. So schieden wir mit einem vorjährigen Scherzworte: „Gegessen ist der letzte Bissen des Gefühls." Meine Absicht war, da wir sämmtlich miteinander Stammbuchblätter zu wechseln versprochen hatten, das meine in verhüllter, und doch ihr sicher verständlicher Liebe so zu schreiben, daß sie in das ihre, wär's auch nur das leiseste Pfand ihrer Gewährung legen konnte, und legen mußte, wenn sie's wollte.

Als ich auf den Festungsberg zurückkam, sprach's mich so heimlich an, das Losreißen von Schwaben erschien so traurig, daß ich auf den Einfall gerieth, noch bis zum Frühlinge als ein Freiwilliger wie der alte Pietist zu bleiben, die Dogmatik hier zu vollenden und in Stuttgart drucken zu lassen. Stellte sonach dieses Gesuch an das Justizministerium: hier, wo ich einmal die dazu nöthigen Bücher zusammengebracht habe in friedlicher Abgeschlossenheit von der Welt ein begonnenes wissenschaftliches Werk vollenden zu dürfen. Das Ministerium, das sich dessen wol verwundern mochte, antwortete: da es einem wissen-

schaftlichen Zwecke gelte, wolle es mir nicht entgegen sein, indeß würde ich dann für diese Zeit mich wieder als Staatsgefangenen betrachten müssen. Das schien mir doch ein Verrath an der Freiheit, mir freiwillig das Festungsthor wieder verschließen zu lassen, durch das ich jetzt täglich ins Freie wanderte, bald um mit einem Buche mich in den Wald zu legen, bald hübsche Gäste ein Stück Weges begleitend.

Der tübinger Plan misglückte, indem die Stammbuchsblätter früher auf dem Hohenasperg anlangten, als das Meine abgegangen war. Ich suchte bei Absendung desselben eine Wiederherstellung zu bewirken, indem ich dem Minele heuchelte, Juliens Blatt sei mir durch einen Unfall unleserlich geworden, sie möge dieselbe doch bestimmen, mir ein anderes zu schreiben. Sie konnte das nicht misverstehen, aber sie kehrte nur das Trotzköpfchen heraus und ließ mir sagen, wenn ihr Blatt mir werth gewesen wäre, würde ich's besser bewahrt haben. So war auch dieses unsichtbare Band mir zerrissen. Ich mußte doch später mein Geschick ihr gegenüber für naturgemäß halten. Sie hatte eine seltene Leichtigkeit, das Leben wie ein zierliches Spiel zu behandeln. Auch ich mochte gern einen Kranz über den tiefen Ernst des Lebens hängen und Blumen in seine Abgründe werfen. Das hatte uns zusammengeführt, wir würden, wär' ich unter ruhigen Verhältnissen in Würtemberg geblieben, ein heiteres, wol auch beglücktes Paar geworden sein; dem Sturme des Schicksals war unser leichtgeschürzter Bund nicht gewachsen. Doch haben ihr noch lange meine Gefühle gehört, und immer wollten sich

die schwäbischen Erinnerungen in diesem lieblichen Bilde zusammenfassen.

Mein Abzug wurde dadurch noch etwas beschleunigt, daß der Hofmeister der Hügel'schen Kinder die Erlaubniß erhalten hatte, mit denselben seine Vaterstadt Nürnberg zu besuchen, und so lud er mich ein, bis dahin heimwärts von Ludwigsburg aus die Fahrt mitzumachen. Der Commandant schickte eine Ordonnanz nach Stuttgart, um meinen Paß zu beschleunigen, und ich erhielt ihn ohne Liquidation der Gerichts- und Atzungskosten, die von den andern gefordert worden sind. So hatte ich fast ein Jahr auf Kosten des Königs gelebt, und habe auch das ihm Dank gewußt.

An meiner Gesinnung hatte sich in diesem Jahre nichts gebessert, eine Erfahrung über meine sittliche Kraft hatte ich gemacht, viele Freundlichkeit Gottes und guter Menschen hatte ich erfahren. Frau Schott und Liddi haben mir zum Abschied in schwäbischer Häuslichkeit vier Hemden genäht, und ich habe sie stets in dankbarem Andenken angezogen, bis sie zerrissen waren. Dem Burgfräulein Sophie verehrte ich ein feingebundenes Exemplar vom „Testament des Alten Pfarrers" als Zeichen des Dankes für die edle Gastfreundschaft ihres Vaters, des Obersten Freiherrn von Kechler. Es war schon gegen Abend am letzten August, denn ich hatte blos bis Ludwigsburg zu gehen. Zum letztenmal trank ich den kühlen Wein, den das Riekele aus dem Keller geholt hatte, und schloß zum erstenmal das weinende Mädchen in meine Arme. Am Thor schied ich von den treuen Genossen. Zunächst

hörte ich ein paar Stimmen hinter mir her singen, was Rödinger ein altes Volkslied parodirend mir oft vorgesungen hatte:

Ich armer Haas wie bin ich blaß!
Ich geh' dem Bauer nicht mehr ins Gras.
Ich hab's bezahlt mit meiner Haut!
Ich komm' den Schwaben nicht wieder ins Kraut.

Dann aber winkten vom Walle ihre Tücher und es schallte feierlich herab:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!

Ich ging der Freiheit entgegen, und doch wurden mir die Augen naß.

Siebentes Kapitel.

Der sächsische junge Gelehrte.

September 1825 bis August 1829.

Im leichten offenen Wagen mit den prächtigen Jungen des würtembergischen Kriegsobersten ging es rasch über die schwäbischen Hügel nach Nürnberg. Dann weiter zu Fuß bei lieben Stätten und Menschen einkehrend. Auf der sächsischen Grenze in Plauen empfing mich die Nachricht vom Tode des Vater Dienemann, und noch einmal kam ich mir verwaist vor. Es ist nicht eben leicht heimzukehren, statt mit wohlerworbenen Gütern, bestraft als wegen eines Verbrechens, entsetzt, landesverwiesen; doch hat mich's niemand empfinden lassen. Als ich zuerst meine Schwester Karoline traf, lachte und weinte sie. Tante Fritzchen hatte sich eine neue Haube angeschafft, um wie sie sagte den Doctor würdig zu empfangen. Die Mutter hatte mein Bild, eine kleine Zeichnung, von einem der Genossen auf Hohenasperg gemacht und von da ihr geschickt, mit einem Zweige ihres wohlgepflegten Myrthen-

stockes bekränzt. Als sie so lange von mir nichts gehört hatten, denn ich wollte nicht aus dem Elend heraus einen beaufsichtigten Brief schreiben und hoffte noch immer auf eine vorläufige Freilassung, hatten sich die Schwestern an Lotte von Forstner gewandt, die sie aus frühern Briefen als meine vertraute Hausgenossin kannten. Diese hat einigemal tröstlich geantwortet, insbesondere ihnen von der Theilnahme erzählt, mit der man in Tübingen mein Geschick betrachte.

Es war gleich meine Absicht, in Dresden mein Lager aufzuschlagen, ungefähr aus demselben Grunde, aus welchem alles Pensionirte und Emeritirte in Sachsen sich dahinzieht, um in bescheidener Lage doch die Gaben einer großen Stadt zu genießen, und das schien nach dem einsamen Gefängnißwinter mir sehr zuträglich; dann auch weil ich hoffen konnte, allmählich im persönlichen Zusammentreffen mit den höchsten Behörden meinen wenig verdienten demagogischen Ruf weit eher los zu werden, als wenn ich mich sofort wieder auf eine Universität wagte.

Aus der königlichen Bibliothek konnte ich die ältere theologische Literatur reichlich nach Hause bekommen, die wurde dort nicht viel verlangt. Diesen Herbst und Winter habe ich ganz mit, in, auch von der Dogmatik gelebt, denn die stuttgarter Verlagshandlung stellte mir das Honorar zur Verfügung, und gestattete den Druck des Buchs in Dresden. Hierdurch verfiel es nach damaligem Gesetze der Censur des Oberhofpredigers von Ammon. Er hatte mich wieder wohlwollend empfangen, über die Ausübung seiner Censur geriethen wir bald in Streit. Man setzt

voraus, daß zu dieser Zeit im protestantischen Deutschland der Rationalismus herrschte: doch im Königreich Sachsen hatte man nie aufgehört, eine wenn auch sehr gebrechlich gewordene Orthodoxie von oben zu begünstigen. Ammon war ein geistvoller Redner und dem ein vielseitiges Wissen jeden Augenblick zu Gebote stand. Er war scharfsinnig, um von dem, was er wünschte, daß es wahr sei, sich selbst jederzeit zu überzeugen; ein fester Charakter war er nicht. Als ich einmal zur Rettung einer von ihm gestrichenen Stelle mich auf das Recht protestantischer Wissenschaft und auf seine eigenen frühern Schriften berief, kam er auf die Auskunft: „Setzen Sie's in die Noten, die werden von den Excellenzen, welche so viel urtheilen und so wenig verstehen, nicht gelesen." Da er zu seiner Bequemlichkeit nicht die Handschrift, sondern erst die Correcturbogen las, ließ er auch geschehen oder übersah, daß ich die gestrichenen Stellen leer ließ, und so meinem Buche diese Wundmale der Censur blieben, die, unerhört in einem rein wissenschaftlichen Werke, nicht geringe Verwunderung erregten. Er schrieb unter mein Schlußurtheil über die altkirchliche Versöhnungslehre: „Diese unbiblische und unsymbolische Ansicht hat der Herr Verfasser selbst zu vertreten. Das imprimatur gilt daher der Freiheit des Ideenaustausches, nicht der Wahrheit der Gedanken." So war er endlich auf das Rechte gekommen, wie sich das von selbst verstand. Seine spätern Schriften, als die Episode einer etwas freiern Zeit in Sachsen angebrochen war, das „Christenthum als Weltreligion" und das „Leben Jesu", von denen Pastor Stephan sagte: „Das Christenthum

liegt in Dresden auf dem Paradebette!" hätten nach seiner damaligen Censur weit größere Censurlücken bekommen als meine arme Dogmatik. Doch ist er durch diese Händel mir nicht entfremdet worden, sondern immer gütig für mich geblieben. Macht und Recht der Censur stand damals so fest in den sächsischen Köpfen, daß selbst der Setzer meiner Dogmatik einmal auf dem Correcturbogen bemerkte: „Diese Stelle wird die Censur wol nicht passiren."

Ich war schon einige Monate in Dresden, als ich einen Befehl des Polizeipräsidenten erhielt, binnen acht Tagen die Residenz zu verlassen und mich in meine Heimat zu begeben. Man hatte wol jetzt erst mein stilles Dasein bemerkt. Vergebens stellte ich persönlich vor, wie unnöthig hart dieses Verfahren mich treffe, vergebens legte ich nachfolgendes Zeugniß vor, das, bei meinem Abschied aus Würtemberg vom Senat der Universität erbeten, vom Rector und vom Kanzler als Regierungsbevollmächtigten unterzeichnet ist:

„Herr Doctor der Theologie, Carl Hase aus Penig im Königreich Sachsen, welcher vom Herbst 1823 bis dahin 1824 an der hiesigen Universität als Privatdocent Vorlesungen über theologische Lehrfächer gehalten hat, aber entlassen und zwar mit weiterer Strafe verschont in sein Vaterland verwiesen worden ist, weil er laut eines königlichen Rescripts an den Senat theil an der strafbaren burschenschaftlichen politischen Verbindung gehabt hatte, von welcher er übrigens vor ihrer Entdeckung von selbst wieder abgestanden war, hat während dieses Zeitraums in Tübingen keinen Verdacht mehr auf sich geladen, daß

er an politischen Schwärmereien der Universitätsjugend weitern Antheil nehme oder auf irgendeine Art sie unterstütze. Soweit den unterzeichneten Behörden bekannt geworden ist, hat auch die von seiten der Regierung angeordnete Untersuchung gefunden, daß Herr Doctor Hase an jener Verbindung nur Antheil nahm, ehe er nach Tübingen kam. Hier hat derselbe im Gegentheile als Privatdocent achtungswerthe Beweise seiner Lehrtalente gegeben und sich durch angestrengten Fleiß und wissenschaftliches Streben auf das rühmlichste ausgezeichnet. Sein sittliches Betragen war dabei sehr geordnet und geeignet, ihm allgemeine Hochschätzung und das Bedauern zu erwerben, daß jene frühern Verhältnisse, welche seinem Aufenthalte in Tübingen ganz fremd waren, seine Entfernung von seiner Stelle veranlassen mußten. Tübingen den 23. September 1825."

Vor jener Polizei war alles vergeblich. Da wandte ich mich an den Cabinetsminister Grafen Einsiedel. Solch eine Audienz, da man im höchsten Staat unter einer Schar im Vorzimmer zu harren hatte, sah anders aus als in Stuttgart. Als ich endlich in das Cabinet des Ministers gerufen wurde, stellte ich meine Noth vor, erinnerte daran, daß mein Vater und Großvater würdige treue Diener seines erlauchten Hauses gewesen seien, daß vor zwei Jahren mich Schubert Seiner Excellenz inständig empfohlen habe, überreichte auch mein damaliges Noth- und Hülfsbüchlein, des „Alten Pfarrers Testament". Als er frug, was es enthalte, antwortete ich ungeschickt: theologische und philosophische Betrachtungen. Worauf er mich

ermahnte, nie zu vergessen, daß die Philosophie die Magd der Theologie sein müsse, auch mich ja nie wieder um Politik zu bekümmern, als wovon ich nichts verstünde. Ihn hätte ich wol bitten mögen, seinerseits sich auch um Theologie unbekümmert zu lassen; indeß hat er mich aus den Krallen der Polizei gerettet, und das habe ich ihm Dank gewußt.

In Dresden hatte ich einige Verwandte und Bekannte vorgefunden. Ueber diesen Kreis hinauszugreifen, lag in meinem letzten Geschick und dessen Voraussetzung einige Verhinderung. Selbst Frau Elise von der Recke, die mich kennen zu lernen wünschte, empfing mich nur in abendlicher Stille. Doch führte mich das zu ihrem Freund Tiedge, von dem sie versicherte, daß er etwa aus dem Wagen gesetzt in irgendeiner Straße Dresdens verloren sein würde. Die Frau des Professor Karl Förster, selbst eine geborene Förster, mir durch die alte Familienfreundschaft von Altenburg her verbunden, nannte mich ihren Neffen, bei ihr lernte ich Agnes Tieck kennen, die mir so gut gefiel als irgendein romantisches Buch ihres Vaters, bei dem sie mich einführte, und so war ich inmitten des damaligen literarischen Kreises von Dresden, soweit ich mich für denselben schickte. Tieck's Vorlesungen Shakespeare'scher und spanischer Dramen ersetzten die gleichmäßig vollendete Darstellung, wie kein Theater sie bietet; nur an heißen Sommerabenden in dem verschlossenen Zimmer mußte doch manches Menschenkind mit dem Schlafe bitter ringen.

Neben der Erquickung der Bildergalerie war das Thea-

ter mein Luxus. Ich habe in diesem begünstigten Jahre an Dramen und Opern so ziemlich alles genossen, was zu dieser Zeit über die deutsche Bühne ging. Entfaltete damals die Schröder-Devrient ihr jugendlich reizendes Spiel, so galt doch die Funk als die begünstigte Primadonna. Sie war mir persönlich bekannt von der Zeit her, als sie, die meißener Postmeisterstochter, in die Familie meines Oheims, des Kriegsrath Hase aufgenommen, ihre Studien machte; jetzt verehrte ich sie ein wenig aus der Ferne und sah in ihre großen schwermüthigen Augen. Man hatte soeben den greisen Bruder des Königs, den Prinzen Max, dessen beide Söhne damals noch kinderlos waren, mit einer jungen Italienerin, der Infantin Luise von Lucca vermählt, um dem Königsstamm eine neue Hoffnung zu schaffen. Zu den Vermählungsfeierlichkeiten gehörte die Aufführung einer Cantate im alten Opernhause. Das lange, öde Gebäude war mit Gardinen und Lichtern zauberhaft ausgeschmückt. Das zu dem Feste componirte Libretto enthielt im altmodigen Hofstil einen Streit der Olympier gegen die Gottlosigkeiten des Amor, die sich zuguterletzt dadurch in allgemeines Wohlgefallen auflösen, daß er das hohe Liebespaar am Ufer der Elbe zusammengeführt hat. Die Funk als Venus sang eben ein brillantes Duett mit dem Amor. Es waren nur Freikarten ausgegeben, aber so viele, daß in den nicht reservirten Räumen ein arges Gedränge hin und her wogte. Ich stand ganz hinten, wo ich die verehrte Venus kaum sehen und nicht ungestört hören konnte. Da war der Wunsch natürlich, ihr nahe zu stehen, der wol auch einem

bequemern Platze galt, doch mich wie eine Sehnsucht überfiel. Selten hat wol der Zufall einen unter diesen Umständen phantastischen Wunsch rascher erfüllt. Es entstand ein dumpfer Lärm, ein noch unverständliches Geschrei, daraus der Ruf ertönte: Feuer! Feuer! und die ganze ungeheure Menge stürzte in wilder Unordnung nach den Ausgängen. Mir drängte sich die Erinnerung auf an das unglückliche Fest des Fürsten Schwarzenberg in Paris, von dem wir damals zwar noch nicht das erschütternde Bild in Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" hatten, aber die jungen Schwarzenberge hatten mir von diesem Brande erzählt, in welchem ihre Tante umgekommen ist. Das beflügelte meine Schritte durch den langen Corridor, der zur Haupttreppe führte. Hier stürzte alles übereinander. Da sah ich in einer Ecke des Treppenabsatzes die Funk hingedrängt, halb liegend, bewegungslos, breche mir Bahn zu ihr, umfasse sie, reiße auch das Notenheft an mich, das zu ihren Füßen lag, trage und führe sie, wie es eben ging, durch die Menge in ein benachbartes Haus, wo sie, auf ein Bett hingelegt, durch etwas Wasser bald wieder zu sich kam. Da saßen wir bei einem Unschlittlichte. „Aber wie ist's mit dem Feuer?" Man sah keine Flamme, der Lärm verzog sich, ich ging also aus zu spähen. Es war blinder Lärm gewesen, wie es nachmals hieß, veranlaßt durch das Wanken des Fußbodens in einer überfüllten Loge, deren Insassen sich ungestüm retten wollten. Schon war alles wieder in Ordnung, die Cantate sollte weiter gehen, aber man suchte und rief nach der Funk. Ich ließ dem Kapellmeister sagen, sie werde in wenig

Minuten kommen. Das Rosa-Atlaskleid wurde glatt gestrichen und ich führte die holde Venus bis aufs Orchester, wo dann der Platz in ihrer Nähe mir nicht fehlte. Ich hatte ziemliche Lust, in diesem Ereignisse eine Fügung der göttlichen Vorsehung zu meinem Benefiz zu verehren, doch schien mir's ein Misbrauch meines Glücks, mich am nächsten Tage nach dem Befinden der Signora zu erkundigen, so habe ich sie erst nach Wochen in Gesellschaft wieder getroffen, wo sie mir herzlich die Hand reichte, ihren Retter und Ritter mich nennend; und ich habe sie erst lange nachher zum erstenmal besucht in Mailand mit einem goldbeschwerten Brief ihres Vaters, da war sie einem Italiener vermählt und nicht mehr die gefeierte Sängerin, wie sie es erst in ihrer Tochter wieder geworden ist.

Als der Frühling kam, war die Dogmatik im ganzen fertig, während des Drucks fand sich noch mancherlei Verbesserung ein; die Zueignung an Schubert und Winer, beide Professoren in Erlangen, und ihre Zusammenfassung bezeichnend für das Buch, ist erst an meinem Geburtstage geschrieben.

In der Osterzeit war ich wieder daheim, auch in Altenburg, wo Vater Herbst hauste, eben aus dem Zuchthause befreit. Damals bin ich um den treuen Hund gekommen. Ich hatte ihn unbedacht mitlaufen lassen, als ich mit der Eilpost von Dresden abfuhr. Das Nachkommen ward ihm sauer, als zum dritten mal die Pferde gewechselt wurden, und ich ausgestiegen war, ihn zu ermuthigen, sah er mich traurig an, leckte mir die Hand und folgte nicht mehr dem Wagen. Ich meinte, er werde wol nach

Dresden zurücklaufen, wo er um die Mittagsstunde sich regelmäßig im Gasthof einfand. Er war nicht zurückgekommen. Als ich im Herbste wieder in Penig war, erzählten die Schwestern, vor einigen Monaten sei auf einem benachbarten Gutshof ein Hund zugelaufen, völlig abgemagert, und der solle ganz aussehen wie Rhno.

Ich ging also dorthin nach Thierbach, auf dem Hofe fand sich der Hund, genau wie Rhno. Ich rief ihn, er hörte nicht; ich ging an ihn heran, wollte ihn streicheln, er fletschte die Zähne; ich bin traurig hinweggegangen, es ist mir nie klar geworden, ob es mein Rhno war, den überstandenes Elend mir ganz entfremdet habe, oder ein fremder Hund.

Von der strengen Arbeit frei, habe ich nach Ostern einen Gedanken ausgeführt, der noch von der Festung her auf mir lag, und ein Nachklang meines criminalistischen Privatissimum in Tübingen, gegen die Todesstrafe, indem ich vornehmlich gegen den hergebrachten, als göttliches Gebot aus dem Alten Testament geheiligten Wiedervergeltungsgrund den sittlich religiösen Grund, die unbedingte Achtung des Menschenlebens für seine unsterblichen Zwecke, solange es Gott und die Natur bestehen läßt, geltend machte, wie dieser Grund auch in den ersten Jahrhunderten der Kirche gegolten hat; natürlich abgesehen von der Nothwehr des Staats in Zeiten des Kriegs und der Revolution. Der Titel „Vom Justizmord“ drückte meine Absicht aufs schärfste aus, die doch nur dahin ging, die Völker und die Fürsten gegen die unchristliche Barbarei

der Todesstrafe, die man einst ansehen werde wie wir jetzt die Folter, zu gewinnen, um ihre gesetzliche Abschaffung ohne Gefahr für das Rechtsbewußtsein des Volks und für die Rechtssicherheit des Landes möglich zu machen. Die kleine Schrift hat damals nicht geringe Theilnahme von Zustimmenden und Gegnern gefunden, bis fast nach einem Menschenalter unter allen Culturvölkern sich mächtigere Stimmen ähnlichen Sinnes erhoben und einzelne Versuche der Verwirklichung gemacht wurden. Der Prinz Friedrich von Sachsen, der einen ähnlichen Abscheu vor gesetzlichem Blutvergießen hatte, lud mich nach Pillnitz zu sich ein. Wir haben einander bestärkt in unserer Anschauung, und wie von dem Gedanken aus, daß doch eigentlich von der Geburt her über uns alle ein Todesurtheil gesprochen sei, die Rede auf die jenseitige Aufhebung desselben, auf die Unsterblichkeit kam, standen wir uns gegenüber als Jünglinge voll idealer Hoffnungen, und der nachmals so schweigsame Herr sprach im schönen Enthusiasmus. Ich bin dann nie wieder in seinen Gesichtskreis gekommen. Er hat als König noch manches Todesurtheil unterschreiben müssen, bis der Hufschlag eines Pferdes das Todesurtheil an dem edeln Fürsten vollzog. In Altenburg weigerte der alte Herzog sich damals, ein Todesurtheil zu unterzeichnen, seine Minister haben doch gewagt, den Generalsuperintendenten zu ihm zu senden, der sein Gewissen von der Religion meines Buchs losmachte.

Eine zweite Schrift auch noch aus Hohenaspergsgedanken hieß: „Vom Streite der Kirche, eine Schrift an

den christlichen Adel deutscher Nation."*) Ueber die letztere Aneignung einer weltberühmten Adresse bemerkt die Vorrede, daß sie jetzt von niemand anders verstanden werden könne als „vom geistigen Adel der Nation, von dessen Ueberzeugung die berechtigte öffentliche Meinung ausgehe". Es ist der Genosse zu den „Proselyten". Wie diese den Katholicismus und Protestantismus darstellten im Leben der einzelnen Gläubigen, so hier im Verhältnisse zum Staat. Gegenüber der Zerspaltung beider Kirchen, die wieder anhob Deutschland zu zerspalten, ist der Standpunkt des Staates ausgeführt, der beiden Kirchen gleich gerecht wird und beide, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, innerhalb der dem Heile des Vaterlandes nothwendigen Grenzen frei walten läßt. Zu dieser Ausführung gehörte Namenlosigkeit und die literarische Maske eines Staatsmannes; es hat mich erst kürzlich überrascht zu bemerken, daß die Vorrede unterzeichnet ist, Rom 1826, wohin damals nur meine Sehnsucht zog, wie die Vorrede zur „Polemik" dort wirklich geschrieben ist 1862.

Ernst Zimmermann hatte mich noch in Tübingen für das „Theologische Literaturblatt", den Begleiter der damals einzigen Kirchenzeitung, geworben, und ich habe über ein Jahrzehnt lang zahlreiche Recensionen möglichst gewissenhaft geschrieben, damals wegen des Honorars, später aus Anhänglichkeit. Mit dem Muthe, von meiner Feder zu leben, da ich doch auch leben wollte, war ich nicht spröde für Buchhändlerbestellung zu schreiben, wenn ich nur

*) Leipzig 1827.

merkte, daß der Gegenstand mich anmuthen könne, und ich habe nie etwas geschrieben, das nicht nach ein paar Tagen oder Nächten des Zusammenlebens mir vorübergehend zur Liebschaft geworden wäre. So hatte ich noch dem Buchhändler Franckh ein Jugendbuch versprochen: „Der Schutzgeist edler Jünglinge, eine Mitgabe beim Abschiede aus dem Vaterhause in die Welt.“ Es enthält vorerst das allgemein Menschliche in hoher Idealität, wie ich mir's dachte und in eigener Jünglingsbrust erlebt hatte, sodann eine Schilderung der mannichfachen Berufskreise für die Wahl eines Jünglings, wo sie nicht durch Neigung oder Verhältnisse unbewußt nothwendig gegeben ist. Ich habe die Handschrift aus Dresden an die Verlagshandlung geschickt, das Honorar richtig erhalten, dann aber die ganze Geschichte vergessen. Als ich nach Jahren die Anzeige desselben Titels las, aber von Karl Lossius, wurde ich aufmerksam, ließ das Buch kommen und fand mich selbst darin, nur mit vielen sinnentstellenden Druckfehlern. Die Brodhagen'sche Verlagshandlung in Stuttgart, die ich darum befrug, entschuldigte sich: nach Ankauf des Franckh'schen Geschäfts habe sie die Handschrift vorgefunden und als namenlos mit dem Namen eines bekannten Jugendschriftstellers versehen.

Auf denselben Anlaß hin schrieb ich diesen Sommer einen „Griechischen Robinson“, die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes für die Jugend in zwei Bänden; doch sind dieselben, da vor der Ablieferung die Franckh'sche Buchhandlung in andere Hände kam, bei Reimer in Leipzig erschienen. Der persönliche Träger als erdichteter Held

der Geschichte war eigentlich mein Robert, den ich damals in Griechenland kämpfend und gefallen glaubte. Die darein redenden Kinder gehörten einer befreundeten dresdener Familie an, mit etwas neckend gesteigerter Individualität. Nur Helena, das kleine Griechenmädchen, ist ein rein poetisches, ich meinte auch wahrhaft poetisch angelegtes Persönchen, und ich gedachte sie nach ihrem spätern Geschick zur Heldin eines Romans zu machen, wozu es doch der Ernst der Theologie nicht hat kommen lassen. Ich weiß nicht, ob der „Griechische Robinson" viele kleine Freunde gefunden hat; meine eigenen Kinder haben ihn noch mit Vergnügen gelesen und daraus zuerst ihren Vater als Autor kennen gelernt.

Ich hatte ein geistliches Amt noch immer im Sinne. Als ich einmal den Oberconsistorialpräsidenten frug, ob er eine desfallige Meldung genehmigen würde? war seine Antwort: „Wenn Sie nur die Dogmatik nicht geschrieben hätten!" Da sagte ich: „Das hätte ich freilich bequemer haben können." Doch war das nach sächsischer Weise keine entschiedene Abweisung. Die Abweichungen von dem, was die Reformation, zumal ihrer selbst vergessen in ihrem letzten Glaubensgesetze festgesetzt hat, konnten mir nicht verborgen sein und ich hatte sie am wenigsten verborgen: aber so heimisch fühlte ich mich unter den Segnungen des Christenthums, so fest auf gutem protestantischen Fundament, in der persönlichsten Vorliebe für den deutschen Reformator, daß mir der Gedanke ganz fern lag, wegen jener Abweichungen nicht ein geistliches Amt in Treue und Segen verwalten zu können. Ammon hielt

dafür, daß ich unverhindert in Leipzig wieder als Privatdocent auftreten könne; dazu hatte ich jetzt doch auch am meisten Lust, und die alte Heimat erschien als die einzig mögliche Stätte.

Daher ging ich im October 1826 wieder nach Leipzig, mit den beiden Handschriften „Vom Streite der Kirche" und dem „Griechischen Robinson" versehen, die sollten den Winter ernähren. Den habe ich ziemlich einsam verlebt, die alten Bekannten waren meist weggezogen, mit Studenten habe ich überhaupt nicht mehr verkehrt, bis ich wieder als Lehrer in ihrer Mitte stand. Mein Verhältniß zur Burschenschaft, das ich nach seinem idealen Sinne treu im Herzen bewahrt habe, war äußerlich schon in Tübingen ganz zurückgetreten, es hat mich auch in meiner spätern akademischen Stellung nie verhindert, nie gefördert, und einigemal an der Spitze der akademischen Verwaltung hatte ich natürlich immer dieselbe Gerechtigkeit und Theilnahme für die verschiedenen Parteiungen des studentischen Lebens.

Damals war meine Absicht ein Handbuch des deutschen Kirchenrechts zu schreiben, des katholischen wie des protestantischen. Es lag in scharfen Grundzügen vor mir. Ueber den begrifflichen Unterschied von Staat und Kirche hatte ich lange gesonnen, bis mir's klar wurde: der Staat, nämlich ein wahrer naturwüchsiger Staat, ist ein Volk mit festem Grundbesitz in rechtlicher Ordnung, mit dem Zwecke, alles dasjenige zu thun, was dieses Volk nach seiner besondern geschichtlichen Entwickelung als solches zu thun hat. Die Kirche ist die von Christus ausgehende,

nach ihrer Bestimmung die ganze Menschheit umfassende Gemeinschaft des religiösen Lebens. Daher überschreitet sie einestheils alle Völkerscheiden, anderntheils nach ihrer geschichtlichen Verwirklichung in verschiedene Kreise nicht nur gegliedert, sondern auch zerspalten, mögen verschiedene Kirchen und Kapellen innerhalb desselben Staats zu Recht bestehen. Während der antike Staat noch die Staatsreligion als untergeordnetes Mittel in sich trug, sind Staat und Kirche die Formen für die höhere Entwickelung der Menschheit geworden, in ihrem Begriffe und Wesen unabhängig voneinander, in ihrer Wirklichkeit aufs mannichfachste miteinander verflochten. Diese Verwickelung, wie sie sich für Deutschland gebildet hat, war zunächst geschichtlich darzustellen. Zum katholischen Kirchenrechte, für welches gewichtige literarische Werke vorlagen, waren nur auf dem Grunde der verschiedenen Rechtsanschauungen die Grundzüge des der katholischen Kirche zukommenden Rechts nach allen Seiten hin bloßzulegen, für das protestantische Kirchenrecht galt es eine Neubildung, indem die seit der Reformation in den verschiedenen deutschen Landeskirchen gebildeten Rechtsverhältnisse bis auf die Gegenwart in einer Auswahl zusammengestellt, den reichen geschichtlichen Stoff darstellten, an dem nach protestantischen Grundsätzen das Recht der Gegenwart und das Streben der Zukunft zu messen wäre, sodaß, wiefern nach ihrem geschichtlichen Gewordensein die Kirche mehr oder minder unmittelbar von der Staatsgewalt regiert wird, dieses nur durch einen vorauszusetzenden Vertrag rechtlich erklärt werden könne, und in Bezug auf den Landesfürsten mit all den schützenden

Rechtsformen zu umgeben sei, unter denen er den Staat regiert. Ich habe mich diesem Unternehmen mit großer Anstrengung hingegeben, und doch ist keine der Mühe werthe Frucht daraus erwachsen. Dies zunächst infolge des verkehrten Gedankens, das Buch lateinisch zu schreiben. Das hatte mir die Luft von Leipzig angethan. Auf dem Gymnasium hat Matthiä einmal über meine lateinischen Aufsätze gesagt: „Es sind keine Fehler darin, aber es ist kein römischer, das ist hasischer Stil." Ich bin nachmals zwar zuweilen durchs Ausland gewandert und habe an seinen geistigen Schätzen theilgenommen, aber ich habe nicht die Gabe der Sprachen und habe nie gelernt, irgendeine Sprache außer der meiner Mutter nach ihrem eigenen Genius correct zu sprechen und zu schreiben. In Tübingen konnte ich mit meinem altenburgischen Latein recht wohl ausreichen: von Leipzig, wie es damals war, wußte ich, daß eine Todsünde leichter übersehen wurde als eine Verfehlung im Lateinischen; im Deutschen nahm man's nicht so genau. Um also den Mangel des Talents durch die Uebung zu ersetzen und auch darin ein richtiger Leipziger zu werden, entschloß ich mich, ein großes lateinisches Buch zu schreiben, und schrieb so auch alle Studien dazu. Die Ausarbeitung ging nur langsam vorwärts, und als ich nach der Arbeit fast eines Jahres etwas anderes dazwischenlegen mußte, wenn ich nicht Hungers sterben wollte, wurde mir einleuchtend, daß ein lateinisches Kirchenrecht, noch dazu ohne lateinische Eleganz geschrieben, von wenig Sterblichen gelesen werden dürfte. So blieb es unvollendet, und nur vom ersten Abschnitte, der Geschichte des Kirchen-

rechts, ist eine Abtheilung als Habilitationsschrift in Leipzig, eine zweite als Antrittsprogramm in Jena gedruckt worden.*) Hier habe ich im ersten Wintersemester eine Vorlesung über Kirchenrecht begonnen, und da wär's irgendwie zu Ende gebracht worden. Aber nach einigen Wochen fiel ich in schwere Krankheit, und als ich, zwei Monate lang von meinen Zuhörern treu gepflegt, wieder aufs Katheder steigen konnte, noch schwach und gestützt, da galt es die beiden andern Vorlesungen, Dogmatik und Johannisevangelium, durchzuführen; das Kirchenrecht wurde aufgegeben, und ist, als bald nachher Anderes alle Kraft in Anspruch nahm, als solches nicht wieder aufgenommen worden.

Daß ich aber so lange säumte wieder Docent zu werden, geschah ein wenig durch die Unbehaglichkeit, noch einmal, wie ich meinte unter minder günstigen Umständen, ganz von vorn anzufangen; ein wenig durch die Hoffnung an eine auswärtige Universität berufen zu werden, welche sich an die Aufnahme meiner Dogmatik knüpfte. Sie war mit einiger Verwunderung aufgenommen worden, da sie, zwar durchweg von einem rationalen Princip ausgehend, doch in ihrem philosophischen Ernste, in ihrer gefühlsmäßigen Auffassung der Religion und in ihrer Achtung vor den geschichtlichen Mächten des Christenthums dem herrschenden Rationalismus widersprach, auch sich nicht in eine der hergebrachten Klassen unterbringen ließ. Von-

*) De jure ecclesiastico commentarii historici. Lipsiae, libri I particula I, 1828; particula II, 1832.



den damaligen Häuptern der rationalistischen Schule wurde sie daher heftig angegriffen, von Röhr in der „Kritischen Prediger-Bibliothek“, von Wegscheider in der „Hallischen Literatur-Zeitung“, und Bretschneider schrieb zur dritten Auflage seiner „Dogmatik“ einen besonders ausgegebenen streitbaren Anhang: „Ueber die Grundansichten der theologischen Systeme von Schleiermacher, Marheineke und Hase.“*) Aber was mir auch davon gerecht oder ungerecht erschien, es waren doch achtungsvolle Angriffe, und aus so mancherlei Anzeichen sah ich zu meiner eigenen Verwunderung mich aus der Zahl der Demagogen fast plötzlich unter die Theologen der protestantischen Kirche versetzt.

Als ich im Frühling 1827 dem Kirchenrecht einen Nebenbuhler geben mußte, war es noch ein Fortklingen des lateinischen Interesses, daß ich die Symbolischen Bücher der lutherischen Kirche, den lateinischen Text, neu herauszugeben beschloß. Der bisherige Text in den gewöhnlich gebrauchten Rechenberg'schen Ausgaben war, gleich anfangs nicht rein, allmählich durch Druckfehler immer mehr entstellt, und in der Ausgabe von Tittmann wenig gebessert worden. Ich ging überall auf die erste amtliche Ausgabe, bei der Augsburgischen Confession auch auf die Handschriften der Reichstagsgesandten, bei den Schmalkaldischen Artikeln auf Luther's eigene Handschrift zurück; nur vom Kleinen Katechismus war der erste Druck nicht mehr aufzufinden, den haben die Kinder zerlesen. Ich theilte die

*) Leipzig 1828.

größern Abschnitte in Verse, wie man die Heilige Schrift getheilt hat, um genaue Citate möglich zu machen. Eintheilung und Text ist in den Ausgaben seitdem, wie die neue Lust an diesen alten Glaubensdenkmalen sie veranlaßte, beibehalten worden. Voran eine literarische Einleitung über die einzelnen Bücher.

Ich hatte um diese Zeit den Propst, nachmaligen Bischof Neander, kennen gelernt in einem ländlichen Pfarrhause, aus dem seine Frau, die gemüthlichste thüringische Pfarrerstochter, stammte. Neander stand damals im Vertrauen des Königs an der Spitze der preußischen Kirchenverwaltung mit seiner wohlwollenden imponirenden Klugheit unter schwierigen Verhältnissen. Er veranlaßte mich, ihm meine ganze Dogmatik im Auszuge vorzutragen, und er ist mir seitdem ein treuer Gönner gewesen, allmählich, als ich nichts mehr von Preußen zu wünschen hatte, ein treuer Freund geworden. Es war seine Absicht, mich zur rechten Stunde an eine preußische Universität zu ziehen, und nach seinem Rathe hielt ich nicht für Unrecht, Friedrich Wilhelm III., dem Könige der Union, die „Glaubensdenkmale des Lutherthums" zuzueignen. Das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ertheilte die amtliche Antwort, „daß des Königs Majestät die Zueignung der Symbolischen Bücher lutherischen Ursprungs allergnädigst anzunehmen geruhen wollen".

Fast gleichzeitig dieser nur gelehrten Unternehmung war ich, was jetzt so naturgemäß vorlag, an die Wiederaufnahme einer alten Liebhaberei gegangen, an jene erlanger theologischen Versuche, die Grundlage meiner Dogmatik,

und es war nur eine anregende Unterhaltung, daraus die „Gnosis oder evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde“ zu machen. Ein Verleger mit stattlichem Honorar war jetzt leicht zu finden, die beiden ersten Bände gehören noch diesem Jahre an, der dritte dem nächsten.

In die theologische Facultät nach Halle war von Berlin Tholuck gesandt worden, der den Rationalisten als der Anfang einer neuen Verfinsterung, den Glaubensgeneigten als der Hort wiederauflebender Orthodoxie erschien. Er war doch keins von beiden, aber bei großem Wissen und Talent, auch der Darstellung, sogar der dramatischen, nur geneigt, an ein stetes Hereingreifen des Uebernatürlichen zu glauben, und die kirchlichen Dogmen sich und andern durch allerlei Wendungen mundrecht zu machen. Er sagte zu mir: „Die Frommen sind doch mehrentheils die Orthodoxen“, und er hatte alle Lust, beides zu sein: aber die nachmals gebildete orthodoxe Partei hat ihn bei allen den Heterodoxien seines scharfen Verstandes und geistreichen Wesens doch nur unter sich ertragen, weil sie den vielthätigen, ruhmvollen Mann, der ihr Schüler erzog, die fast nothwendig, freilich nicht im Wissen, aber im Glauben über ihn hinausgingen, nicht gern missen wollte. Wir geriethen bei der Nachbarschaft von Halle und Leipzig um so mehr in manchen Streit miteinander, da er eine etwas unverschämte Weise hatte, über die tiefsten theologischen Probleme aus heiler Haut zu fragen: was glauben Sie davon? und was davon? Doch fühlte ich mich sehr von ihm angezogen, und hatte eine zweifache Freude, als

er kam mir zu sagen, daß er auf einige Zeit, in Halle vertreten, als preußischer Gesandtschaftsprediger nach Rom gehe und mir anbiete, als eine Art Gehülfe unter Bedingungen, die mir das möglich machen sollten, mitzugehen. Das war ja längst meine Sehnsucht gewesen, nach Rom! Nur die bestimmten Bedingungen sollten noch besprochen werden. In der Freude meines Herzens mochte ich davon erzählt haben. Eines Morgens pochte der Ephoralbote bei mir an: ich möchte zum Herrn Domherrn Tzschirner kommen. Der sagte: „Ich habe gehört, Sie wollen mit Tholuck nach Rom gehen. Das paßt jetzt nicht für Sie, da kommen Sie ganz aus Ihrer Bahn heraus. Erst müssen Sie hier Docent und Professor werden, dann können Sie gehen, wohin Sie wollen und auf eigene Hand.“ Ich ehrte Tzschirner sehr hoch, als Professor, obwol ich beklagte, ihn als solchen nicht viel benutzt zu haben; als Prediger, und da hatte ich auch als Student immer zu seiner Gemeinde gehört; vor allem als Vorkämpfer des Protestantismus, der sich mir persönlich in ihm darstellte: aber es ward mir doch recht schwer, den schon erfüllungsnahen Wunsch zu opfern und ihm die Hand darauf zu geben, vorerst wieder theologischer Docent zu werden. Er hat beim Mittagsessen zu seiner Frau gesagt: „Heute Morgen habe ich ein gutes Werk gethan, aber an einem recht harten Kopfe.“ Seitdem habe ich Tzschirner nahe gestanden, und war er einmal recht zufrieden mit mir, auch sonst guten Muthes, so nannte er mich in väterlicher Traulichkeit „Schätzchen“! Aber die Krankheit, welche ihn uns entreißen sollte, zog drohend schon

heran, bald mußte er sich in verschlossener Sänfte zur Kirche tragen lassen; doch auf der Kanzel lebte noch seine festliche Beredsamkeit, welche die Ideale des Christenthums mit aller menschlichen Bildung und Bedürftigkeit so würdig zu vereinigen verstand.

Wie Tholuck nach Halle, so war der Superintendent Hahn aus Königsberg in die theologische Facultät nach Leipzig berufen worden, um dasjenige, was Graf Einsiedel für Christenthum hielt, hier geltend zu machen. Seine Dissertation über den Rationalismus wollte erweisen, daß derselbe, vom Auslande eingeschwärzt, vom Naturalismus nicht verschieden, dem Christenthum verderblich sei. In der Disputation am 4. April 1827, durch welche der berufene Professor erst volles akademisches Bürgerrecht zu erlangen hatte, trat die Behauptung noch bestimmter hervor, daß die Rationalisten als Feinde des Christenthums aus der Kirche zu entlassen seien. Krug, der als philosophischer Dekan amtlich zu opponiren hatte, entgegnete, daß eine Behauptung, welche die verdienstvollsten Kirchenlehrer, unter ihnen ehrenwerthe Collegen selbst, mit Trugschlüssen von der Christenheit ausschließen wolle, seinem innersten Bewußtsein widerspreche, und als eine unchristliche erscheine. Es war der große Gegensatz des Zeitalters zwischen einem ehrwürdigen Herkommen und der freien Vernunft, der in zwei streitfertigen Individuen hier zu Worte kam bei der lebendigsten Theilnahme der Zuhörer, unter denen auch ich mich befand; und die ganze Stadt war alsbald davon erfüllt.

In dem Gefühle, daß es ein Streit sei, der diese

Stadt und dieses Jahr weit überschreite, kam mir in der folgenden Nacht die Lust mich einzumischen, ich schrieb sogleich in der heiligen Woche, und mir dieselbe verderbend, „Die leipziger Disputation, eine theologische Denkschrift", darin der Verlauf dieser zweiten leipziger Disputation (nach der ersten in der Pleißenburg) erzählt und der Beweis angetreten ist: vorerst, daß die Vermischung des Rationalismus mit dem Naturalismus in der einen Bedeutung unwahr und gehässig, in der andern gleichgültig sei; sodann, daß die hierauf gegründete Behauptung, die Rationalisten seien als Feinde des Christenthums aus der Kirche zu entlassen, gegen die Vernunft, gegen das Grundgesetz des Protestantismus und gegen den heiligen Geist des Christenthums streite. Das kleine Buch war in drei Tagen nach dem Osterfeste gedruckt und flog wenigstens durch die Stadt. Es war der Anfang der Streitigkeiten über die Christlichkeit des Rationalismus, indem Krug und Hahn in eigenen Schriften den Streit fortführten und ihrer viele sich anschlossen. Ich hatte mein Schriftchen namenlos hinausgeworfen, auch bevorwortet, daß der Verfasser nicht zunächst seine eigene Sache führe, da demjenigen, was schulmäßig Rationalismus genannt werde, seine theologische Ueberzeugung nicht angehöre. Die Vermuthung streifte mich doch bald. Goldhorn, der gelehrte Archidiakonus, schickte mir eine Flasche Rheinwein mit einem Zettel: da er vermuthe, daß der Verfasser der leipziger Disputation, der allein würdig sei, diesen Jubelwein von 1726 zu trinken, mir nicht unbekannt bleibe, ersuche er mich, ihm diese Flasche als ein Zeichen seines

Dankes zu übergeben. In einiger Verlegenheit, da ich solchen mir unerhörten Schatz nicht gern zurücksenden mochte, habe ich geantwortet: ich wollte mich bemühen, den Unbekannten ausfindig zu machen, und dann die edle Flasche mit ihm leeren. Bei dem gebildeten Bürgerstande der Stadt, der durch den neuen Professor schon die alte Nacht über Sachsen hereinbrechen sah, kam ich in große Gunst, von der ich manches heitere Zeichen erhielt. So noch im zweitfolgenden Winter, als ich einen Pelz für Italien, nach vergeblichen Versuchen etwas abzuhandeln, um 34 Thaler gekauft hatte, und meinen Namen angab, wohin er zu bringen sei, da rief der wohlhabende Kürschner: „Ach, Sie sind Herr Magister Hase! der gegen Hahn! Das freut mich sehr! von Ihnen nehm' ich keinen Profit, der Pelz kostet mich 30 Thaler, dafür haben Sie ihn auch.“ Tzschirner urtheilte: „Es ist gut, daß das Buch geschrieben ist; aber Sie hätten es jetzt nicht schreiben sollen.“

Hofrath Beck, der Vielwissende, hatte in seinem „Literarischen Repertorium“ angezeigt, daß jemand eine unziemliche Schrift gegen den ordentlichen Professor D. Hahn herausgegeben habe; worin aber diese Unziemlichkeit bestehe, war verschwiegen. Hatte ich doch nach meiner Weise und da Hahn in der That ein würdiger, selbst milddgesinnter Mann war, ihn persönlich mit großer Achtung behandelt, auch sind wir immer auf dem Fuße gegenseitiger Höflichkeit zueinander geblieben; er hat mir im nächsten Jahre sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens“ collegialisch geschenkt, freilich dadurch mich auch moralisch verhindert

nachzuweisen, wie baufällig die neue Stütze lutherischer Orthodoxie sei, als welche diese Dogmatik erwartet und von den Gläubigen begrüßt wurde.

Aber Tzschirner's Bedenken sollte sich bald weiter rechtfertigen. Beck, der damals, ich weiß nicht mehr ob als Rector oder Ex-Rector, das Concilium beherrschte, hatte herausgebracht, daß meine Wegweisung vom Jahre 1821 noch gar nicht zurückgenommen sei, und beantragte kraft dessen im Concilium, mir den unberechtigten Aufenthalt in Leipzig sofort zu untersagen. Die unbedeutenden Assessoren hatten nichts dagegen, bis auf einen, der doch dafür hielt, es werde gut sein, sich vorher aus den Acten über den Thatbestand zu unterrichten. So wurde der Beschluß auf die nächste Sitzung verschoben. Tzschirner erfuhr davon, und ließ den Universitätsactuarius rufen. Da hat sich zu unserer Ueberraschung ergeben, daß ich wirklich noch ein weggewiesener leipziger Student sei. Das sächsische Ministerium hatte auf meine Bittschrift die übliche Begnadigung nach einem halben Jahre zugestanden, dies war durch meinen Onkel in Dresden den Meinigen gemeldet und durch sie mir geschrieben worden. Aber die akademische Behörde hatte dagegen eingewandt, daß diese vorzeitige Rückkehr den Weggewiesenen in die alten Verbindungen zurückführen würde, und das Staatsministerium hatte sich dem gefügt. Da ich aber ohnedies in Erlangen blieb, hatte ich das nie erfahren, auch im Oberconsistorium mochte niemand daran gedacht haben, denn ohne jene königliche Zurücknahme der Wegweisung konnte ich gar nicht zum Examen gelassen werden.

„Aber“, sagte ich, „wie ist's doch möglich, daß ein Mann wie Beck, der sein ganzes Leben der Wissenschaft geweiht hat und auf einem freisinnigen Standpunkte, mich in solcher Weise verfolgen will!“ „Ach“, erwiderte Tzschirner, der gegen Unedles leicht hart war, „was Wissenschaft! um die harten Thaler hat er geschrieben, und das kränkt seinen Professorenstolz, daß Sie gewagt haben einen ordentlichen Professor anzugreifen.“ Tzschirner, dem das Treppensteigen bereits sauer wurde, fuhr zu den einzelnen Assessoren des Conciliums, setzte ihnen die Intrigue auseinander, und der hochverehrte Mann erhielt leicht das Versprechen von jedem, sich meiner anzunehmen. In der nächsten Sitzung gedachte Beck ganz leichthin des zu fassenden Beschlusses und war sehr verwundert, als eins seiner Lämmer nach dem andern sich dagegen erhob, und der Unsinn zur Sprache kam, daß ein vor sechs Jahren wider einen Studenten, der doch nichts Ehrenrühriges gethan habe, gefaßter und zufällig nicht ausdrücklich zurückgenommener Wegweisungsbeschluß geltend gemacht werden solle gegen einen jungen Gelehrten, der unter ganz andern Verhältnissen hier lebe.

Das Jahr 1828 hob traurig an, Tzschirner ging durch eine Verengerung der Luftröhre dem Tod entgegen, am 17. Februar ist er verschieden. Sein Sarg stand in seinem Hörsaal, die kalte Hand auf das griechische Testament gelegt. Ich war einige Minuten allein bei ihm und kniete am Sarge. „Da hab' ich ihm geschworen, seine Bahn zu gehen, wie er für Recht und Freiheit, für Christenthum und Protestantismus ein treuer Hort zu werden.

Gott hat meinen Schwur gehört und vielleicht auch sein verklärter Geist, denn ich fühlte es so gewiß, wie mein Leben, daß der nicht zu den Todten, sondern zu den Unsterblichen gehört, und ich denke, er soll einst in seiner Weise zu mir sagen: Nun kommst du, Schätzchen! du hast deine Sache brav gemacht.“ So das Tagebuch jener Tage.

Bei dem feierlichen Leichenbegängnisse bin ich gewesen, wie mir's geht bei großer Trübsal, mit trockenen Augen. Einige Tage nachher war ich bei dem Prälaten Tittmann, und stritt mich mit ihm herum über eine Stelle im zweiten Theile der „Gnosis“, die er als Censor gestrichen hatte. Da fuhr mir das Wort heraus: „Nun Tzschirner todt ist, meinen Sie thun zu können nach Ihrer Willkür!“ Aber zugleich fiel mir das Leid um den Todten, die zurückgelassene Oede so aufs Herz, daß ein Strom von Thränen ausbrach. Tittmann, wie er doch im Grunde gutmüthig war, suchte mich zu trösten und versicherte, daß auch er es gut mit mir meine. Ich konnte vor Schluchzen kein Wort mehr herausbringen, das Tuch vors Gesicht gehalten, gab ich ihm die Hand und weinte draußen mich aus wie ein Kind.

Jetzt lag mir's ernsthaft an, in Tzschirner's Sinn die nöthigen Schritte zum Katheder zu thun. In Leipzig war noch die alte gute akademische Zeit, da zum Magister legens eine Regierungserlaubniß gar nicht gehörte, sondern man ging zum Dekan der philosophischen Facultät, um sich zu erkundigen, wann Sr. Spectabilität gefällig sei zu opponiren, und zum Dekan der Juristenfacultät, um für

diesen Tag das sogenannte Auditorium juridicum zu erbitten, in welchem die Disputationen gehalten wurden. Philosophischer Dekan war jetzt Hofrath Beck, und sehr artig bot er mir an, da ich ja in Tübingen bereits promovirt sei, gleich als Präses zu disputiren. Nach der vollen Formalität hatte der künftige Docent vormittags erst auf dem untern Katheder zu disputiren, um leipziger Magister zu werden, nach Tisch vom obern Katheder für die jura optuma Magisterii Lipsiensis, während auf dem untern sein Respondent steht. An diesen richtet jeder neue Opponent seine Rede, der Respondent geht darauf ein, aber die Sitte fordert, daß nach einer Weile der eigentlich Disputirende, der dadurch einige Zeit zum Ausruhen hat, als Präses eingreife und sich des Streits bemächtige. Juristischer Dekan war Kanonen-Müller, der sein unversehrtes Zöpfchen bewegend freundlich sagte: „Nun, wir sind ja alte gute Bekannte.“ Drei Tage vorher hatte man im großen Staate mit seidenen Waden im Glaswagen bei allen ordentlichen Professoren und sonstigen Gönnern vorzufahren, um die Dissertation zu überreichen. Ich hatte 65 Visiten zu machen, doch wenn der Lohnbediente Karte und Dissertation hinauftrug, lautete meist die Antwort: man wolle den Herrn Magister nicht weiter bemühen. Dazwischen habe ich in einer befreundeten Familie, die gerade bei Tische saß, trotz des Mordgewehrs an der Seite, mich mit hingesetzt und mir's schmecken lassen, während der Staatswagen unten hielt.

Sonnabend, den 3. Mai gegen 10 Uhr, fuhr ich wieder mit dem Degen wohlbewehrt am Petersthor über die

Brücke des Stadtgrabens, der voll blütenweißer Bäume stand. Es war üblich, nach den gesetzlichen Opponenten aus der philosophischen Facultät verehrte Freunde aufzufordern, die sich auf den Subsellien zeigten. Nach Tisch kam noch Oberhofgerichtsrath Wenk, ein mir befreundeter eleganter Jurist im alten Sinne classischer Bildung, endlich auch Gottfried Hermann, neben Tzschirner mein verehrtester Lehrer, den man summe Hermanne anzureden pflegte; so stand ich bis gegen 4 Uhr auf dem Katheder, es war eine stattliche Disputation in altakademischen Formen, wissenschaftlich ohne tiefere Bedeutung*); und so war ich wiederum Privatdocent.

In einem Zelte des Gartens an meiner Wohnung haben die jüngern Glieder der Universität einen muntern Schmaus gehalten, ein wackerer Verleger hatte den Wein

*) Solch eine Disputation war mit einem feierlichen Gebete zu beschließen, und was ich damals sprach, war mir wenigstens mehr als eine Formalität, sondern der Ausdruck meiner Gesinnung. Nach dem Tagebuche: Tibi confisus sum illa tempestate, quum omnibus jam desertus viderer, Tu me reddidisti pulchrae libertati, reduxisti in patriam, patronos conciliasti et in hunc ipsum locum deduxisti, laetissimae spei nuntium et sponsorem. Tua liberalitas concessit, ut gratiae nostrae Tibi redditae sint preces. Utpote ab O. M. Domino maxima a Te petere licet. Nullatenus rogo vitam quietam et opulentam, sed animi dotes largas precor, omnium imploro maximum, quod Tibimet ipsi est, Spiritum Tuum sanctum, plenum vitae divinae pectus. Quod ad res externas, tale Te oro aevum, quod non constringat, sed excitet animum, talem populum, quocum sentiam, a quo intelligar, patriam denique claram, bonis viris non orbatam, magnorum studiorum nutricem.

dazu gegeben, und noch lange nach Mitternacht wurde da in mancherlei Zungen geredet.

Ich hatte damals meinen Bruder kommen lassen, der sich auf eigene Hand sehr tüchtig entwickelt hatte, als Apothekergehülfe in Aachen lebte und gern Medicin studiren wollte. Es mochte gewagt scheinen, daß ein angehender Privatdocent meinte, sich und einen studirenden Bruder erhalten zu können: aber ich pflegte mein Geld, das man damals noch nicht in Papierlappen erhielt, in eine Schachtel zu thun, und die war vom Honorar der „Gnosis" und der Symbolischen Bücher so voll geworden, daß es den Boden herausdrückte; das imponirte mir, und ich hielt das Unternehmen für unbedenklich, wenn ich auch Italien auf lange hin darüber aufgeben müßte.

Es war mir eine große Freude, wieder die akademische Kathedra zu besteigen; durch das gewaltsame Abbrechen und in den Jahren der Entbehrung hatte ich empfunden, daß doch das meine Stätte sei. Ich trug in diesem Sommer den ersten Theil der Dogmatik vor, die ich, als hier noch zur philosophischen Facultät gehörig, vorläufig christliche Philosophie nennen mußte, und das Leben Jesu. Dem angehenden Docenten, der ich wieder war, ist die Zahl seiner Zuhörer von besonderer Bedeutung. In der Dogmatik waren es nach einigem Schwanken 43. Als ich zum „Leben Jesu" kam, das ein Publicum war, standen sie bis weit hinaus auf den Vorsaal, und es ging mir wie dem guten Rau, daß ich fast verlegen mich hindurchdrängen mußte, mancher fand keinen Platz, zuletzt waren unterzeichnet 168, und die haben ausgehalten. Es war in

Tzschirner's großem Auditorium, wo sein Sarg gestanden hatte, und es war die Erinnerung an meine Schrift über die leipziger Disputation, die mir diesen glänzenden Anfang bereitete.

Für die Dogmatik hatte ich zwar kein ordentliches Heft, aber die alten Notizen, wie viel auch nach seitdem Gelerntem und Erfahrenem zu bessern war. Im Wintersemester las ich den zweiten Theil der Dogmatik, als Publicum die Apostelgeschichte des Lucas, und von ältern Studenten darum angegangen, hielt ich ein dogmatisches Examinatorium, das mir den sächsischen Standpunkt theologischer Bildung und Bedürfnisse anschaulich machte. Also nur, was ich schon früher getrieben und gelehrt. Desto munterer war dieses Jahr literarisch in Anspruch genommen. Was Freunde wünschten und was ein Unberufener zu geben drohte, hatte ich im Auftrage der verehrten Witwe Tzschirner's übernommen, die Herausgabe seiner dogmatischen Vorlesungen, die doch eine gewisse Hingabe und Sorgfalt erforderte. Sodann war der letzte und gewichtigste Theil der „Gnosis" herzustellen. Endlich hatte ich aus Unvorsichtigkeit noch eine Arbeit auf meine Schultern genommen.

In Leipzig war ein kleiner Buchhändler, Sühring, der drei Viertel des Jahres in großen Bärlatschen hinter seinem Ladentische stand und mit den Studenten die meisten Geschäfte machte, bei dem auch ich meinen Bedarf nahm, da er Credit und viel Rabatt gab. Der rühmte einmal gegen mich das dogmatische Lehrbuch des früh verstorbenen Klein, das werde von allen Theologen gekauft.

Ich sagte: „Es ist doch genau betrachtet ein sehr mittelmäßiges Buch." — „Ei, wenn Sie nur so eins für mich schreiben könnten!" rief er halb zweifelnd, halb auffordernd. Ich erwiderte: „Das könnte ich wol." Wir kamen rasch überein: als für etwas, das nicht aus meinem eigenen Triebe hervorging, war ich nicht mehr blöde die Bedingungen zu stellen, ich rieth, gleich 2000 Exemplare zu drucken, und ließ mir für das erste Tausend ein landesübliches starkes Honorar zuschreiben, für das zweite aber, wenn es zum Verkaufe komme, den vollen freien Mitbesitz. Es war das letzte, was ich geschrieben habe um Geld und Gut, doch auch das nicht ohne Neigung. Als ich mich darauf einließ, lag mir Lessing's Wort im Sinne von der wissenschaftlichen Bedeutung der alten lutherischen Orthodoxie. Die Darstellung derselben sollte wie bei Klein den Mittelpunkt bilden, allein ich wollte nicht den rationalistischen Gegensatz als berechtigt daneben stellen, sondern es war mir eine Lust, mich hineinzudenken in jene alterthümliche Gläubigkeit, und ihre Consequenzen so weit irgend möglich gegen die moderne Bildung zu ziehen. Dabei ging noch eine ganz moderne Absicht her, denen, die damals für die Träger der Orthodoxie galten, wie D. Hahn und seinesgleichen, zu erweisen, daß sie nichts weniger als das wären. Da in einem solchen Buche dieselben Bezeichnungen für bestimmte theologische Parteien und Stichworte häufig wiederkehren, hatte ich dafür eine Anzahl Abbreviaturen und Hieroglyphen, wie man sie etwa zu Niederzeichnungen für eigenen Gebrauch macht, in den Druck aufgenommen, zu denen natürlich ein voran=

zustellendes Verzeichniß den Schlüssel geben mußte. Als ich wieder einmal bei Tittmann war, der als Censor die einzelnen Bogen aus der Presse erhielt noch ohne jenen Schlüssel, hat er mir einen solchen Bogen gezeigt. „Da sehen Sie einmal, was für Unsinn gedruckt wird! Kein Mensch kann das verstehen. Dazu diese crasse Orthodoxie! und solchen Abgeschmacktheiten muß ich das imprimatur ertheilen!“ Ich verbiß mein Lächeln und hütete mich wohl ein Geständniß abzulegen, denn ich wollte das Buch, da von meiner eigenen Ueberzeugung darin gar nicht die Rede war, auch nicht recht schicklich erschien, in so jungen Jahren schon ein drittes dogmatisches Werk ausgehen zu lassen, namenlos in die Welt senden, und damit es doch einen Henkel hätte zum Anfassen, setzte ich ihm den Namen eines alten lutherischen Dogmatikers vor, die Wahl war gleichgültig; so ist der Hutterus redivivus entstanden. Das alles mochte sich hören lassen, aber Freund Sühring war hitzig auf sein Verlagswerk geworden, ich ließ mir's gefallen, daß der Druck anhob, als erst die Einleitung geschrieben war, bald begann das Drängen des Setzers, der nicht gern spazieren gehen wollte, und oft habe ich früh nach 11, wenn ich aus dem Collegium kam, mich hingesetzt und bis 1 Uhr am Hutterus geschrieben, wo der Junge aus der Druckerei schon harrte, um den Zettel heimzutragen. Das war eben möglich an einem so fest in sich abgeschlossenen Stoffe, der nach dem ersten Gedanken mir fertig im Kopfe lag, daß ich's nur abzuschreiben brauchte. Ich hätte das Buch nie von seinem ersten Verleger weggenommen, der wol mehr Freude daran erlebt

haben würde als der Verfasser: aber der Tod hatte dem betriebsamen Manne die Bärlatschen schon ausgezogen, als der zweite Druck nöthig wurde.

Wir waren damals eine rüstige Genossenschaft junger Lehrer der Theologie, von den Studenten die junge Facultät genannt, Theile, Niedner, Höpfner und Fleck, aber nach äußerer Stellung theils als außerordentliche Professoren, theils als Privatdocenten noch sämmtlich zur philosophischen Facultät gehörig, wie einst die Begründer des leipziger Pietismus. Da ist der theologischen Facultät der natürliche Gedanke gekommen, uns zu sich herüberzuziehen, welches statutengemäß dadurch geschah, daß man das Baccalaureat der Theologie erlangte als den niedersten Grad theologischer Würden. Zu diesen Würden, auf welche die Universität als altväterische Corporation mitunter eine Bedeutung legt wie ein Hof auf seine Rangklassen, kam da meine etwas unklare Stellung zur Sprache. In Tübingen war's damals noch in voller Geltung, daß die Doctoren der Philosophie zum Unterschiede besonders vom Doctor der Theologie Magister genannt wurden. Aber nach der Disputation erschien im Lectionskatalog, dessen formelle Anordnung Sache der Dekane war, mein Name mit dem D. und ich ersah aus gelegentlichen Zuschriften von Mitgliedern der theologischen Facultät, daß sie mich als ihren Doctor betrachteten. Allein dazu war ich doch nicht förmlich ernannt, und hatte die Beglückwünschung des Dekans als Doctor Theologiae im lateinischen Sinne als Lehrer derselben genommen. Indeß habe ich nicht groß darüber nachgedacht, und mich an den

Namen, den mir jedermann gab, gewöhnt; auf der Festung ward er mir lieb, da er bei der allgemeinen Degradation mir nicht genommen werden konnte. In dem amtlichen Zeugnisse der Universität nach meiner Entsetzung stand er voll ausgeschrieben, in Dresden war er mir gesellschaftlich bequem, und so steht auch das D. auf dem Titelblatte schon der ersten Ausgabe meiner Dogmatik. Als ich aber nach Leipzig kam, wo damals das Magisterthum noch nicht von den Literaten weggeschwemmt war, schien mir unangemessen, etwas an sich Gleichgültiges zu beanspruchen, das ich nicht urkundlich behaupten konnte, nannte mich also wieder Magister. Bei Gelegenheit der Disputation, wo üblich ist, zum Namen alle mögliche Titel zu setzen, besprach ich die Sache, wie sie war, mit Tittmann, der seit jener leidenschaftlichen Scene sich durchaus freundlich gegen mich erwies, auch er war zweifelhaft, was zu thun sei, und als ich vorschlug, ich wollte mich als Licentiat der Theologie bezeichnen, das sei keinenfalls zu viel, gefiel ihm das sehr wohl, und so wurde ich aus eigener Machtvollkommenheit Licentiat der Theologie, was dem Magister nichts abbrach. Als dann die Geschichte mit den Baccalaureen kam, frug Tittmann: ob ich's nicht auch mit werden wollte? Ich war das gern zufrieden und stieg so zu nochmaliger Degradation herab. Dafür war die Facultät so gefällig, ein Colloquium, eine Art Examen, nicht von mir zu fordern, sondern erst, nachdem die Andern das bestanden, wurde ich hereingerufen, und hatte als der erste den Eid zu leisten, auch im Namen aller eine Art Dankschlußrede lateinisch zu halten. Der Eid war damals eben

in Sachsen wenigstens für die theologische Facultät auf die bloße Beachtung der öffentlichen Kirchenlehre ermäßigt worden, und ich konnte in der Schlußrede von mir sagen, daß, wie ich diesen Eid mit gutem Gewissen übernommen habe, ich auch das Gelübde hinzufüge, die Freiheit der protestantischen Kirche immer hoch zu halten und tapfer zu beschützen.

Unter jenen Genossen war ich nächst Niedner, dem ältern Schulfreunde, vornehmlich mit Höpfner befreundet, demselben, den Robert Müller einst mit dem Blasebalge verscheucht hatte. Er war ein strenger, eifriger Rationalist. Auf einmal fing er an zu weissagen, zunächst Hungersnoth — der Frau Tzschirner schrieb er, sie solle sich mit Getreide versorgen —, dann die Türken in Sachsen, Sturz des Papstes, Vereinigung der verschiedenen Kirchen, dabei er für sich selbst eine Art liberales Papstthum erwartete, auch mir eine hübsche Stelle dabei zudachte. Ich habe alles aufgeboten, um den gutherzigen, aufrichtigen Menschen von diesen Thorheiten abzubringen, er wollte sie durchaus in akademischen Vorlesungen verkünden, ich brachte ihn wenigstens dazu, da er ein guter Lateiner war, sie lateinisch zu halten, in der Hoffnung, daß es da weniger Aergerniß geben werde. Ich habe einmal zugehört, und der sonst wenig beredte Mann sprach nicht nur reines Latein, sondern auch mit Beredsamkeit vor einer großen Schar, die nach der ersten Neugierde ihn doch bald verließ. Der Uebergang vom Rationalismus zu einem phantastischen Mysticismus hat sich mir schmerzlich an ihm dargestellt. Zuletzt handelte ich mit ihm: da die Gerichte sofort über

Deutschland hereinbrechen sollten, welche Frist er setze, sodaß, wenn es bis dahin nicht eintreffe, er sich selbst für einen falschen Propheten erkennen wolle, also für gar keinen. Da ward er doch bedenklich, und die Möglichkeit Jahr auf Jahr hinaussetzend, blieb er endlich beim siebenten Jahre stehen als äußerstem Termin. Er zerfiel mit seiner akademischen Stellung. Der Graf Ludwig von Schönburg, jener mir ungnädige Vormund, der alles Uebergläubige auf seinen Gütern versammelte, hat ihn zum Pfarrer in Remsa berufen. Da hat er einmal, um nach seiner Weise einen alten kranken Mann zu bekehren, der nichts mehr von ihm wissen wollte und ihm die Hausthür verschließen ließ, eine Leiter angelegt, ein Fenster eingedrückt und in die Oberstube hineingepredigt, wo sein verstockter Sünder lag. Ich habe ihn, als er mit seiner Gemeinde zerfallen, zurückgetreten, alt und krank wieder in Leipzig lebte, noch einmal besucht und an unsern Pact von den sieben Jahren erinnert. Er lächelte geheimnißvoll und seine Rede sprang über auf einen Geist, der ihm unlängst am Morgen erschienen sei, ganz unverkennbar. „Und was hat Dir der Geist offenbart?“ frug ich. „Er sagte ganz vernehmlich: guten Morgen, Höpfner!“

Der alte Vater Herbst, der wirkliche Vater, kam in dieser Zeit einigemal zu mir. Er hatte vordem übel von mir gedacht, jetzt, wo er mich in achtbarer, sicherer Stellung meinte, hat er, niedergebeugt, Trost oder doch ein williges Ohr für seine Klagen bei mir gesucht. Mein Herbst hatte das theologische Examen machen wollen, bevor er zu mir nach Erlangen kam, er war demselben vollkommen

gewachsen, aber gedankenverwirrende Kopfschmerzen in diesen Tagen ließen es nicht dazu kommen. Nachher einmal in Baiern hat es ihm am Entschlusse gefehlt. Dann kam die Untersuchung, er wurde in Altenburg zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt, von denen er doch nur eine kurze Zeit, und auch diese weniger auf der Leuchtenburg, als am Fuße derselben in dem befreundeten Pfarrhause Zeulenrode verlebt hat. Gleich nachher war der Candidatenexamen wol nicht zulässig. Dann fehlte wieder der Entschluß. Er schrieb einen ernsten religiösen Roman, „Die Jugendfreunde", mit manchen Nachklängen unserer eigenen Jugend, dann unternahm er die „Bibliothek christlicher Denker", das Leben von Hamann, Lavater, Jacobi war erschienen und mit Achtung aufgenommen worden, als durch Bedenken des Verlegers das Unternehmen stockte. Dieses nur literarische Dasein eröffnete ihm keine sichere Zukunft, er mußte wol auch den Vater noch mehrfach in Anspruch nehmen, den ich nur trösten konnte mit meiner Ueberzeugung von der sittlichen Tüchtigkeit des Sohnes und mit meiner Freundschaft für denselben.

Von alten Freunden aus der Burschenschaft stand nur noch einer mir zur Seite, Magister Krüger, Lehrer und Hausfreund im Wenk'schen Hause. Ein Freund wie Goldhorn es war für Tzschirner und Bretschneider, selbst gelehrt und vollkommen ebenbürtig, doch zu eigener literarischen Mittheilung wenig geneigt *), besprach er mit mir,

*) Wir haben von ihm: „Grégoire, Bischof von Blois, nach seinen Denkwürdigkeiten" (Leipzig 1838). „Bericht über die erste evangelische Generalsynode Preußens" (Leipzig 1846).

was ich schreiben wollte und sah es prüfend durch, wenn es geschrieben war. Er hat früh ein einträgliches Pfarramt auf einem Gute der Familie Wenk im Preußischen angenommen und hatte nicht Lust darüber hinauszugehen. Nach dieser örtlichen Trennung habe ich auch in jener unmittelbaren Hülfleistung ihn sehr vermißt, und wiedererkannt an einigen Recensionen, die nur er mit dieser ernsten Freundschaft und mit so genauer Kunde über meinen wissenschaftlichen Bildungsgang geschrieben haben konnte.

Ich wurde mit Weiße, dem philosophischen Professor, bekannt. Um die Mitte dieses Sommers hat er mich eingeführt in einen Verein, der sich einen Abend der Woche reihum versammelte. Es wurden kleine Vorträge gehalten und besprochen, zuerst meine ich, war es der soeben erschienene zweite Theil des „Faust", an dessen Räthselnüssen wir knackten, oder ein freies Gespräch erging sich mitunter in ziemlich hohen Regionen. Man trank eine Tasse Thee mit Butterbrot, und da dieses insgemein in Sardellensemmeln bestand, die mir einen unerträglichen Durst bereiteten, führte ich ein Glas Bier dazu ein, was Beifall fand. Wir waren ihrer sieben, sämmtlich junge Gelehrte verschiedener Fächer, ich der einzige Theolog, da Weiße sich damals noch nicht in die Theologie vertieft hatte, die größere Hälfte akademische Docenten, unter ihnen Volkmann, der nachmals berühmte Physiolog von Halle. Noch mehr den Mittelpunkt der Genossenschaft bildete ein Jurist, ich habe mich nachmals gewöhnt, ihn Hermann zu nennen, damals nannten wir ihn auch den Armenadvocaten, wol

in Bezug auf den Jean-Paul'schen Armenadvocaten Siebenkäs, und weil ihm nachgesagt wurde, daß er lieber Processe für die Armen führe als für die Reichen. Er ist in diesen Tagen durch Vertheidigung einer Dissertation, die noch jetzt unter Juristen als Autorität angeführt wird, Doctor juris geworden, es war eine glänzende Disputation, der ein nicht minder glänzender Doctorschmaus folgte, an dessen Ausgange manche alte und junge Professoren sich umarmten, die es bisher nicht gethan hatten. Der junge Doctor war ein gewandter Geschäftsmann, der bereits einem großen Geschäftskreise höchst gewissenhaft vorstand, doch gehörte seine Neigung der bildenden Kunst, die er mit entschiedenem Talent übte als Dilettant und zum Kunstkenner sich bildend. Mir war diese Bildung eine wildfremde, er eine feine, sanfte und zugleich heftige Individualität, die von seiten derer, die ihm nahe standen, manche Rücksichten, ohne sie annehmen zu wollen, unbewußt forderte, Rücksichten, mit denen ich ganz unbekannt war, ich von viel gröberm Stoffe, aber wir schlossen uns immer mehr aneinander.

Als ich einmal aus dem Collegium kam, es war die Speisung der Fünftausend, trat mir Goldhorn mit der Frage entgegen: „Haben Sie Röhr gesehen? er war drin." Ich hatte das zu verneinen, es war mir auch gleichgültig. „Wollen Sie nicht mit ihm heute Mittag bei mir essen?" Ich verneinte auch das. Es war nicht lange her, daß der General-Superintendent von Weimar, das sichtbare Haupt der Rationalisten, über den ersten Theil der „Gnosis" in seinem Journal eine Recension

gebracht hatte, die mit ihrer Anschuldigung des Pantheismus, weil ich den lieben Gott nicht fern genug von der Welt gesetzt hatte, und des Allegorisirens, weil ich einigen Sinn nachwies in den alten Kirchenlehren, mir abgeschmackt und feindselig vorkam. Goldhorn in seiner ruhigen Weise redete mir zu, daß man solchen gelehrten Streit nicht persönlich nehmen dürfe. Wir aßen also zusammen, und Röhr's klare Verständigkeit, die etwas Vertrauenerweckendes hatte, sagte mir zu. Er aber hat über mich gesagt, wie Goldhorn mir's berichtete: „Sein System taugt den Teufel nicht, aber nach Jena muß er doch!“

Anderes wies nach Halle. Dort war ich noch vor meiner akademischen Wiedergeburt einmal mit einem ältern dresdener Pastor gewesen. Wegscheider hatte meine Dogmatik vor sich liegen, zwei recht niedliche Rationalistinnen servirten den Thee, dann kam zufällig Niemeyer, der Kanzler, der kürzlich hochverehrt sein Amtsjubiläum gefeiert hatte, wir gingen mit ihm, er führte uns im Waisenhause umher, schließlich kamen wir in sein Familienzimmer und setzten uns auf gastliche Einladung zum Abendbrote. Ich saß neben der Braut seines Sohnes, des Professors in Jena. Mit einer liebenswürdigen Braut kommt man leicht über die Ideale der Liebe zu reden. Wir philosophirten über dieselbe, daß sie aus der Sehnsucht des Unendlichen entspringe, und meinten dasselbe Gefühl in seinen verschiedenen Accorden ausgesprochen zu haben, als zu heiterer Ueberraschung herauskam, daß wir im echten Geschlechtsunterschiede jedes ein Anderes gemeint hatten. Sie: was nicht in ihr sei und nimmer sein könne,

daß sie's im Geliebten besitze; ich: daß dieses, was wir am andern lieben, eigentlich nicht das jetzt schon Wirkliche sei, sondern nur die Anlage dazu, und doch die höchste Wahrheit dadurch in sich trage, daß es die Idee des geliebten Wesens sei, dasselbe in seiner ganzen Unendlichkeit aufgefaßt. Der Kanzler, der uns gegenüber saß, drohte einmal, dieses Dasein nur füreinander morgen nach Jena zu melden. „Mögen Sie bald das liebe Ideal finden!" sagte sie beim Abschiede. Der dresdener Pastor aber grollte mir auf dem Wege zu unserm Nachtlager: „Was sind Sie für ein Mensch! Da haben Sie den ganzen Abend mit dem Mädchen geredet, und dem berühmten Manne, dem Kanzler, kaum geantwortet, wenn er Sie frug." Er war mir doch sehr wohlgesinnt geworden. Zu meiner leipziger Disputation ist er herübergekommen, und selbst die Frau Kanzlerin erschien einige Minuten auf der Galerie, daß ich sagen konnte, wie ein Engel, mich im heißen Kampfe zu stärken.

Es war doch das Abscheiden des Kanzlers Niemeyer nur zu bald nach meiner Disputation, durch das meine örtliche Stellung bestimmt zu werden schien. Gesenius schrieb mir am 18. December: Es sei im Werke, nach Halle eine frische Kraft zu rufen, und zwar einen philosophisch gebildeten Dogmatiker, er sei überzeugt, wie er das bereits unlängst mit De Wette besprochen, daß ich der rechte Mann dazu sei. Die theologische Facultät habe kein Vorschlagsrecht, der Minister frage sie wol zuweilen, doch würde ihr Beirath jetzt mit Mistrauen aufgenommen werden, aber er habe dafür gesorgt, daß der Regierungs-

bevollmächtigte von Halle mich dem Minister von Altenstein dringend vorschlage. Ich aber solle sofort, wie ohne davon zu wissen, dem Cultusminister und dem Geheimenrath Schulze als Decernenten in Universitätssachen schriftlich meinen Wunsch aussprechen, nach Halle zu kommen. Ich schrieb doch erst an den Bischof Neander, ihm die ganze Sache darlegend. Er antwortete: vielleicht wäre besser gewesen, vorher noch einige Steine aus dem Wege zu räumen, aber wie jetzt die Sache stehe, solle ich nicht schreiben, sondern sofort nach Berlin kommen. Ich reiste also kurz vor Weihnachten. Schulze sagte: „Sie kommen zu spät. Wir haben Ullmann von Heidelberg berufen mit einem Gehalt von 1400 Thalern, und ich zweifle nicht, er wird annehmen."

Dies also hatte in Frage gestanden, ob ein Dogmatiker neben Wegscheider, oder ein Kirchenhistoriker, dafür Ullmann galt, neben Gesenius zu berufen sei, der zwar seinen Ruhm auf morgenländischem Gebiete hatte, aber mit seiner großen Gewandtheit den in Halle damals versammelten theologischen Scharen auch die Kirchengeschichte vortrug. Doch fügte Schulze hinzu: „Besuchen Sie den Minister, der Ihnen wohlgesinnt ist." Ich bat nach dortiger Sitte schriftlich um diese Erlaubniß, erhielt die Stunde gegen Abend bestimmt, wurde durch einige Zimmer voll antiker Köpfe und belaubter Bäume, dann durch ein von Blumenduft fast berauschendes Cabinet in sein Arbeitszimmer geführt, wo Gemälde, Risse, Bücher, Blumen ringsumher standen und lagen. Er trat bald herein, ließ mich neben sich setzen und sprach: „Wir sind für Halle

versehen, aber wollen Sie nicht hierher nach Berlin kommen?" Mein überraschtes: „Wie gern!" fehlte dem nicht. „Welche Bedingungen machen Sie?" Meine Antwort war, daß ich gar keine Bedingungen zu machen hätte, sondern alles nur zu nehmen als eine freie Gnade. „Nun", sagte er freundlich, „ich werde Sie keine Noth leiden lassen, ich will das mit Neander besprechen, der ja Ihr Freund ist."

Den Heiligen Abend war mir vergönnt bei Reimer's zu sein, es war eine reiche Bescherung in dieser stattlichen Familie, ein Zuckerhäschen bezeichnete auch einige Scherzgaben für mich. Schleiermacher habe ich zuerst in seiner Kirche gehört über die Botschaft des Täufers predigen: „Bist du der, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" wie auch uns diese Frage sich noch aufdränge, da wir bemerken: vorerst das stete Schwanken in unserm Leben, wenn wir nach der Aufnahme in den Stand der Gnade wieder herabsinken in die Schwachheit des Fleisches; sodann die Beschränkung der Kirche auf die Minderzahl der Menschheit und ihre Niederlage unter dem Islam, während Christus doch Himmel und Erde ihm unterthan genannt habe; endlich die innern Zerrüttungen und Zerklüftungen der Christenheit selbst. Mir kam vor, als wenn die Verwickelung dieser Bedenken eindringlicher dargestellt sei als die Lösung derselben, doch war ich tief ergriffen, berührt vom Geisterhauche des religiösen Genius. Als ich zu ihm kam, hat er mich angeredet: „Nun, was sagen Sie dazu, daß Sie durchaus zu meinem Jünger gepreßt werden sollen?" Ich erwiderte, daß ich doch man-

ches von ihm gelernt habe, und noch vieles zu lernen hoffe. Ich war sein Gast in der „Gesetzlosen Gesellschaft", wo man bei nicht spärlichem Abendessen viele witzige und beißende Reden dieser gewählten Genossenschaft vernahm. Da saß Schleiermacher im muntern Gespräche bis nach Mitternacht, früh 7 Uhr stand er wieder auf der Kanzel.

Noch fehlte die Genehmigung des Königs, nach Einholung derselben sollte mir die förmliche Berufung nachgesandt werden. Den Neujahrstag 1829 habe ich bei der Mutter gefeiert, wie ich's versprochen hatte, und unter frohen Hoffnungen. In Leipzig hatte unser Abendkränzchen guten Fortgang gehabt. Wir waren auch darauf gerathen, einen Roman zu schreiben, nämlich ohne gemeinsamen Plan, sodaß jeder, bei dem die Gesellschaft zusammenkam, eine beliebige Fortsetzung zu lesen habe, Volkmann hatte angefangen, es hieß „Der Bär oder das Siebengestirn". Viele muntere Einfälle und manche romantische Anläufe kamen zu Tage, aber da jeder seinem Nachfolger die Fortsetzung fast unmöglich zu machen suchte, kam es nicht zur zweiten Reihenfolge, und ich ließ den in einen Bär verkleideten Helden sich erschießen, weil er ein durchaus verfehlter, lebensunfähiger Charakter sei.

Neben der einfachen Regel dieses Kränzchens gab Hermann zuweilen kleine Abendessen, ziemlich für denselben Kreis. Ich mußte einmal wegen heftigen Katarrhs absagen, und lag ganz elend auf dem Sofa. Da kamen zwei Tischgenossen als Deputation, redeten mir beweglich zu, und entführten mich mir selbst. Ich hatte anfangs an der gastlichen Tafel den Kopf mit beiden Armen zu

stützen, aber als ich ein wenig gegessen, das Glas einigemal geleert hatte, das Gespräch hin- und herflog, dann aus dem Nebenzimmer eine gute Musik von Blasinstrumenten hallte: vergaß ich nach und nach meine Mattigkeit, und ich war gesund, ehe ich's noch merkte; ein lebendiger Zeuge von der Macht zwar nicht des Geistes an sich, doch sinnlich geistiger Mittel über den kranken Leib.

An einem solchen Winterabende war's, daß Hermann zu mir sagte: „Ich gedenke im August nach Italien zu gehen, etwa auf ein Jahr, da sollten Sie mitgehen!" In der Lust dazu rief ich sogleich: „Gewiß geh' ich mit!" Als ich zu Hause mit mir die Mittel erwog, meinen studirenden Bruder daneben, erfand sich freilich die Schwierigkeit, und es galt damals eine solche Reise noch für eine ganz andere Sache als jetzt, da die Wege gebahnt und geschienet sind. Indeß ich bedachte: bin ich den Sommer durch recht fleißig in Berlin gewesen, so wird Altenstein mir ein Jahr Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise nicht versagen, ich verkaufe alles, was ich habe, mein Recht auf die zweite Hälfte des „Hutterus", der bereits unter die Leute kam, allenfalls auch und nicht um 30 Silberlinge das „Leben Jesu", dazu findet sich etwas Credit für einen berliner Professor, und ich führ' es durch! Sofort wurde die italienische Grammatik zur Hand genommen und ich begann die Werther-Briefe Ugo Foscolo's zu lesen.

Bei jener Befreundung traten allmählich Beziehungen auf einen Damenkreis hervor, der auf Hermann's anderer, uns nicht zugewandter Seite stand. Ich bin doch erst nach

der Rückkehr aus Berlin in denselben eingeführt worden, und empfand sofort, daß hier ein höherer Schwung des Geistes und eine feinere Bildung walte, als man anderwärts gewohnt war. Die Damen bildeten, nach etwas zweifelhafter Zählung der ab- und zugehenden, auch ein Siebengestirn, den lichten Kern die drei Schwestern Hermann's, die beiden ältern bereits vermählt. Ich hatte sie vor Jahr und Tag flüchtig bemerkt, wenn sie um die Allee gingen, drei junge blonde Damen in tiefer Trauer um den Vater, die Mutter hatten sie schon als Kinder verloren. Auch war mir die jüngste im Gewandhausconcert aufgefallen, ein feines, geistig bewegtes Gesicht mit sinnigen Augen. Wir waren schon ziemlich miteinander bekannt, als ich zum erstenmal sie traf im Hause der ältern Schwester, sie sagte ganz unbefangen: „Sie sind am Sylvester recht vermißt worden." Man hatte damals allerlei Maskenspiele aufgeführt, zu denen ich eingeladen war. Bald nachher fand ich sie auf dem akademischen Ball, scherzweise das Magisterhüpfen genannt. Als das anmuthige schlankaufgewachsene Mädchen, die reichen goldenen Locken auf den weißen Nacken herabspielend, in meinen Armen durch den Saal flog, ward mir's ahnungsvoll zu Muthe. Sie hat nachher mit meinem Collegen, Professor Fleck, getanzt, der sie heftig verehrte, und kam jubelnd zu erzählen, daß er am Schlusse gesagt habe: „Dieser Tanz war sehr ennuyant". Der Gute hatte gemeint, daß durch allerlei Gedränge und Gewirre sie wenig zum Tanzen gekommen seien, aber sie hielt lachend dabei fest, daß es ihr gesagt sei. Wir haben dann auch den

Cotillon zusammen getanzt, obwol sie meinte, daß sie den eigentlich nicht tanze, weil man bei den Touren jedem, der eben komme, die Hand geben müsse. Sie wußte einiges aus unserm Roman, dem „Siebengestirn", und wünschte mehr zu wissen. Ich erklärte, wenn ich recht schön gebeten würde, mich bereit zu einem Landesverrath, dergleichen mir nicht fremd sei. „Nun, so seien Sie recht schön gebeten!" Ich habe ihr den Roman ausgeliefert, und schlechten Dank dafür gehabt, denn sie hat ihre genaue Kunde davon und daß sie auf geheimnißvollem Wege dazu gelangt sei, zumal vor ihrem Bruder, der diese Auslieferung bitter empfunden haben würde, mit so übermüthiger Lust merken lassen, daß ich in nicht geringe Verlegenheit kam. Von jenem Ballabende bin ich freudvoll und leidvoll weggegangen, denn je mehr ich fühlte, daß eine übermächtige Leidenschaft heranziehe, desto mehr graute mir nach bisherigen Erfahrungen vor vergeblichem Herzenskummer. Ich hatte davon gehört, daß sie viel umworben sei, die Damen hatten einmal Herzensverse, wie sie's nannten, aufeinander gemacht, diesen auf sie:

> Mein Herz ist wie ein herrlich Schloß
> Mit einer Beletage.
> Im Hofe liegt der ganze Troß,
> Und groß ist die Passage.

Das blieb freilich noch ungewiß gelassen, wer die Beletage beziehen werde, die Schloßherrin war nichts weniger als kokett: aber mir dünkte entsetzlich, etwa diesem Troß mit zu verfallen. Daher kam ich mit einem recht wackern Vorsatze zu einer Abendgesellschaft der zweiten

kürzlich vermählten Schwester, bei der die jüngste wohnte. Aber als ich bei Tische meinen Platz neben ihr fand, vor ihrem holden Tief- und Leichtsinn gingen alle guten Vorsätze in Feuer auf, es war die zweite Pauline. Ich mußte an jene Marie denken, die ich einst poetisch geliebt hatte, sie war in ihr wiedergeboren, aber reicher begabt von der Natur, im glücklichsten Sinne ein schönes Weltkind, und doch ein Heiligthum frommer Unschuld und friedlichen Kinderglaubens in ihrem Herzen. Ich verglich sie auch mit Linda im Gegensatze von Lianen im „Titan", doch war in ihr nichts tragisch Titanenhaftes, eher neben dem frischen Muthe des Glücks die Sanftmuth denkbarer Hingebung, ja sie sagte, wie sie manchmal sich nicht getraue die Augen vor sich selber aufzuschlagen, wenn sie allein sei. Uebrigens mit meiner Vorliebe für Linda war sie ganz einverstanden, wie denn diese Gestalten der Jean Paul'schen Romane in diesem Kreise galten wie gute Bekannte, und jede Andeutung auf dieselben verstanden wurde. Eine junge Dame am Tische gegenüber führte die Sache Liane's. Ich war so ungerecht, gegen meine alte Neigung zu sagen, mit ein wenig Schwindsucht sei es nicht schwer eine Liane zu werden, und Pauline stimmte ein, mit Lianen sei es mitunter kaum auszuhalten, wenn nicht Albano neben ihr säße. Mich selbst mochte ich heimlich mit Wilhelm Meister vergleichen, der auf dem Theater versucht hatte, wozu ihm die wahrhafte Anlage versagt war, wie ich mit der Poesie; aber auch meine Natalie war gekommen, nur daß sie mir nicht so in den Schos zu fallen schien wie dem glücklichen Helden des Romans.

Als ich, wie man's aufgeregt nach einem Gastmahl thut, mit Weiße noch einen Spaziergang um die Stadt machte, kam die Rede auf die Damen, und da ich von der Einen mit Enthusiasmus redete, sagte der Philosoph: „Sehen Sie sich vor mit Ihrem Herzen, jener Schatz wird von Zaubermächten bewacht und möchte schwer zu heben sein." Ich bin dann noch lange verdüstert allein durch die Nacht hingegangen, bis ich mich zusammenfaßte in dem Beschlusse: kann ich sie nicht haben, will ich sie doch lieben! wem geht das etwas an!

Von Berlin war ein langes bedenkliches Schweigen erfolgt, endlich am 18. Februar ein Brief des Bischofs: Alles dort verloren, der Minister von Altenstein entschuldigt sich, ihm sei aus einem andern Ministerium eine Mittheilung gemacht worden, welche ihn, ohne sich dessen Feindschaft zuzuziehen, für jetzt nichts für mich thun lasse. Selbst für die allergnädigst angenommene Zueignung der Symbolischen Bücher, für das theure Exemplar in Saffian und Goldschnitt, erhielt ich keinen Dank. Nachmals hat sich ergeben, daß jene Mittheilung des Polizeiministers durch den Geheimrath von Kamptz hervorgerufen war, der für seinen Einfluß fürchtete, wenn durch die Berufung eines vermeintlichen Demagogen die Scheu des Königs vor demagogischen Umtrieben als nichtig dargestellt würde. Auch konnte mein Widersacher geltend machen, daß sich nicht zieme, zu derselben Zeit, in welcher Landeskinder noch mit langjähriger Aussicht dazu auf den Festungen saßen, einen Mann nach Preußen zu berufen, auf dem mindestens die Erinnerung desselben Verbrechens liege.

Es war mir ein harter Schlag. Daneben ein Nadelstich, daß die alte Dame, als deren Hintersasse ich wohnte, ihre Wohnung aufgeben wollte, und mir daher kündigte. Das war in Reichel's Garten der hintere Palast im dritten Stock, eine große Eckstube mit der Aussicht weit über das Flachland, wie Leipzig sie bietet; auf den Wänden hatte ein Schauspieler, der vordem dieses Zimmer bewohnte, decorationsmäßig italienische Landschaften gemalt; die Stätte war mir sehr lieb. Mich dünkte an einem Tage der Niedergeschlagenheit, daß in diesem Jahrhunderte mein Glück nicht aufkommen wolle, und so muthlos geworden schrieb ich an Hermann, daß ich auf Italien verzichten müsse, da die Möglichkeit dieser Reise auf einer verheißenen berliner Anstellung und auf einem gehofften dortigen Urlaube beruht habe. Er kam sogleich zu mir, unser Gespräch war trübe und gespannt, er hatte etwas auf dem Herzen ohne es herausbringen zu können. Nach einer Stunde erhielt ich diesen Brief:

„Mein theurer Freund. Ich muß unserm traurigen Gespräch über die zerstobene Hoffnung noch zwei Worte hinzufügen, die mir schon bei Ihnen auf der Zunge lagen, aber dort keine bequeme Gelegenheit fanden sich herauszufinden. Sie hatten mir Ihr Vertrauen geschenkt, daher lag mir die Frage nahe: was Sie denn eigentlich nun bestimmte, den schönen Plan aufzugeben, da Sie doch gerade jetzt am freiesten zu sein schienen. Sie haben mir darauf blos im allgemeinen erwidert, daß es Ihnen jetzt eben unmöglich wäre, die Reise zu unternehmen, und ich bin weit entfernt mich noch weiter in Ihre Verhältnisse ein-

drängen zu wollen. Allein fast hat es mir geschienen, als wenn unter jenen Hindernissen der leidige Geldpunkt mit begriffen wäre. Sollte dies wirklich der Fall sein, und sollten andere, ernstere Hindernisse sich vielleicht noch überwinden lassen, so sollten Sie sich wenigstens nicht abhalten lassen. Ich kann mit größter Bequemlichkeit die Auslage übernehmen, und würde mich, wenn Sie mir dies gestatten wollten, gern in alles, was Sie begehrten, fügen, um Ihnen diese kleinste aller Dienstleistungen nicht unbequem zu machen."

„Irre ich mich und habe ich Thorheit geredet, so verzeihen Sie's. Ich kann die Hoffnung noch immer nicht aufgeben, daß wir Albano's Jugendinsel und das Land der übermüthigen Cyklopen und alle Herrlichkeiten der ewigen Roma zusammen erblicken und von dort einen Frühling für das ganze Leben mitbringen sollen. Darum wende ich mich auch nach dem schwächsten Hoffnungsschimmer, der noch übrig ist. Vale mihique fave. H."

Ich habe geantwortet: daß ich's gern annehmen würde, wenn ich mein Leben auf ein paar Jahre hinaus im Himmel assecuriren könnte. Noch liege ich im Streite mit meinem Gewissen. Er möge nur reisen, (er wollte am nächsten Tage nach Berlin) nach seiner Rückkehr wollten wir's als Männer und Freunde überlegen. Am nächsten Morgen erhielt ich diesen zweiten Brief:

„Ich gehöre sonst nicht zu den Leuten, welche gern die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen den Finger bietet; aber hier kann ich unmöglich bis zur Rückkehr von Berlin schweigen. Um des nichtswürdigen Geldes

willen dürfen Sie wahrhaftig nicht zurückbleiben! Das wäre Verrath an der guten Sache."

„Wenn Sie sich im Himmel auf ein paar Jahre assecuriren lassen könnten! — doch wol, um mir's recht sicher wieder zu geben? Aber wahrlich, Freund, es wäre nicht der Mühe werth, auch nur die leipziger Hagelschädenassecuranz statt jener himmlischen zu incommodiren. Ob Sie mir's nun in zwei, zehn, zwanzig, funfzig Jahren, oder post vitam wiedergeben, ist's nicht völlig gleich? ist's nicht genug, daß ich den Bettel für mich nicht brauche, und daß ich mich sehne, ihn auf gute Manier los zu werden, damit er erst dadurch zu etwas werde? Und sollten nicht zwei Menschen, die einmal miteinander nach Italien reisen wollen, eigentlich ihre paar Dreier zusammenschütten, und davon herrlich und in Freuden leben, ohne den Teufel zu fragen, wo's herkäme, wie es nach süddeutschem Rechte die Ehegatten machen auf der Reise durchs Leben."

„Nichts für ungut, daß ich so kauderwelsch rede, es kommt daher, daß ich mich der italienischen Grenze wieder näher gerückt fühle. Ich ruhe nun nicht wieder, bis ich Sie wiedergewonnen, oder aus triftigern Gründen noch einmal verloren habe. Kommen Sie mit, Freund! Ihr sieben- oder achtundzwanzigstes Jahr, oder in welchem Sie eben stehen mögen, kommt nicht wieder, und wenn Sie auch künftig einen bessern Gefährten finden sollten, so werden sie doch keinen finden, der treuer und glücklicher an Ihnen hängt. Ich habe jetzt mein ganzes Leben mit allen seinen Wünschen, Hoffnungen und Plänen in

das schöne Land hineingebaut. Die letzten Zweifel über meine Zukunft müssen sich dort lösen, und ich hoffe mit größter Zuversicht, als entschiedener, glücklicher Mensch zurückzukehren. Aber mit allem diesem ist die sichere Erwartung, daß wir zusammenbleiben würden, so innig durchwachsen, daß ich — ich will nicht sagen, mich in meinen Hoffnungen zerstört fühle, sondern mich eben nicht stören lasse, und dem Schicksal vertraue, daß es uns noch zu Gesellen machen werde. Ich will Sie nicht weiter bestürmen, aber noch einmal: um des Lumpengeldes willen bleiben Sie nicht zurück! Unveränderlich Ihr H."

Da ging ich natürlich zu ihm, wir gaben einander die Hand, wir waren beide bewegt, und sahen Bilder an. Das war im Februar. Wie es mit der Ausführung gehalten worden ist, daran erinnert mich ein Billet vom 17. Juni:

„Wir waren neulich darüber einig, daß es allgemach Zeit würde, an die nähern und nächsten Vorbereitungen zur Reise zu denken. Nun gehört aber nach Reichardt's «Passagier» und anderer vielgereister Leute einstimmiger Meinung, seitdem die goldenen Zeiten der alten Gastfreundschaft vorüber sind, außer Verstand und Zeit noch der Klang edler Metalle zu den hauptsächlichsten Reisebedürfnissen. Wir haben diesen Punkt schon einmal vorläufig behandelt und Sie entsinnen sich wol, daß Sie mich diesfalls zum Bankier annehmen wollten. Deshalb wollte ich Ihnen nur melden, daß ich von Stunde an gerüstet bin, Ihnen mit dem Erforderlichen, sei es in ganzer oder getheilter Summe, zu dienen, und Sie bitten, mir ge-

legentlich einige Winke zu geben, wie ich meines Amtes warten solle."

Wie ich dieses Verhältniß empfunden habe, dessen gedenkt eine Stelle im dritten Theile der „Gnosis", da, wo der Unterschied der Liebe und Freundschaft von bloßer Achtung und sittlicher Uebereinstimmung mich zu dieser rein persönlichen Aeußerung verführt hat:*)

„Viele unter den Zeitgenossen, Tausende in der Vorwelt achte ich hoch wegen ihrer sittlichen Würde, aber wie ihr mich, so hab' ich euch aus Tausenden erwählt: dich mein Ferdinand, du Erster und Liebster, der du, mit der Wahrheit in der treuen Brust, unermüdlich nach der Wahrheit in den Schulen der Weltweisen und Gottesgelehrten umherziehst; und dich, du wildes, edles Herz, das nicht nach der Lust, aber nach dem Ruhme der Welt so stürmisch verlangte, — wir hofften dich einst unter den Helden des Vaterlandes zu begrüßen, ruhmlos bist du wol lange schon in ein fernes unbekanntes Grab versunken, du bist verschollen in der Welt, aber wie ihrer eigenen Jugend und ihrer Hoffnungen gedenken deiner die Freunde; und auch dich, du zarter, kühner, künstlerischer Geist! wir fanden uns erst, als ich den heiligen Kreis der Jugendfreunde schon geschlossen dachte, wir haben den ersten Frühling der Jugend nicht miteinander durchlebt, aber Hand in Hand stehen wir treu verbunden vor einer schönen Zukunft, die als ein ewiger Frühling in unsern Herzen fortleben wird."

---

*) Ausgelassen wie alles Persönliche in der Auflage von 1870.



Im Tagebuch ist bemerkt zum 1. März: „Bis zum 21. Februar halb 3 Uhr währte mein Unstern.“ Es war die Stunde, wo der Freund mir schrieb. Wirklich seit dieser Zeit überkam mich ein Gefühl, daß jetzt mir alles glücken müsse. Nun es ist noch immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, aber es war ein prächtiges Gefühl und hat bis tief in den Herbst hinein ausgehalten. Selbst meine alte Hausdame hatte sich's überlegt und behielt ihre Wohnung, also auch ich die meine.

Die still Geliebte traf ich oft in unserm geselligen Kreise, und als der Frühling kam, mit denselben im Rosenthal, geheim hatte ich ihr ohnedem nichts zu sagen. Am Palmensonntag war Concert im Gewandhause. Unten wurde mir ein Veilchensträußchen angeboten, das ich für einen Dreier kaufte. Oben traf ich sie, es war ihr Geburtstag, ich gab ihr's mit einem Frühlingswunsche. In der Pause ging sie fort, es war mir sehr bedenklich warum und wohin? aber ich sah mein armes Sträußchen an ihrer Brust, und ließ mir genügen an diesem Theile, den ich doch an ihr hätte. Ich war damals zweifelhaft, soll ich beten: Lieber Gott, gib mir sie! oder gib mir den Muth sie zu verlieren! Wenn aber doch ein großer Schmerz in der Tiefe lauerte und zu Zeiten aufzuckte, daß die Eine, die ich über alles geliebt hätte, mir wol versagt sei, so war Italien so sehr mein Wunsch, die Freude der nahen Erfüllung so groß, daß ich mich tröstete, es werde jenseit der Alpen dennoch schön sein.

Für Pfingsten war eine kleine Verschwörung zwischen

den Damen und mir, daß wir einige Tage eine fröhliche Villeggiatur halten wollten auf einem Landgute, das die Geschwister am Eingange der Sächsischen Schweiz besaßen. Hermann, der diesmal unbewußt von seinen Händen geleitet wurde, war darauf gebracht worden, es anzustellen, und lud mich dazu ein, da ich doch einmal nach Dresden wolle; „auch kommen die Damen dahin, das lockt Sie doch am meisten.“ Die Andern waren schon dort, zur bestimmten Zeit fuhr ich von Dresden hinaus mit dem Pachter des Gutes, der außer mir ein Feuerwerk mitzubringen hatte, das hinten am Wagen aufgebunden war auf die Gefahr hin, wenn es sich entzünde, eine Eliasfahrt mit uns zu machen.

Dort begann ein köstliches Landleben, dessen Honneurs die älteste Schwester machte, welche, weil an einen Kaufmann verheirathet, schlechtweg die Madame genannt wurde, wie die Schwester des Königs von Frankreich, und wenigstens in diesen Tagen nannten wir sie auch die Landesmutter, sie eine Frau, die den Geist, den die jüngste Schwester noch fast unbewußt in sich trug, in feurigen Zungen umherflackern ließ, dazu künstlerisch gebildet und voll Gutmüthigkeit wie diese Geschwister alle. Das Ideal einer edeln Geselligkeit beider Geschlechter, geschmückt mit allen Gaben der Kunst und Wissenschaft, trat uns hier in seinen Anfängen vors Auge, und ließ hoffnungsvolle Träume seiner kommenden Verwirklichung besprechen. Am nächsten Tage machten wir einen Ausflug nach Böhmen, ich war in einen Wagen gewiesen nicht mit Paulinen, sondern mit der Landesmutter, die durch irgendeinen

Scherz, der sich lang erhalten hat, mich zum Stiefsohn annahm, der als solcher schon einige Jahre älter sein durfte als sie; Fräulein Alwine zur Stieftochter, diese eine junge Dame von vornehmer Haltung, voll Verstand und Charakter, die nächste Freundin Pauline's, die demzufolge meine Stieffreundin genannt wurde, was doch nicht haftete. Wir hielten das Mittagsmahl in Teplitz, fuhren dann auf den Schloßberg, herunter gingen wir andern, nur die beiden Schwestern fuhren, da kam an einer abschüssigen Stelle ihr Wagen ins Fortschießen, und es glückte mir zuspringend die Pferde aufzuhalten. Erst Wochen nachher sagte Pauline: „Die Schwester wird's Ihnen nicht vergessen, daß Sie Ihr Leben für sie gewagt haben“; so schlimm war es doch nicht. Das Nachtlager wurde auf dem hohen Gipfel des Milschauer aufgeschlagen. Nach einem Tage voll Lust und Muthwillen fanden die Damen dort nur eine Mooshütte zum Schlafen, Hermann und ich betteten uns in einer Art Höhle, und da es kalt war, gab mir Pauline ihren Mantel zur Decke. Ich hatte manchmal am Schlusse des Gewandhausconcerts nach diesem rothen Mantel geblickt wie nach einem freundlichen Meteor, es war mir wunderbar süß darunter zu Muthe. Am Morgen hatte ich's doch zu bereuen, denn sie selbst sah ganz erfroren aus.

Sie war eine schöne Natur, die das, was andere für besonders edel hielten, als ganz naturgemäß ansah und gelegentlich übte. Gelernt hatte sie damals nicht allzu viel, und hat noch lange die Gelehrsamkeit gering geachtet, aber in einem hochgebildeten Kreise aufgewachsen, war ihr

vieles angeflogen, und der Hauch des Genius schwebte über ihre Lippen. Sie hat verleugnet je ein Gedicht gemacht zu haben, aber es war die einfache Wahrheit, was in einem Verse, dergleichen mir jetzt wiederkamen, an die Stiefschwester, von der Freundin gesagt ist:

— die uns kein Gedicht verspricht,
Sie aus Weltendichters Geiste
Selbst ein liebliches Gedicht.

Ich hatte gehört und konnte mir leicht denken, daß sie in sehr anmuthigen Briefen sich ausspreche. Sie war vorigen Sommer mit der Schwester in Norderney gewesen, und wir schlossen einen Vertrag, daß ich für das erste Gedicht, das ich der Freundin bringe, einen der Briefe von dort an dieselbe lesen dürfe, den diese aussuchen möge. Sie gab mir die Briefe alle. Sie bildeten eine reizende Symphonie, die Sehnsucht und das Andenken der Freundschaft, das Allegro aus dem Badesalon, das Naturleben an der See, Meeresstille und auch Sturm im Herzen; mir so schön wie Heine's „Nordseebilder", nur von reiner jungfräulicher Hand geschrieben. Wie war mir doch bei dem Anblicke dieser lieben Züge und dieses geliebten Herzens, das sich der Freundin aufschloß! In Wahrheit, sie hatte mir viel vertraut, obwol sie nur Edles zu vertrauen hatte. Sie hat mir nachmals erzählt, daß sie beide sich darüber gesorgt und es bereut hätten. Doch habe sie gemeint: es hätte nicht geschehen sollen, nun es aber geschehen, dürften sie mir vertrauen. Hätte ich sie

nicht schon mehr als alles auf Erden geliebt, ich hätte sie nach diesen Briefen lieben müssen.

Ich habe diesen Sommer, da ich doch ein wenig über Italien und von der bildenden Kunst lernen wollte, nur abermals über das Leben Jesu gelesen, und die voriges Jahr nicht Platz gefunden hatten und die seitdem zur Universität gekommen waren, fanden sich fleißig ein. Auch ließ ich, nicht die Vorlesungen, aber einen Auszug daraus als Lehrbuch drucken, dessen Bogen die Zuhörer einzeln, wie sie aus der Presse kamen, erhielten; die erste rein wissenschaftliche Darstellung dieser neuen Wissenschaft „vom Leben Jesu", in der Ahnung ihrer großen, stürmischen Zukunft.

Ammon hatte mir im Namen des Geheimen Raths eine Unterstützung geboten, um an der Göttinger Bibliothek Studien zu machen zu einer Geschichte der protestantischen Märtyrer, die zum Jubelfeste der Augsburgischen Confession gedruckt werden sollte; das werde mir auch die sichere Stätte im Vaterlande bereiten. Es war sehr gütig gemeint, aber ich mußte Italien dagegen einsetzen.

Ich hatte in Dresden den Minister des Innern von Nostiz-Jänkendorf, als Dichter Arthur vom Nordstern, besucht, und er hatte mit freundlicher Theilnahme meine Absicht vernommen, den künftigen Winter in Rom zu verbringen. Ich war schon auf der Straße, als ein Bedienter mich zu seinem Herrn zurückrief. Er frug: ob ich nicht ein Reisestipendium wünsche? Ich nahm das natürlich dankbar an, und sollte nur, wenn die Zeit gekommen sei,

ihm deshalb eine Eingabe senden. Derselbe wohlwollende Herr schrieb mir vom 25. Juni: er habe soeben das Rescript meiner Ernennung zum außerordentlichen Professor der Philosophie vollzogen, und freue sich der erste zu sein, der dazu Glück wünsche. Dabei war noch kein Gehalt, aber es war die hergebrachte Sprosse der akademischen Himmelsleiter in Sachsen. Ich hatte zu dieser Zeit auch einmal an Freund Schmid in Tübingen geschrieben, und dabei der seltsamen Degradation meiner akademischen Würden gedacht. Die Antwort war von der dortigen Facultät ein Ehrendiplom als Doctor der Theologie.

Am 9. Juli trat Goldhorn in meine Stube mit dem Gruße: „Ich bringe einen Ruf nach Jena!" Es war eine zwar fundirte, doch nur außerordentliche Professur der Theologie, die er nach einem Brief aus Weimar mir bot, indem der bisherige Inhaber, der jüngere Niemeyer, seinem Vater als Director des Waisenhauses in Halle folgte. Jena mit seinem freien Geiste und seiner Gebirgslandschaft mochte mir wol zusagen, doch war's nur ein Gehalt von 300 Thalern, die konnte man in Leipzig mir auch nicht leicht versagen, wenn ich mit dem Wunsche zu bleiben jene Berufung bekannt werden ließ. Daß Zachariä's „Renommist" nur noch wie ein Mythus über der jenaischen Studentenschaft schwebte, vielmehr seit den Freiheitskriegen viel geistiges Leben, ideale Bestrebung und edle Sitte in diesen Kreisen herrschte, das wußte ich aus eigener Anschauung. In Weimar verwaltete Goethe noch in seiner Weise das Ministerium für Kunst und Wissenschaft, und

mit von ihm gerufen zu sein war mir auch kein klein Ding. Doch hatte ich keinen Grund, es für einen göttlichen Ruf anzusehen, da mir die gesegnete Wirksamkeit in Leipzig nicht fehlte, ich sah es nur darauf an, wie sie es ansehen würde? Daher sowol verständigerweise als meinem Gefühl nachgebend ich ihr's vortrug, als wir bei einem Concert im Rosenthal uns trafen. „Aber wie kann ich's denn entscheiden!" sagte sie. Ich erwiderte: mit Verstandesgründen könne ich mich überhaupt nicht herausfinden, es gelte hier ein glückliches Vorgefühl, ich betrachte sie wie ein Kind, durch das man ein Los ziehen läßt, und ich vertraute ihrer Hand, daß sie mir Glück bringe. Da frug sie: „Wenn Sie nicht nach Jena gehen, was dann?" — „Dann komme ich aus Italien wieder nach Leipzig zurück." Sie stand eine Weile nachdenklich, und sprach dann sehr entschieden: „Ich ginge nach Jena." — „So geh' auch ich!" rief ich, habe mit niemand mehr darüber gesprochen, und nachdem es in Weimar abgeschlossen war, schon auf der Reise nur um meinen Abschied gebeten, auch der freundlichen Excellenz herzlich gedankt für die Verheißung des Reisestipendiums.

Jener Abschluß verzögerte sich dadurch, daß ich als Bedingung stellte, die jenaische Professur mit einjährigem Urlaube anzutreten, und doch mit Beziehung des Gehaltes, den ich meinem Bruder zu überlassen gedachte, da ich deshalb auf ein Reisestipendium von wahrscheinlich größerm Betrage verzichten müsse. Dagegen wurde vorgeschlagen, daß ich doch erst nach Jena kommen, ein Jahr, oder auch

nur bis Ostern Vorlesungen halten, und dann des Urlaubs versichert sein solle. Ich mußte bei meiner Bedingung verharren. Darauf schrieb mir der weimarische Minister D. Schweitzer den officiellen Antrag mit einem Urlaube bis Anfang des Sommersemesters 1830, allenfalls auch bis nach Pfingsten. Nach den bestehenden Verhältnissen sei unmöglich, den Urlaub sofort auf zwei Semester auszudehnen. Er fügte hinzu: „Freundlich, recht freundlich werden Sie in Jena empfangen werden, und daß man dort in den akademischen Verhältnissen glücklich leben kann, weiß ich selbst aus Erfahrung." Er war Professor in Jena gewesen, und ich sagte zu.

Die Freundin hat doch in späterer Erinnerung versichert, daß ihre Rede: Ich ginge nach Jena! nicht den vollen Sinn hatte, den ich geneigt war hineinzulegen, sondern nur das habe sie bedacht: wenn sie sage, gehen Sie nicht! so heiße das: bleiben Sie hier, uns zu Gefallen! So hat denn mein Genius durch ihren Mund gesprochen, und ich habe nie einen Tag erlebt, an dem ich diese jungfräuliche Entscheidung zu bereuen hatte. Vielleicht daß ich in Leipzig oder anderwärts interessantere Verwickelungen, größere Anregungen gefunden hätte; wol nirgends hätte ich freier und friedlicher meinem Amte und meiner Wissenschaft leben können.

Als die Zeit der Abreise näher kam, wogten in mir widerstrebende Gefühle. Italien die Sehnsucht meiner ganzen Jugend, und in so leichtgetragener Weise mit einem lieben kunstverständigen Genossen: aber diese Atmosphäre verlassen, in der ich die Luft eines höhern Lebens

athmete, und die über alles Geliebte verlassen, die ich noch nicht einmal hatte! Dazu stieg doch zuweilen das Bedenken ängstigend auf, ob diese stete Güte des holdseligen Kindes, das nach eigenem Geständniß und der Freundinnen Andeutung doch auch sehr heftig aufbrausen konnte, ob diese Traulichkeit selbst, die sie zu mir hatte, ohne Suchen und ohne Fliehen, vielleicht nur eine laue Freundschaft sei. Es war mir aus der eigenen Seele geredet, als ich im Anscheine des Scherzes den Heine'schen Vers ihr zuflüsterte:

— und es quält mich, was bedeuten
Diese süßen blauen Räthsel!

wo die ausgelassenen Verszeilen ihr sehr wohlbekannt waren. Heine's kleine Lieder wurden damals unter uns begrüßt in der ersten Freude an dieser echten Poesie, und in der Meinung, daß es nur die Vorstimmen des künftigen großen Dichters wären. Die blauen Räthsel strahlten sanft und klar wie die Sterne vom Himmel, das Wort des Räthsels war nicht gefunden, während mit ihrer Schwester, dem Stiefmütterchen, vielmehr der vollen aufgeblühten Rose, eine klare, heitere Freundschaft idealer Interessen sich bildete. Da beschloß ich, zum Abschiede zwar nicht die Liebe der Geliebten, aber ein Pfand derselben zu fordern. Es mochte das altmodig in diesem Kreise aussehen, aber mich reizte die Erinnerung an die erste Pauline, ich wollte noch einmal meine Zukunft auf diese Karte setzen. Wir gingen abends mit den andern von Gohlis durch das Rosenthal zurück, da sagte ich ohne

alle Einleitung: „Geben Sie mir einen Talisman mit nach Italien, eine Locke.“ Sie zuckte zurück, aber sie machte keine Mädchenausrede, sie sagte einfach: „Ich gäbe sie Ihnen, wenn ich könnte, — quälen Sie mich nicht!“ Ich brach sogleich davon ab, ich war traurig, aber das war kein verheißenes und dann versagtes Glück, ich wollte dennoch an sie glauben.

Einige Tage nachher, am 14. August, gab Hermann dem ganzen Freundeskreise beider Siebengestirne ein Abschiedsfest in Raschwitz. Wie er denn nebenher ein Feuerwerker war, hat er ein hübsches Feuerwerk auf der Wiese hinter dem Dorfe abgebrannt. Es war ein milder Sommerabend, ich stand schweigend neben Paulinen, sie sagte, auch sie ohne alle Einleitung: „Da haben Sie die Locke.“ Es jubelte in mir auf: sie liebt mich! sie liebt mich! Ich habe die Locke in einem Medaillon auf der Brust getragen, in Italien, durchs Leben, ich wollte sie mit ins Grab nehmen.

Wir saßen an der festlichen Tafel, sie an meiner Seite. Die Rede kam auf Briefe aus Italien. Hermann versprach guten Bericht zu geben, mindestens für die Damen. Ich sagte: „Das verstehe ich nicht so für einen ganzen Freundeskreis zu schreiben.“ Da bemerkte eins etwas spöttisch: „Wenn wir Ihnen nicht gut genug sind, so schreiben Sie an ein Ideal!“ Ein anderes verbesserte: „An eine künftige Geliebte!“ Das ergriff ich rasch, im Vorgefühl dessen, was daraus zu machen sei. Professor Weiße entgegnete: das solle mir bald langweilig werden, so an eine Luftgestalt zu schreiben. Ich vermaß mich

dessen, daß ich's doch thun würde. Wir wetteten, nach der Rückkehr um ein Fest wie heute, und ich fügte hinzu in froher Zuversicht, daß ich nicht der Wette wegen, nicht Ehren halber fortschreiben wolle, sondern nur solange die reine Lust dazu währe. „Aber", entgegnete Weiße, „wenn nur die Dame der Zukunft diese Briefe zu lesen bekommt, wer bezeugt uns denn, daß sie wirklich geschrieben werden?" — „O", sagte ich, „wenn die gegenwärtigen Damen mir's vergönnen, so will ich ein Comité aus ihnen erwählen als Urkundszeugen, denen ich einen Brief nach dem andern sende, und zwar diejenigen, von denen ich hoffen darf, daß sie meine etwaigen Thorheiten am mildesten beurtheilen werden, also: die gnädige Landesmutter, meine gütige Stiefschwester und Fräulein Pauline." Das wurde lachend angenommen. Ich konnte jetzt an sie schreiben soviel ich wollte. Der erste Brief aus München beginnt mit der Erinnerung an diesen Abend:

„Die Ouverture des «Titus» rauschte uns entgegen mit ihrem festlichen Gruße, als ich eintrat in den Saal, am Arm eine schlanke liebliche Gestalt, durch deren reiche blonde Locken man scherzend einen Akazienzweig geschlungen hatte, daß sie anzusehen war, je nachdem man den Zweig für einen Lorberkranz oder Myrtenkranz nahm, wie eine Victoria oder wie eine Braut, oder beides zugleich. Der Kreis, unter welchem ich im letzten Jahre heimisch geworden war, setzte sich zum Abschiedsmahle der Wanderer nach Italien. Das Herz ganz hingegeben der schönen Gegenwart, trank ich in langen Zügen die Freude, wie die Musik, wie den Champagner, und dabei, damit das

ganze Gefühl der Menschheit, das einige in seiner Doppelmaske von Freud' und Leid, sich in diesem Abende versammele, der Schmerz des Abschieds in der Tiefe, aber nicht verstörend, sondern wie ein blaues Gebirge in der Ferne, über das nun bald ein Freund geht und unsern Blicken auf lange, vielleicht auf immer entschwindet."

Achtes Kapitel.

Wanderschaft und Heimkehr.

August 1829 bis Juli 1830.

Die Briefe an die künftige Geliebte sind wirklich geschrieben worden bis zum Abschiede aus Sicilien, und vertreten für diese Zeit das Tagebuch. Ich habe einst gemeint, nie Besseres geschrieben zu haben, sicher nie etwas mehr con amore. Dem Gelehrten, der gewohnt ist, seine geheimsten Gedanken hinauszuwerfen in die Arena des Lebens, lag nach Jahren der Einfall nahe, diese Briefe, wenn auch namenlos, drucken zu lassen; zu jener Zeit wären sie, abgesehen von blos dilettantischer Kunstkenntniß, wol ein gern gelesenes Buch über Italien geworden. Frauen sind scheu vor der Oeffentlichkeit. Die nicht mehr blos künftige Geliebte sagte: „Du hast sie mir geschrieben, laß sie mir allein!“ So entnehme ich ihnen blos einen Auszug des allgemeinen Verlaufs dieser Wanderschaft.

Als wir am klaren Montagsmorgen des 21. August aus dem Thore des durch den Goethe'schen Bericht über

Gottsched's Perrüke und ausgetheilte Ohrfeige wohlbekannten Goldenen Bäres fuhren, gaben wir einander die Hand, Hermann und ich, keiner sagte etwas, aber wir wußten, daß wir die höchsten Freuden, allenfalls auch einige Noth miteinander theilen wollten.

Noch einmal sah ich zurück nach den Thürmen von Leipzig, und das Gefühl machte sich geltend, das unter Reise-Lust und -Leid fast in Vergessenheit gerathen war, daß ich auch nach der Heimkehr nicht zurückkehren würde in die akademisch-heimischen Verhältnisse dieser guten Stadt. Ich gedachte der Jahre, die ich dort einst unter wackern Genossen im kecken frohen Kampfe für eine edlere Gestaltung des akademischen Lebens zugebracht hatte. Ich gedachte, wie ich damals vertrieben, nach Jahren zurückgekehrt war, und unter neuen Formen dem alten Geiste lebte. Treue Schüler hatten sich um mich gesammelt, weil sie wußten, daß ich's aufrichtig mit ihnen meinte und sie hineinzuziehen strebte in eine geist- und liebevolle Auffassung der Theologie, der das freieste Denken sich einte mit christlicher Begeisterung.

In Baireuth besuchten wir das Grab Jean Paul's. Erlangen sah ich wieder mit der Erinnerung an unsere lustigen Thaten und Meinungen daselbst. Aber die Getreuen, von denen ich vor sieben Jahren um dieselbe Zeit Abschied nahm, waren alle zerstreut, und ich suchte vergebens ein bekanntes Gesicht, als ich in der Dämmerung durch die wohlbekannten Straßen ging. Indeß bei der Wehmuth, der das Wiedersehen eines Ortes ohne die Menschen, durch die er uns lieb geworden ist, immer verfällt, drang doch

ein löblicher Gegensatz sich auf. Damals hatte der Prorector mich weggewiesen, und ich sollte nur unter polizeilicher Aufsicht eine Gnadenfrist erlangen, die ich verschmähte: jetzt, als ich bei dem dermaligen Prorector, meinem lieben Lehrer D. Winer, ein Stündchen zu Abend aß, hatte ich Mühe, mich seiner gastfreundlichen Bitte zu entziehen, um nach des Freundes Wunsche Nürnberg noch in der Nacht zu erreichen.

Hier traf ich meinen Johannes-Peter Kindler als Pfarrer der kleinen reformirten Gemeinde, einen Mittelpunkt der pietistischen, oder wie er selbst sie nannte, der christlichen Richtung. Nach seiner Natur, inniges Gefühl, hingebende Liebe ohne Schärfe des Verstandes und ohne den Muth der Vernunft, war er schon auf der Universität dieser Richtung zugeneigt. Sie war ebendeshalb in ihm zu einer in sich einigen, wohlthuenden Gestalt und Wirksamkeit geworden, wie denn auch sein Gesicht mit den langen gescheitelten Haaren dasjenige war, was mittelmäßige Maler als ein Johannesgesicht geben, die sanfte Liebe ohne den Feuerblick des Adlers und Donnersohns. Er erzählte mir von den letzten Tagen seiner Schwester Elise, des stillen holdseligen Kindes, und wie sie meiner noch gedacht habe. Von der wehmüthigen Erinnerung wandte sich der Blick zur heitern Gegenwart. Er hatte die Lebensgefährtin gefunden so recht in seinem Sinne, und mehr als diese. Wir fanden sie auf ihrem Wochen- und Siegesbette, daneben in der Wiege schlummerte ein Knabe von nicht viel Tagen. Das Glück der beiden Menschen, wie sie sich hinneigten über den kleinen Schlä-

ser, war mir rührend anzusehen. Die Vergleichung des Gegensatzes drängte sich auf, von jedem in seiner Weise gefühlt und ausgesprochen. Hier das stille häusliche Glück, die Beruhigung alles Verlangens in freundlicher Beschränkung: vor mir Alpen und Meer, in der Brust hohe stürmische Wünsche. War der eine nicht ohne Gefühl für das Glück des andern, wir durften beide anerkennen, daß jedem geworden sei, was für ihn passe.

Eine Woche sind wir in München geblieben als der Vorhalle unserer Kunstliebhabereien. Hier traf ich den Freund von den Kinderjahren her, Ernst Förster, mit der anmuthigen Emma, der Tochter Jean Paul's vermählt, sie fast in des Vaters Stil, nur ins Kleine gezogen; aber es ist eine unbillige Erwartung, daß die Kinder der Natur den Kindern des Genius Geschwister sein sollten. Auch fand sich hier eine der treuen Bräute, die uns auf Hohenasperg besucht hatten, jetzt mit Mebold vereint, der neben Kolb die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" übernahm. Sie zeigte mir das Stammbuchsblatt, das ich ihr damals zum Abschied geschrieben hatte im guten Glauben an die Zukunft. Bewegt betrachteten wir das Blatt von Bardili, der in Amerika früh erlegen war, es sprach so unser damaliges gemeinsames Gefühl und die Ahnung seines eigenen Geschicks aus, daß ich diese Abschrift davon nahm:

Was ist's, das in des Lebens Ungemach,
Das in der Krankheit langen schweren Stunden,
Das in des Kerkers stiller Einsamkeit,
Treu schirmend uns zur Seite steht?

Was ist's, das den Vertriebenen geleitet,
Das ihm, wo auch die irre Barke landet,
Der Seele sichrer, treuer Anker ist?
Es ist des Herzens zeugendes Gefühl,
Daß jetzo, was er sonst auch hat verschuldet,
Er für sein Volk, für seine Liebe duldet.

Vor allem war ich mit dem Vater Herbst noch einmal traulich zusammen, der in dem nahen Neuberghausen sein Buch schrieb, „Jacobi und seine Freunde", mit dem heitern Bilde des gastlichen Landhauses von Pempelfort. Er hat uns bis zu den Seen des bairischen Hochlandes begleitet; als katholischen Priester sollte ich ihn wiedersehen.

Auf der österreichischen Grenze zeigte sich die Nutzbarkeit der Sentimentalität. Wir hatten im hohen Thale der Scharnitz einige verspätete Alpenrosen und andere Gebirgsblumen für unsere empfindsame Heusammlung gepflückt, und benutzten die Zeit, als die Pässe visirt wurden und die Untersuchung unsers Gepäcks bevorstand, diesen Blumenschatz sorgfältig einzulegen. „Ach", sagte der Mauthbeamte, „wenn's solche Reisende sind, die nach Blumen ausgehen, da glaub' ich halter wol, daß's keine Contrebande führen!" und unsere Koffer blieben uneröffnet.

Wir waren schon tief eingetaucht in alle Lust, mitunter auch in ein wenig Bedrängniß italienischen Lebens, als die schwarze Barke, die mit der Wiege und dem Sarge verglichen wird, uns nach Venedig trug. Da waren die ersten Briefe aus Leipzig. Auch von ihr ein Gruß in zartester Andeutung.

Daneben war der Eindruck fast gleichgültig, den ein aus Leipzig nachgesandter Brief des Prälaten Ernst Zimmermann aus Darmstadt machte, der im Auftrage des Ministeriums mir eine Professur in der theologischen Facultät zu Gießen bot. Ich habe sogleich geantwortet, daß ich zwar nur zu einer kleinen Stelle in Jena berufen sei, aber mit so liberaler Gewährung eines Reiseurlaubs, daß ich das nicht mit Ehren wankend machen könne; und es ist nicht weiter davon die Rede gewesen.

Wir sind ziemlich lange in der lombardischen Ebene herumgekreuzt, schon südlich bis Bologna und wieder nordwärts bis Mailand und Turin, um mit all den großen alten Städten und dazwischen mit den reizenden Seen an den Bergen Bekanntschaft zu machen. In Parma unter den Correggio's blieben wir einen Tag länger als nöthig, weil Hermann einen Engel aus einem Altarbilde von Francesco Francia copiren wollte. Ich hatte den Nachmittag auf andere Weise durchgebracht, als gegen Abend der Freund nicht kam, suchte ich in der betreffenden Kirche nach ihm. Die hohen Gewölbe stiegen ins Dunkel hinauf, nur in einer Seitenhalle war Licht. Dort saß Hermann auf dem Altar vor seinem Engel. Die Altarlichter waren angebrannt und zwei Chorknaben standen mit Kerzen zu beiden Seiten. Ich hätte das hübsche Bild, wie es hellbeleuchtet in dem weiten Dunkel sich darstellte, lieber ganz und gar gemalt gehabt, denn der Maler mit seinen blonden Haaren, seinen milden Zügen, der Schwester ähnlich, war auf dem Altar anzusehen eben wie ein älterer Bruder des Engels, den er zeichnete. Ich hütete mich aber

wol das laut werden zu lassen, und stellte vielmehr die Behauptung auf, er sitze auf dem Altar wie ein Oelgötze.

Endlich über die Seealpen waren wir spät abends in Genua angelangt. „Diese majestätische Stadt und mein!" rief ich mit fröhlichem Pathos, als ich unter den ersten Strahlen der Morgensonne auf den Altan unsers Zimmers trat, und die Stadt terrassenförmig am Hügel hingelagert und das Meer strahlend vor mir lag; und sie ist mein geworden, soweit ich sie brauchen und einstecken konnte. Wir fuhren dann südwärts auf der kühnen Straße, die Napoleon gebaut hat, bald auf mächtigen Dämmen neben der Brandung, bald wo der Apennin seine Vorberge tief und steil ins Meer geschoben hat, über sie wegkletternd.

Mit einem Gefühl der Andacht zogen wir ein in Florenz. Wie ich das Leben in diesem Hochwalde der Kunst doch nicht allzu schwer genommen habe, betont ein Brief zu Handen des Comité: „Es ist einem seltsam zu Muthe, wenn man das Schönste auf Erden gesehen hat, wie es ja die Mediceische Venus in einer bestimmten Art ist, und gerade in derjenigen, die man recht eigentlich die Schönheit nennt. Die Sehnsucht ist übergegangen in die stille Freude des Besitzes und lebt nur noch als Hoffnung fort, sich das Gesehene immer inniger anzueignen und zu bewahren. Da ich im Glauben, die Göttin noch mit eigenen Augen zu sehen, mich um Gipscopien nie bekümmert hatte, war sie auch für den ersten Anblick mir neu. Darin hatte ich mich getäuscht, daß ich eine siegreiche allwaltende Göttin

der Liebe erwartet hatte: es ist ein tadelloses, gefälliges, bescheidenes Mädchengesicht, vielleicht Porträt, nur der Körper die Offenbarung aller weiblichen Schönheit. Die Niobe ist nicht schöner, als ich sie mir gedacht hatte, und diese erhabene Schönheit im Schmerze unendlich rührend. Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß zwei Hauptwerke hier zusammengekommen sind, in denen das Alterthum die Schönheit des Weibes nach ihren beiden Beziehungen darstellte, welche die neue Zeit zusammengefaßt hat im Leben der Maria. Hier vor den beiden Marmor gewordenen Idealen selbst, die fast allein dieser Art uns übriggeblieben sind aus dem ganzen schönen Weltalter, und zugleich mitten unter den christlichen Bildern, hing ich gern der Betrachtung nach, wie die ewigen Gedanken der Menschheit in den beiden großen Zeitaltern, dem griechischen und dem christlichen, einig und zugleich verschieden hervortraten, sodaß in jedem das ganze Zeitalter sich darstellt. Die Mediceische Venus ist die jungfräuliche Herrlichkeit, wie Maria es ist, als sie den englischen Gruß empfängt. Jene ganz beschlossen im irdischen Dasein, ihre Brust hebt sich nur von dem halbgedachten Traum, beglückend und beglückt sich einzureihen, in die freundliche Gemeinschaft, durch welche die Menschheit besteht von Geschlecht zu Geschlecht. Maria's Blicke reichen in den Himmel hinauf, und eine himmlische Stimme verkündet ihr, daß, nie berührt von irdischer Lust, sie den Gott selbst zur Welt bringen werde; denn nicht dasjenige ist hier die Wahrheit, was als einzelner Fall irgendeinmal geschehen oder nicht geschehen ist, sondern was als ein allgemeiner

Glaube sich geltend gemacht hat im Leben der Völker. Wenn Niobe unter den Leichen ihrer Kinder steht, die jüngste zarte Tochter noch schutzsuchend ihren Leib umschlingend, ist sie dasselbe als Mutter vollendete Weib, der ein Schwert durch die Seele geht, gleich der unter dem Kreuze ihres göttlichen Sohnes, die Mater dolorosa des Heidenthums. Aber dort hat der Neid und Zorn der Götter das junge herrliche Geschlecht erschlagen, hier opfert ein Gottmensch frei sich selbst, um die Menschheit mit der Gottheit, ja diese mit sich selbst zu versöhnen."

„Ich kann mir's nun ziemlich denken, wie es Goethe zu Muthe war, als ihm die Bilder wie Mühlräder durch den Kopf gingen, sodaß er, um nicht noch wirrer zu werden, wie auf der Flucht durch Florenz eilte. Nicht daß mir auch so zu Muthe wäre, sondern nur wie man einen Zustand versteht, indem die Möglichkeit desselben an uns herantritt. Wenn ich jetzt mitten unter den Denkmalen der Florentinischen Schule stehe, und ihre Geschichte lebendig an mir vorübergeht von den ersten sehnsüchtig unbehülflichen Anfängen bis zu dem himmelstürmenden Michel Angelo, dazu in beiden Galerien aus allen Orten und Zeiten, wo der Geist in den Worten der Kunst geredet hat, tüchtige Exempel, wenn ich mich nun mit dem Ernste hineinwerfen wollte, den ich sonst gewohnt bin an der Wissenschaft, um den gemeinsamen Geist und die Eigenthümlichkeit der Schulen und ihrer einzelnen Häupter zu begreifen: so merke ich wohl, ich müßte in dieses Fegefeuer der Verwirrung hinein, und ich würde schwerlich wieder herauskommen. Dergleichen Schutzreden halte ich in aller

Stille meiner Faulheit, und ziehe nach wie vor als ein bloßer Liebhaber an den Bildern herum, weile wo mir's anmuthet, freue mich wo ich mir einbilde zufällig etwas zu verstehen, und begebe mich aus den Uffizien oder aus dem Palaste Pitti mit ausgezeichnetem Appetit zur Tafel."

Um die Mitte November erkrankte Hermann, wir meinten erst am Scharlachfieber, es waren die Blattern. Eine Barmherzige Schwester hat ihn treu gepflegt. Es hielt so schwer manche Bequemlichkeit zu erlangen, bin ich doch halb Florenz durchlaufen, um ein Federkissen für seinen fiebermüden Kopf zu erlangen; die Gänse, nachdem sie das Capitol errettet, scheinen ganz ausgestorben in Italien. Alle Bekannte hatten uns wegen der Ansteckung verlassen. Hermann war als Kind geimpft, ich auch, daher ich neben der Sorge um ihn täglich erwartete auch befallen zu werden. Es war mir nicht gerade wegen der Möglichkeit daran zu sterben, auch wohlgesinnte Menschen sind darin zu einer gewissen Selbstsucht geneigt, daß sie um anderer Leid über ihr Abscheiden sich weniger kümmern, aber ich fürchtete mich vor einem blatternzerrissenen Gesicht, und darin traute ich der künftigen Geliebten doch nicht ganz, wie sie das überwinden werde. Doch schrieb ich ihr: „Ich denke wol, Italien soll uns noch mit tausendfacher Lust diese schweren Tage büßen, da wir ja beide so ziemlich zu den vom Glück Privilegirten gehören. Indeß auch Glückliche sind hülflos untergegangen, und wir haben vor den Tausenden, die der liebe Gott täglich hülflos läßt, kein Recht voraus. Gehen wir also der Zukunft muthig entgegen, ist es doch immer mein Stolz gewesen, unter

der Wetterwolke, die über der Menschheit liegt, mit klarem festen Herzen hinzuschreiten."

Ich habe neben der Krankenstube sitzend vornehmlich die Schriften Machiavelli's gelesen, auch die Geliebte mußte mit tragischen Zügen aus der florentinischen Geschichte vorliebnehmen und mit der florentinischen Politik dieses Staatsmannes, der auf den Vorwurf, daß er den Tyrannen gelehrt habe die Völker zu unterjochen, antworten konnte, daß er auch die Völker gelehrt habe sich von den Tyrannen zu befreien. Als die Gefahr vorüber war, habe ich die Morgen wieder unter Bildern, die Abende im Theater zugebracht, wo auch das Mittelmäßige oder Abgeschmackte durch die Sprache und durch das leidenschaftliche Spiel unterhaltend wurde. Die Genesung ging doch rasch vorwärts, bald standen nur noch rothblaue Punkte auf dem blassen Gesicht, und noch vor Weihnachten waren wir in Rom.

Das Gepäck im Hotel abgeworfen, fuhren wir sogleich den Corso entlang, stiegen am Fuße des Capitols aus und den Hügel hinan wie Triumphatoren. Auf dem Thurme des Senatspalastes lag die Stadt vor uns, nach Norden Mittelalter und Gegenwart, nach Süden die Trümmer der alten Welthauptstadt. Dann gingen wir hinunter aufs Forum, an den Trümmern und Säulenhallen der alten Tempel vorüber, durch den Triumphbogen des Titus bis zum Coliseum. Es war kein Erstaunen über eine ungewohnte Größe, kein Schauer der Vergangenheit, auch kein Schmerz, daß sie vergangen sei; ich habe da gemerkt, was eine Freudenthräne ist, und ich dankte Gott herzlich dafür,

daß er mich bis hierher geführt, und noch in jungen Jahren hierher geführt hat.

Wir haben uns sofort häuslich eingerichtet. Da nur in dem kleinen Salon der Mitte ein Kamin war, kauften wir jeder für sein Zimmer ein Windöfchen, durch die Mauern wurde unbedenklich ein Loch geschlagen für das Rohr. Einzelne Tage waren unter der Mittagssonne und den immergrünen Bäumen freilich wie Frühling, dazwischen war doch Winter, eines Tages hatte die römische Jugend alle Hände voll zu thun, Schneemänner zu machen, und das Volk der Quiriten war nicht minder beschäftigt diese Kunstwerke zu bewundern. Unsere vorausgesandten Pelze kamen in Palästen und Kirchen uns recht wohl zu statten, nur die Peterskirche hält wie ein abgeschlossener Welttheil für Winter und Sommer ein ermäßigtes Klima fest.

Zum Heiligen Abende hatte ich bei einem befreundeten Maler eine kleine Bescherung eingerichtet: ein reichbelaubter Lorberbaum, in der Villa Borghese abgehauen, war mit Apfelsinen behängt, mit Guirlanden von Monatsrosen, die noch in voller Blüte standen, umwunden, in den untern Regionen ein vergoldeter Schinken; auch, was mein Gefährte schmerzlich vermißt hatte, ein nicht minder veredelter Stiefelknecht. Die Stunde zum Anzünden der Lichter war genau besprochen und der Freund dahin gelockt unter dem Vorwande, den Maler zu den Ceremonien der Heiligen Nacht abzuholen.

Dieser kurze römische Winter ist in reicher Thätigkeit und Lebensherrlichkeit verlaufen. Ich habe, ohne damals irgendetwas Theologisches zu studiren, das römische Kirchen-

wesen aufmerksam, ja hingebend betrachtet. Es heißt in den Briefen: „Es sengt und brennt mir etwas auf dem Haupte, nämlich die Darstellung des römischen Katholicismus in einem großen Romane, wenn wir doch keinen andern Namen als diesen haben für die Darstellung einer Idee in einem individuellen und erdichteten Leben. Ich könnte freilich nicht den Katholicismus zur Erbauung meiner Landsleute beschreiben, wie man ihn zu beschreiben pflegt in einer Reformationspredigt, sondern ich würde ihn auffassen in seiner vollen Wirklichkeit, als die Grundfeste des Mittelalters, aus der die Tage wie die Nächte dieses Zeitalters hervorgingen, Segen und Fluch über die Völker, wie er Throne aufrichtet und umstürzt, Völker zur geistigen Freiheit erhebt und wiederum in Knechtschaft begräbt, wie er hohen Menschen ihre höchste Bestimmung erfüllt und andere um die Freude und die Bedeutung ihres Lebens betrügt. Wie nun möglich sei, dieses alles im anschaulichen Bilde eines einzelnen Lebens darzustellen, darüber liegt es in meinem Kopfe noch ziemlich kraus untereinander, ein Gewimmel von Gestalten, Selige und Verdammte, wie in Michel Angelo's Weltgericht, und mein Bild soll ja auch in seiner Art ein Weltgericht werden, obwol ich die Leute mitteninne zwischen Himmel und Hölle vorziehen möchte." Als den Helden des Romans dachte ich mir gegenüber dem Gottessohn und Gottmenschen als dem persönlich gefaßten Ideal alles Göttlichen in der Menschheit einen Teufelssohn und Teufelmenschen als Personification alles Bösen, das aus einer Menschenbrust aufsteigen kann. Das konnte sich anschließen an die

hebräische Mythe von den Söhnen Gottes in ihrer Neigung zu den schönen Töchtern der Menschen, nämlich an ihre Kehrseite in der mittelalterlichen Sage vom Zauberer Merlin, der vom Vater dem Teufel die Kunde und Macht geheimer Dinge, von der Mutter einen freundlichen menschlichen Sinn empfangen hat; nur wenn nach dieser Sage der Satan über eine fromme Jungfrau, gegen die er entbrannt ist, dadurch Macht erhalten hat, daß sie einmal ohne das Zeichen des Kreuzes über ihre Brust zu machen eingeschlafen ist, das in seiner bloßen Aeußerlichkeit müßte zur freien Hingabe eines wenn auch zerrissenen Herzens an den Satan werden, der als ein Genie doch auch liebenswürdig erscheinen könnte, wovon wir in den Voraussetzungen und Folteraussagen des Hexenprocesses das ins Gemeine verzerrte Abbild haben. Was in der Merlinsage (wie nachmals in einer bekannten Oper) ganz oberflächlich aufgefaßt ist, im Sohne jenes Bundes, im Sataniden würde der dunkle Abgrund der menschlichen Natur in seiner ganzen Furchtbarkeit sich aufthun, aber auch als schönes Muttertheil die menschliche Natur in ihrer Neigung zum göttlichen Urquell auf ihn vererbt sein. Er würde in einer Zeit, als die Kirche die Staaten und alles menschliche Leben beherrschte, hochbegabt, unkundig über den Doppelgrund seines Wesens, zerspalten in seinem Wollen und Sein, die Stufen der Hierarchie beschreiten, bis er zum Papst erwählt, von der unglückseligen Mutter das Geheimniß seiner Geburt erfährt. Mit der schaudervollen Erkenntniß, daß die dämonische Macht in seinem Willen nichts Fremdes und die Hölle sein Vaterhaus ist, stürzt

er sich in den Krater des Vesuv. Denn mein Gelüst, ihn wirklich als Papst hantieren zu lassen, konnte sich zwar an den Gedanken der kirchlichen Opposition anschließen, die zwei große Päpste des Mittelalters, Gerbert-Sylvester und Hildebrand-Gregor, durch ein Teufelsbündniß emporgetragen dachte, oder an das orthodox protestantische Dafürhalten, daß der Papst der Antichrist sei, wäre aber vom wirklichen Verlaufe der Geschichte doch gar zu verlassen; auch für einen Papst der Zukunft, der etwa nach der Prophezei als Petrus Secundus das Papstthum beschließen sollte, schien nach meiner Absicht ein fester Grund und Boden der Vergangenheit zu nothwendig. Aber das alles ist ja nur eine Traumgestalt geblieben.

Ich habe mich damals gehütet, mir die volle Hingebung an all dieses reiche Leben durch irgendeine einzelne Arbeit zu verschränken. Auch politische Interessen lagen nicht fern, Träume von Einigung und Unabhängigkeit Italiens. Aber das herrschende Bestreben war Genuß und Verständniß der Kunst, der antiken wie der christlichen. Erst da habe ich die Werke Winckelmann's meist noch früh bei der Lampe gelesen. Dazwischen Ausflüge in die einfache, großartige Natur, welche Rom umgibt, ja schon in die Trümmerstätten der Stadt eingezogen ist. Dazu ein heiteres geselliges Dasein. Wir waren wenigstens einer italienischen Familie empfohlen, in der es auch Spiel und Tanz mit römischen Mädchen gab. Eine großartige Gastfreundschaft bot der preußische Gesandte. Neben einzelnen Festen war man für jede Mittwoch Abend geladen, und traf da so ziemlich alles Bedeutende, was aus den ver-

schiedenen Culturvölkern von Fremden eben in Rom war. In dem einen Saale wurde getanzt, und ich bemerkte einmal in einem Contretanze die Tanzenden aus vier verschiedenen Nationen, in einem andern lagen die neuesten Werke der Literatur und Kunst. Der Hausherr hatte in der Gesandtschaftskapelle auf dem Capitol einige bedenkliche Umwandlungen an der preußischen Liturgie vollzogen; besonders der Bruderkuß, den er aus dem kirchlichen Alterthum wieder eingeführt hatte, und dem sich die Frau Gesandtschaftspredigerin fast ausschließlich unterwerfen mußte, reizte die Spötter. Bunsen erschien uns mit all seinem vielseitigen, immer präsenten Wissen stark pietistisch gestimmt, als sein Wort „alle wahre Religion ist Christenthum" ihm nur in der engern Deutung galt. Ich bin ihm damals, obwol durch Tholuck empfohlen, nicht näher gekommen. Nachmals über seine Stellung zum preußischen Kirchenstreite wegen der gemischten Ehen konnte ich in meiner Schrift „Die beiden Erzbischöfe" 1838 nicht zustimmend urtheilen. Daher 1851 zur Ausstellung in London, wo Bunsen wieder als Gesandter hochgeehrt im englischen Volke lebte, als gewisse Einlaßkarten bei der preußischen Gesandtschaft zu erlangen waren, habe ich mich nur in seiner Kanzlei gemeldet. Aber er ließ mich sogleich bitten in sein Cabinet zu kommen und fiel mir um den Hals mit den Worten: „Wir müssen zusammenhalten gegen jenes frommthuende Gesindel, das uns Staat und Kirche zu Grunde richtet!"

Eine andere gesellige Grundlage in Rom bildeten die jungen deutschen Maler, die ziemlich studentenmäßig leb-

ten, doch wie auf der Universität die Wissenschaft der etwas starken Natürlichkeit eine ideale Weihe gibt, so hier die Kunst mit allen ihren Interessen. Mit Friedrich Preller, der damals nur von Goethe gekannt war, schlossen wir ein herzliches Verhältniß. Schon spürten wir etwas vom Getümmel der anmuthigsten Gestalten aus der alten Götterwelt in Genelli's Geiste, Hermann warb ihn für die Ausschmückung des „römischen Hauses", das er daheim zu erbauen im Herzen trug, und das Preller mit jenen Bildern der vollen Herrlichkeit einer südlichen Natur geschmückt hat, aus denen nachmals seine Odysseebilder für Weimar erwachsen sind. Heidegger war soeben mit seinen Kunstschätzen aus Griechenland gekommen; Rauch gab freundliche Rathschläge, wie man Italien sehen müsse im Frühlinge als Braut, im Herbste als Mutter; bei Thorwaldsen durfte man mitunter zusehen, wie der Genius einem Erdenklos seinen lebendigen Odem einhaucht und ihn gestaltet zum Ebenbilde Gottes; Platen ließ sich gern aus seinem Trübsinn zerstreuen und war dann geneigt an allem sich lachend zu ergötzen.

Der junge schwäbische Dichter Waiblinger lag seit Wochen auf dem Siech- und Sterbebett. Ich hatte in Tübingen, als er im Stift Student war, von ihm gehört, auch war zuweilen seine lange Gestalt mit dem bleichgelben Gesicht auf den einsamen Waldbergen am Neckar mir begegnet, wo wir aneinander vorübergingen, jeder von uns zu gern allein, oder zu stolz um dem andern das erste Wort zu geben; so habe ich ihm nie etwas Freundliches erzeigen können. Er verkehrte damals viel mit

Hölderlin, den ich jeden Morgen unter meinem Fenster hin- und hergehen sah, den hochbegabten, wahnsinnigen Dichter. Unter dem Einflusse von dessen Genie und Wahnsinn hatte Waiblinger bereits den Phaeton herausgegeben, einen Roman voll heißer Sinnlichkeit und regelloser Phantasie, den würtembergischen Theologen kein geringes Aergerniß. Später las ich seine griechischen Erzählungen, in denen auf demselben Feuerboden doch der Sieg seines Talentes sich zu entscheiden schien. Von allen heimischen Verhältnissen, die nicht für ihn paßten, losgerissen, hat er in Italien den schäumenden Becher des Lebens ausgetrunken. Man erzählte sich, wie er von einer Frau gemeinen Standes, die eines andern Frau war, mit aufopfernder Treue gepflegt, ergeben dem Tod entgegensah, aber hartnäckig die Versuche des Gesandtschaftspredigers von Dippelskirch zurückwies, der ihn nach seiner Weise zu bekehren und für die Tröstungen der Kirche empfänglich zu machen suchte. Da ich bei einiger Kenntniß beider Charaktere wußte, wie fern sie einander standen, sodaß sie einander nur ängstigen und verbittern konnten, sagte ich einmal zu Dippelskirch, es sei vielleicht besser den Unglücklichen, der den Tod nicht fürchte, in Frieden ziehen zu lassen, da die Annahme von Glaubensartikeln, die man von ihm fordere, bei diesem Geiste, dessen Religion war die Liebe zur Schönheit, nur eine aus der Todesangst hervorgehende Selbsttäuschung sein würde, und vor solch einem Christenthum lobte ich mir doch einen ehrlichen heidnischen Tod auf Sokrates' oder Spinoza's Weise. „Aber es ist doch Pflicht seine Seele zu retten", wurde

mir entgegnet, „er glaubt ja nicht einmal an die Unsterblichkeit.“ Ich mußte wol fürchten, selber für einen Heiden gehalten zu werden, als ich fortfuhr: „Nun, wenn er denn stirbt mit der Meinung nicht wieder zu erwachen, desto größer wird seine Freude sein, wenn er dennoch erwacht und sein Tod nur der Geburtstag eines höhern Lebens ist.“ Der Geistliche hatte seine Versuche fortgesetzt, und da der Dichter zuletzt gar nichts mehr antwortete, war er mit den Worten geschieden: Gott sei Ihrer Seele gnädig!

Es war an einem Frühlingsmorgen des 20. Januar, als einige Landsleute sich um den Sarg bei der Pyramide des Cestius versammelt hatten. Die bestimmte Stunde war vorüber, als der Pfarrer nicht kam, entstand der Verdacht, er wolle den unbekehrt Gestorbenen einscharren lassen ohne den Segen der Kirche, und ich wurde gebeten diese fromme Pflicht zu übernehmen. Als ein Studiengenosse, noch dazu ein schwäbischer Doctor der Theologie, hatte ich eine gewisse Berechtigung, und versprach es; doch rieth ich, wir wollten noch eine Viertelstunde warten, ob vielleicht der zuständige Pfarrer komme. So ging ich still umher dort unter den Gräbern der im fremden Lande Gestorbenen, wo man hinter einigen Cypressen einen schmalen Strich des Tiberthals mit der Peterskuppel sieht, nachdenklich welch ein mildes tröstliches Wort dem deutschen Dichter nachzurufen sei. Doch ehe die Viertelstunde um war, kam Dippelskirch, nur zufällig aufgehalten, begrub den Todten mit den üblichen Formeln, und wir kehrten in das reiche Leben der ewigen Stadt zurück.

Wollte die Sehnsucht nach dem, was ich daheim verlassen hatte, auftauchen, so habe ich sie weggescholten, da sie kein Recht habe sich breit zu machen inmitten der Erfüllung dessen, was ich so sehnlich erwünscht hatte. Zuweilen kamen doch wieder bange Sorgen, ob nicht etwa, was ich als ein Pfand der Zukunft genommen hatte, nur als freundlicher Trost und Abschied gemeint sei. Damals im Januar nahm ich die Annalen des Tacitus zur Hand, schon in der spätern Schülerzeit mir ein Lieblingsbuch, und las darin einige Nachmittage in dem Kohlgarten auf den Ruinen der Kaiserpaläste, wo sich die römische Geschichte (ab excessu Divi Augusti) las, wie sich etwa die Weltgeschichte lesen dürfte nach dem Weltgerichte; und man mußte sich schämen im Angesichte solchen Unterganges viel Wesens zu machen um ein einzelnes sorgendes, ja selbst blutendes Herz. Auch heißt es in den Briefen an die Zukünftige selbst: „Das soll doch niemand denken, daß ich den Kopf hinge, weil ich vielleicht unglücklich bin. Wenn mein eigener Haushalt mir nicht mehr gefällt, daß ich mich darum bekümmern möchte, so bleibt mir ja noch die ganze Menschheit übrig, mit ihr und in ihr zu leben, und ich fühle so etwas vom Universum und einen Hauch des Weltgeistes in mir, der nicht ängstlich zu sein braucht, wie es gerade dem einen unter den Millionen seiner schöpferischen Gedanken ergeht, der eben mein Ich geworden ist.“ Insgemein war in mir doch ein ruhiges Vertrauen zu der Geliebten, daß auch das, was in seiner Mächtigkeit ihr selbst vielleicht noch unbewußt war, wie durch eine Naturkraft sich entfalten werde. Kurz vor dem Carneval

erfuhr ich, daß die Zaubermächte, von denen sie umgeben war, ihre Macht von selbst verloren hätten. Doch standen in einem Briefe der adoptirten Stiefschwester Worte, deren schwere Bedeutung ich erst nachmals erkannte: „Wie kommt es doch, daß Sie zwei Schwestern so sehr zu verwechseln scheinen, daß diese oft selbst darüber erstaunen? Thun Sie es doch nicht mehr, als es in Ihrem Herzen wirklich geschieht, wo sie ja verschieden, wie sie wirklich so sehr sind, obwol beide so herrlich, sich abspiegeln müssen."

Ich habe geantwortet: „Wie von einer Verwechselung der Schwestern die Rede sein könne, vermag ich schwer einzusehen. Ich kann nur daran denken, daß in den Briefen zuweilen die andere Schwester unmittelbar angeredet, oder auch etwas in bestimmter Beziehung auf sie gesagt ist. Aber das war so natürlich in Briefen, welche zuerst in ihre Hände kommen müssen, und nur durch dieselben offen und schicklich an ihre Bestimmung gelangen können, daß ich da, wo der Gegenstand es mit sich brachte, in höchster Unbefangenheit meine Rede an sie richtete, ohne von fern daran zu denken, daß die Personen und so ganz verschiedene Gefühle zu ihnen verwechselt werden könnten. Warum muß ich auch Briefe unter so seltsamer Adresse schreiben, wie sie wahrscheinlich noch niemals über die Alpen gegangen sind, und in so seltsamer Verhüllung, daß es nur in der Zuversicht geschehen kann, die Zukünftige werde alles in der Art verstehen und übersetzen, wie im voraus sie weiß, daß es gemeint ist."

In solcher heitern Zuversicht habe ich allen Jubel und Uebermuth des Carnevals auf offener Straße mitgemacht.

Aus dem Getümmel, das doch auch den Scherz eines selbst in seinen untersten Schichten gebildeten Volks und die stolze Schönheit der Römerinnen an den Tag brachte, zog es mich stundenlang hinaus in die Frühlingsstille der nahen Villa Borghese, über deren Hauptthor damals die Worte standen: „Wanderer, tritt hier ein, gehe wohin du willst, pflücke was du willst, denn dieses Alles ist mehr dem Fremden bereitet als dem Herrn.“ Auch im Getümmel selbst flogen ernsthafte Gedankenschatten vorüber, da kam etwa ein Diogenes, eine dürftige Schulmeisterfigur, mit der Laterne, deren Bestimmung durch die Inschrift angezeigt war: quaero hominem, ich suche einen Menschen. Der ausstudirte Witz des Diogenes paßt auch am ersten noch auf einen Carneval, wo man nicht erst zu warten braucht, bis jemand durch die Frage, was die Laterne am Tage suche, dem Weltweisen zur Eröffnung seines Witzes Gelegenheit gibt, sondern harmlos verkündet wird: hört und schauet auf, ich mache einen Witz! Dennoch liegt eine allgemeine Wahrheit darin. Gehen wir doch alle herum und suchen einen Menschen, solange wir noch glücklich sind im Glauben ihn zu finden, einen Menschen, den wir unendlich lieben können, einen Freund oder eine Geliebte. Aber auch dem Suchen des Weltweisen hat die Weltgeschichte eine Antwort gegeben, die der römische Statthalter aussprach, als er auf einen zerschlagenen mit Dornen gekrönten Menschen wies: ecce homo! siehe, da ist der Mensch! doch läßt sich's in seinem unbewußten Doppelsinn nicht übersetzen, der Mensch in seinem Elend und der Mensch in göttlicher Herrlichkeit. Und so tausendfache Ge-

stalten und Eindrücke, vorüberrauschend, einander verdrängend, wie man sich's wol gefallen läßt bei solchen blos anstreifenden Gedanken, dem muntern Gesindel und Streifcorps des Geistes.

Auch habe ich manchmal an die düstern Kerkermauern von Hohenasperg gedacht, wo doch alle Vergitterung des Fensters nicht hinderte, die Luftschlösser draußen sich aufbauen zu sehen, und der schönsten eins war dieser Römerzug. Ich wußte jetzt in unmittelbarer Erfahrung, daß ich recht hatte mit diesem Verlangen nach Rom, das mit mir aufgewachsen ist. Zwar ich konnte mich nicht rühmen wie Goethe in den römischen Briefen, hier ein neuer Mensch geworden zu sein, hoffte vielmehr, die Freunde daheim sollten mit dem alten Menschen auch ferner vorliebnehmen. Doch gehörte diese Wanderung zur rechten Entwickelung meines Lebens, in seiner Sehnsucht, alles in meinem Innern zu versammeln und zu durchleben, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist. Es sollte mich deshalb auch wenig kümmern, wenn dieses Wanderjahr mir nicht den geringsten Nutzen abgeworfen hätte, denn es war gut genug an sich selber, und ich habe niemals auf diese finanzielle Sorge viel gegeben, die von jedem frohen Tage zu seiner Berechtigung noch einen Zinsgroschen für künftige Jahre verlangt, und an einem Feuerwerk auch eine Suppe kochen möchte. Diem perdidi, ich habe einen Tag verloren! soll der gute Kaiser Titus gesagt haben, falls er an einem Tage nicht ein gutes Werk gethan hatte. Ich will nicht eben behaupten, daß die guten Werke zur Seligkeit schädlich sind, wie ein gar frommer Freund Luther's gelehrt

hat: doch halte ich's mit unsern rechtgläubigen Theologen, daß die guten Werke nicht nöthig sind zur Seligkeit, und da ich wenig Gelegenheit hatte, welche zu thun, so achtete ich doch niemals einen Tag für verloren, am wenigsten in Rom, den ich irgendwie im vollen Bewußtsein eines schönen menschlichen Daseins verbrachte. Wollte ich mir doch eine Nutznießung Italiens auf gute norddeutsche Weise herausbringen, so war es im Uebergange der Vertraulichkeit mit den Alten aus der Schule ins Leben; zumal im Anschauen antiker Kunstwerke das tiefempfundene Gesetz der Naturgemäßheit und Maßhaltung, um auch im Stil immer nur was zur Sache gehört, ohne Phrase, ohne Ueberschwenglichkeit, naturgemäß auszusprechen.

Der kommende Frühling, der mit voller Hand Blumen ausstreute, aber die Waldbäume auf dem römischen Gebirge noch kahl ließ, lockte uns in den ersten Märztagen zu einem vorläufigen Besuche nach Neapel. Vom Bett aus über ein Stück flaches Dach konnten wir die Sonne aufgehen sehen über den Vesuv und ihre Strahlen über das Meer hinwerfen bis dahin, wo wir die zackigen Felsen von Capri wußten. Ein Tag war so klar wie der andere, daß man das ganz selbstverständlich fand. Gingen wir früh einige Stunden unter den Erbstücken des Alterthums im Palazzo Borbonico umher, den sie jetzt Nationalmuseum nennen, so führte dann rasch ein zweiräderiges vergoldetes Wägelchen, hintendrauf ein gewandter schmuziger Junge, ins Freie. Wir haben auf den Stufen des Poseidontempels in Pästum gefrühstückt, und abends auf Ischia, wie früher auf Isola bella, die Scenen aus dem

„Titan" gelesen von Albano's glücklichen Tagen. Jean Paul hat Italien nur im Geiste gesehen, in seinen Schilderungen ist doch Wahrheit, wenn auch nicht durchaus Wirklichkeit. Auf dem Rückwege mit einer kleinen Barke durch die offene See erlebten wir einen bösen Moment. Die Schiffer hatten aus Faulheit bei dem günstigen Winde, der uns dem Lande zutrieb, das Segel nicht früh genug eingezogen, plötzlich starrte über uns der steile Fels des Cap Misenum, vor uns eine Klippe unter dem klaren Wasser deutlich zu sehen; eine steigende Welle trug uns glücklich hinüber.

Die erfreuliche Zugabe zu Neapel war ein Kreis deutscher Familien, dem Handelsstande angehörig, und sehr anmuthig stellte sich in einigen Töchtern derselben die Mischung des Italienischen und Deutschen dar, zumal wo von der italienischen Mutter die Muttersprache italienisch und doch die Bildung ganz deutsch war, vertraut mit Schiller und Goethe. Auf einem Familienball dieses Kreises erzählte mir eine dieser Anmuthigen, Giulietta Asselmeyer, daß sie Braut sei und zu Ostern vermählt ihrem Freunde nach Palermo folgen werde, mit dem Dampfschiff, denn sie gingen damals noch selten, auf dem auch wir nach Sicilien zu kommen gedachten.

Natürlich haben wir auch dem Vesuv unsern Besuch abgestattet. Damals hatte sich innerhalb des tiefen Kraters, in den wir, wenn auch nicht ungefährdet, steigen konnten, wieder ein kleiner Kegel gebildet, der nur Rauch und Steine auswarf. Am letzten Tage hatten wir die Westküste des Golfs von Bajä durchstreift bis zu den Trümmern

von Cuma. Als wir am Abende durch den Tunnel des Posilipo zurückkehrten, leuchtete es wie eine Glorie um das Haupt des Vesuv, und beide riefen wir: „Ach wie herrlich muß es diese Nacht oben sein!“ Allein wir hatten schon Plätze auf einer Art Eilpost nach Rom, die am nächsten Morgen 5 Uhr abging. Die Stunden der möglichen Ausführung waren sehr gezählt. Man konnte damals in Neapel wie in Rom mit einigen guten, nicht beflügelten, aber beschwerten Worten viel erlangen, und wir erlangten vom Unternehmer, allen mitfahrenden Engländern zum Trotze, daß die Post etwas später abfahren solle und auf einem Wege, der uns entgegenkam. Machten wir uns also reisefertig, aßen zu Abend, um 10 Uhr saßen wir wieder im Wagen, und jubelten jedem Aufblitzen des Berges entgegen. In Resina fanden wir Pferde noch gesattelt, Führer wach, und so ging's mit Fackeln rasch hinauf. Eine Stunde nach Mitternacht waren wir auf dem hohen Rande des äußern Kraters. Die Ausbrüche geschahen in Zwischenräumen von einer halben bis zu zwei Minuten, die Feuersäule mochte ein 300 Fuß steigen, bestand aus Lava, glühenden Steinen, rothglühendem Rauch, und fiel theils auf den innern Kegel nieder, von welchem dann die feurigen Wogen langsam hinabrollten, theils sogleich in den äußern Krater, der wie ein stiller Feuersee hier und da sich schon schwärzte, nur aus den Spalten zuckten Flämmchen. Wir lagen in unsere Mäntel gehüllt in voller Sicherheit am entgegengesetzten Rande des Kraters und sahen in die feurige Fontaine wie in ein wundervolles Feuerwerk. Doch sei's durch die Größe, sei's durch den

Gedanken dabei, lag etwas Hohes und Feierliches darin, als wenn uns Gott im Feuerbusch erschiene. Das Morgenroth dämmerte schon über dem Meer, als einer den andern zum Aufbruche mahnte, und doch immer wenigstens noch einmal das Aufsteigen des Feuerquells sehen wollte.*) Wir hatten Neapel noch nicht erreicht, als die Post uns entgegenkam, und wir aus dem einen Wagen in den andern sprangen.

Die Rückkehr nach Rom, das uns jetzt so vertraulich ansah wie eine Heimat, galt zunächst einer Wanderung zu Pferd und zu Esel durchs Gebirge bis Olevano, wo jetzt die Bäume grünten und die Nachtigallen den vollen Frühling ankündigten. Dann kam die heilige Woche mit ihren Feierlichkeiten. Wir hatten den Segen des armen Pius VIII. dahin, der ihn fast schon sterbend ertheilte, der Stadt und der Welt. Auch das Feuerwerk, dessen Gerüste damals noch das alte Kaisergrab, die Engelsburg, und dem selbst die Vergleichung mit dem Vesuv keinen Schaden that, war verloschen. Wir saßen am Abende des zweiten Ostertages noch mit Landsleuten zusammen, es sollte um Mitternacht wieder nach Neapel gehen.

*) Ich habe zufällig in den letzten Apriltagen 1872 den Ausbruch mit erlebt, der schon vom Gestade aus in seiner furchtbaren Schönheit viel großartiger aussah, während die Erde wie vom wilden Schlachtendonner unter uns bebte. Aber das war nicht das rein ästhetische Gefühl wie 1830, es war der Weltgeist in seinem zerstörenden Schrecken, der sich kundthat, und nach der erhabenen Tragödie des Berges und des Himmels darüber wie in Flammen drei Nächte durch, mit seinem langweiligen Aschenregen drei Tage lang über die Fluren von Neapel ihren Frühling zu Grunde richtete.

Kurz vorher waren wir eines Nachmittags mit einer Malerin, der Witwe des böhmischen Componisten Lauska, jenseit des Tiber in der Villa auf Monte Mario. Unter uns lag, von Cypressen umrahmt, die hehre Stadt wie das neue Jerusalem, rechts in der Ferne ein Silberstreif des Meeres, links und im weiten Umkreise das Latiner- und Sabinergebirg, über den letzten noch beschneiten Gipfeln und über dem dunkeln Grün der Vorberge durchsichtiger blauer Duft. Als die Sonne tiefer sank, lag die Landschaft wie in Verklärung. Die Malerin verlangte hinabzusteigen, bevor die Sonne untergehe, denn dies allmähliche Verlöschen eines schönen lichten Bildes thue ihr weh. Ich stimmte ihr bei, daß auch ich vom Schönsten und Liebsten am liebsten scheiden möchte in voller Lebensherrlichkeit. „So möchte ich auch Rom in solcher Verklärung sehen, wenn ich bald nun scheide und weiß, daß ich es nie wiedersehen werde.“ — „Aber macht Sie der Gedanke, niemals nach Italien zurückzukehren, nicht jetzt schon traurig?“ sagte die Lauska, „ich hätte das nicht ertragen, wenn ich nicht die Hoffnung wiederzukommen mit mir genommen hätte; sie hat mich nicht getäuscht, und als ich wiederkam, war es nicht mehr der erste Jubel, aber die volle Freude das bereits Liebgewonnene und mit theuern Erinnerungen Verbundene wiederzusehen.“ Ich erwiderte, daß mich das so wenig traurig mache, als dieselbe Gewißheit das irdische Leben nicht noch einmal erleben zu können, wol aber eifrig und frisch, das Leben auf Erden und in Italien recht und ganz zu durchleben.

Ich dachte damals nicht daran, daß mir noch manches-

mal, wenn auch nur auf Ferienbesuchen, vergönnt sein würde wiederzukehren, bald allein, bald mit geliebten Menschen, und werthe Freunde dort wiederzufinden, sodaß die Zusammenstellung nur paradox klingt, mir aber so natürlich ist zu sagen, daß von allen Orten der Welt mir die liebsten sind Jena und Rom.

Als wir am 16. April in die Gondel stiegen, die zum Dampfboote führte, wurden uns riesenhafte Sträuße von Rosen und Orangenblüten angeboten, die wir der jungen Frau Giulietta und ihrer Schwester Carolina brachten. Der Neuvermählte, Herr Pfister, ein junger Schweizer, Compagnon eines Handelshauses in Palermo, sah danach aus, daß ihm die holde Frau zu gönnen war, und so nahmen wir schon unser Theil daran, als bei der Abfahrt aus dem Hafen von Neapel vom Dache des väterlichen Hauses der Schwestern die weißen Tücher winkten und durch unser Fernrohr die Winkenden erkannt wurden. Die See war freundlich und voll Licht, in der Nacht spülten die Wellen phosphorartig am Kiel. Wir hatten bestellt, daß wir rechtzeitig aus unsern Bettschränken geholt wurden, die Sonne stieg glutroth aus dem Meer, es war ein Sonntagsmorgen, der dunkle Gipfel des Aetna mit seinem Schneegürtel erhob sich, allmählich die ganze Bergkette der Nordküste. Ich dachte daran, wie dem kühnen Hohenstaufen das Herz geschlagen haben mag, als diese blauen Berge vor ihm aufstiegen, und er die Insel, um welche Griechenland, Afrika und Rom jahrhundertelang geworben und gekämpft haben, sein nannte als die Mitgabe eines Herzens, das seiner harrend die Berechnung

der Politik durch ein höheres Gefühl adelte. Wer ihm damals gesagt hätte, daß im Kampfe um den Besitz dieses Landes der letzte seines Stammes auf dem Blutgerüst enden werde! Jetzt war auch der Monte Pellegrino hervorgetreten, an dessen Fuße Palermo ausgebreitet liegt. Der junge Ehemann zeigte seiner Frau die Fenster seines Hauses durch das Fernglas, und in dem fremden schönen Lande haben wir am nächsten Abende, als das junge Paar zum erstenmal auf dem eigenen Herde Feuer anmachte, mit ihnen zu Abend gegessen, und die Gläser mit dem feurigen Marsala klangen auf lange glückliche Tage und glückliche Nächte.

Wir nahmen für den ganzen Weg um die Insel herum bis Messina zwei Reitpferde für uns, eins für einen wohlempfohlenen Führer und ein Thier fürs Gepäck, auf dem auch der Treiber gern seine ruhige Stätte suchte. So sind wir vier Wochen durch dieses Wunderland gezogen, bald hart am Strande, bald über steile Berge, auf Fußwegen, mitunter ganz ohne Weg, meist ohne Gasthöfe, aber durch den Führer, der alle Gelegenheit kannte, insgemein gut versorgt. Auch hatten wir vom hannoverschen Gesandten in Rom, dem Sohne von Werther's Lotte, eine offene Empfehlung als Professori del' antichità da Lipsia an sämmtliche englische Consuln und Viceconsuln der Insel, die uns besonders mit Wein, wo er sich sonst am Orte schlecht erfand, gastlich versorgt haben. Dazu hatten wir uns mit echtem Thee versehen, und als wir eines Abends in Agrigent von den Göttertempeln zurückkamen, ward es einem Engländer, Henry Robinson, der die Insel von

der entgegengesetzten Seite aus durchwanderte, ganz behaglich am nordischen Theetische. Er war mir der erste lebendige Mund, der von der großen Geisterzusammenkunft erzählte, die er am Anfange des Jahrhunderts in der großen Stadt Weimar-Jena mit erlebt hatte, und wie er unlängst die Stätte seines Jugendglücks wieder besucht hat, kam seine Rede auch auf das dermalige Jena, wie dort aus der hohen Zeit noch einige Trümmer beständen, das Frommann'sche Haus mit seinem Abendcirkel, der alte Knebel und Frau von Wolzogen, deren literarischen Nachlaß zu ordnen mir nachmals zufiel. In seiner Erzählung traten Personen und Verhältnisse hervor, in welche ich erwarten konnte, jetzt so fern, bald verflochten zu sein. Als ich dann einsam in der Nacht auf dem Altan stand, streifte mir allerlei durch den Kopf von dem, woran sich in der neuen Heimat freundlich anzuschließen sei, oder was aus vorhandenen glücklichen Elementen begründet werden könne, bis ich lächelnd über diese vaterländischen Luftschlösser bemerkte, daß der Concordientempel in der Dämmerung des ersten Mondviertels als etwas Wirkliches vor mir liege, auch das Meer fast leuchtend heranrausche von der afrikanischen Küste her und daß ich auf griechischem Boden stand.

Ein zeitgenössischer Philosoph hat den Agrigentern nachgesagt: sie schmausten, als wenn sie morgen sterben, und bauten, als wenn sie ewig leben wollten. Es sollte ein Vorwurf sein, wenigstens ist es mir damals, da ich als ein kleiner Lateiner diesen Spruch in Gedicke's Lesebuch übersetzte, dafür erklärt worden. Jetzt fand ich doch,

daß die Zeit ihnen recht gegeben hat. Sie haben des Lebens Vergänglichkeit bedenkend gelebt in Herrlichkeit und Freude, bevor sie untergingen am nächsten Morgen. In ihren Bauwerken leben sie heut noch fort, und da diese Denkmale der Schönheit, Kraft und Frömmigkeit nun leicht noch auf ferne Jahrtausende gelangen können, so wäre dies hinreichend für dasjenige, was man so auf Erden ewig zu nennen pflegt. Wir aber führten das schönste Naturleben im hohen Frühlinge, fast aus jedem Myrtenbusche klang eine Nachtigall, der Lauf jeder Wasserrinne aus den Bergen war durch eine Guirlande rothblühenden Oleanders bezeichnet, die Aloe trieb bereits kräftig die Blütenstengel und mußte man hinreiten an Cactusmauern, so galt es, sich wohl zu verwahren vor ihren zarten Stacheln, die einmal gestreift nicht ruhten, bis sie durch Rock und Hemd gedrungen. Da Hermann, von den Blattern immer noch etwas angegriffen, das lange Reiten nicht durchführen konnte, fand sich eine antike Fortbewegungsmaschine, eine Lectica, welche in einer Gabel von einem Maulthiere vorn, von einem hinten getragen wurde, daneben ritt ein Treiber mit einer Art Pike. So waren wir bis auf sieben Thiere gesteigert. Die Sänfte hatte zwei Sitze einander gegenüber, doch habe ich nur zur Unterhaltung mich zuweilen hineingesetzt, und bin meist träumerisch unter den Erinnerungen dessen, was auf diesem welthistorischen Boden geschehen ist, durch all die Herrlichkeit geritten, seltsamerweise viel weniger poetisch angeregt als voll politischer Gedanken, wie dieser verödete Garten Gottes auch wieder das Vaterland eines reichen und glücklichen Volks werden

könnte, wozu es noch heute eben nur eine Berechtigung und Möglichkeit gewonnen hat. Ist das Ringen nach dem Privatreichthum des Einzelnen, wo er nicht durch hohe Zwecke geadelt wird, immer etwas Kleinliches, so ist die Sorge um den Reichthum eines Volks einer königlichen Seele werth, denn eine gewisse Blüte des geistigen Lebens ist ohne solchen Nationalreichthum gar nicht denkbar.

Den Aetna mußte ich allein besteigen mit Führer und Maulthiertreiber, fast zwei Tage in tiefer Einsamkeit. Von Agrigent aus hatten wir einen Zipfel der Insel nach Syrakus durchschnitten, und hier am äußersten Ziele unserer Wanderschaft konnte ich mir doch die Freude nicht bergen, daß es nun heimwärts ging. Von Messina sind wir mit dem Dampfschiff nach Palermo gefahren und trafen unser junges Paar noch in den Flitterwochen. Als wir am letzten Mittag bei ihnen aßen, kam an den Tag, daß die kleine Carolina sehr geschickt porträtire, sie hatte Lust und begann meinen Kopf zu zeichnen. Aber das Werk war noch nicht weit gediehen, als die Sonne unter=ging. Da wurde besprochen, am nächsten Morgen ein paar Stunden Schlaf daranzugeben, um 9 Uhr ging das Dampfschiff nach Neapel ab. Hermann war so freund=lich alles zu versorgen, sodaß ich erst auf dem Schiffe ihn treffen sollte. Es war ein klar aufgehender Morgen, als ich durch die noch stillen Straßen von Palermo ging, und so wohlgemuth, daß ich sogar einem Priester, der sich früh aufgemacht hatte, zur Befreiung der armen sicilianischen Seelen aus dem Fegfeuer zu betteln, mein Scherflein spendete. Unsere Malersitzung selbst konnte für ein hüb=

sches Bild gelten. Die tiefe Einsamkeit des Morgens, die Sonne war noch nicht lange heraufgestiegen aus dem Meer, das jenseit der Terrasse hinter Blumentöpfen still und blau vor uns lag zwischen den dunkeln Vorgebirgen. Wir saßen an der offenen Thür, die auf die Terrasse hinausging. Die Kleine mit dem Reißbrete vor mir, ich ein Wanderer, der nach kurzer Frist scheiden mußte über die See auf Nimmerwiedersehen. Hinter uns das kleine Zimmer, so recht blank und zierlich, wie man sich eine deutsche Mädchenstube denkt, im Hintergrunde einer Nische ein weißes Bett, weiter vorn eine Toilette mit einigen Büchern und Blumen. Wir waren fleißig genug, aber die neunte Stunde kam plötzlich heran, nur noch ein paar Striche wollte sie machen, dann werde sich's wol aus dem Gedächtniß vollenden lassen. Man sah die schwarze Dampfwolke schon über das Schiff hinziehen, ich sprang in die Gondel, beschwor die Schiffer zu rudern was sie konnten, kaum war ich am Bord des Dampfers, da fuhr er zum Hafen hinaus.

Jenes glückliche Ehepaar ist nach einem Jahre an der Cholera gestorben. Auch Carolina jung dahingegangen. Als ich 1859 in Neapel war, fand ich Herrn Pfister, den Sohn dieser Ehe, an der Spitze eines großen Geschäfts daselbst, und ich konnte ihm erzählen von guten Tagen seiner Aeltern. So schwindet der einzelne Mensch, etwas länger besteht ein Geschlecht.

In Neapel lagen Briefe aus der Heimat. Der Freund erzählte mir, seine Schwester, die Madame, solle ein südliches Seebad nehmen in Nizza oder Genua, Pauline

werde mitgehen, der Bruder, ein noch sehr junges Blut, sie dorthin geleiten. Er selbst wünsche noch ein Jahr in Italien zu bleiben und habe den Schwestern vorgeschlagen, den Herbst in Florenz, den Winter in Rom, den Frühling wieder in Neapel mit ihm zu leben. Das erschien mir eine Tücke des Schicksals, erst ich in Italien, dann sie, während beide zusammen der Himmel auf Erden gewesen wäre, und ich an Jena verpfändet! eine Tücke, gegen welche ich noch dazu gar nichts vermochte, hatte ich doch selbst mit meinen Briefen die Lust dazu angefacht, und klagte nun mit vergeblichem Egoismus in meinem Herzen: ach wäre sie doch ein Nähtermädchen, und müßte zu Hause bleiben! Bei dem Freunde konnte ich mir auch keinen Trost holen, denn allein in dieser Angelegenheit hatte ich kein Vertrauen zu ihm. Noch in Leipzig hatte ich einmal in scherzender Uebertreibung ihm nachgesagt: er habe seine Schwestern sehr lieb, nur das kränke ihn mitunter, daß sie weiblichen Geschlechts seien. Doch war er von selbst so billig einzusehen, daß ich die Reisenden unterwegs begrüßen müsse, und gab mir genau ihren Reiseplan, selbst mit einem Kärtchen, das er dazu zeichnete.

So schied ich in Neapel von dem theuern Wandergenossen, ein Schiff besteigend, das unmittelbar nach Genua ging, mit der Berechnung, die Liebste am Eingange der Schweiz zu treffen. Es waren die Pfingstfeiertage, die Nächte so warm, daß jedermann seine Matratze aufs Deck brachte, und die Engländerinnen zwischen den Schlafenden umherstiegen. Der evangelische Prediger Vallette war mit uns, wir baten ihn am zweiten Feiertage einen Gottes-

dienst zu halten, da viele Protestanten aus allerlei Volk auf dem Schiffe waren. Er hat französisch gar erbaulich gepredigt, das Lied in einzelnen Verszeilen vorgesagt, Katholiken haben wol auch theilgenommen, die Schiffsmannschaft, wer Zeit hatte, stand ehrerbietig herum. Dann bin ich über Mailand und den Lago maggiore gefahren, über den Gotthard zu Fuß, mein Gepäck hatte ich in Rom, anderes in Neapel gelassen, weiter durch die Schweiz bald geritten, bald gegangen, einen Tag vor dem Termin war ich in Schaffhausen, hier als Wegelagerer die Freunde zu erwarten.

Den Rheinfall mochte ich nicht sehen ohne sie. Den nächsten Nachmittag bin ich mit dem wackern Pfarrer Pfister, dem ich die Grüße seines Bruders aus Palermo brachte, nach einer andern Seite hin über Land gegangen. Als ich gegen Abend zurückkehrte und im Hotel nachfrug, war die Antwort: kürzlich ist ein Reisewagen mit zwei jungen blonden Damen vorübergefahren nach dem untern Hotel. Ich eilte hin, sie waren's, ich rief ins Zimmer hinein: „Guten Tag, Philippchen!“ Es war der bekannte Scherz vom Vielliebchen mit der zusammengegessenen Doppelmandel, und bestimmt, daß die Wette erst nach der Rückkehr aus Italien ausgemacht werde. Ich hatte sie gewonnen. Das war ein glücklicher Abend, in erster Wiedersehensfreude ein Fragen und Erzählen. Am nächsten Morgen fuhren wir zum Rheinfall, unterhalb des Schlößchens ist wie ein Altan fast in den Sturz hineingebaut, da stand ich mit ihr und durfte sie festhalten auf den zitternden Bretern. Es verstand sich von selbst, daß ich umkehrend

einige Tage mit ihnen durch die Schweiz zöge. Gegen Mittag fuhren wir nach Constanz. Pauline war die holde Güte selbst, doch als wir einen Moment allein waren, sagte sie mit trübem Ernste: „In Leipzig hat sich viel Feindseliges gegen Sie erhoben, man hat versucht mich irrezumachen, es konnte das nicht gelingen, doch hat es mich geängstet.“ Ich habe nachmals erfahren, es ist zunächst von dem dortigen pietistischen Kreise ausgegangen, der wol im Groll über das, was ich gegen Professor Hahn vollbracht, mir das herrliche Geschöpf nicht gönnte. Zumal war bis in das Innere der Familie die Behauptung gedrungen, und durch einige misdeutete, weiter getragene Stellen der Briefe bekräftigt worden, daß ich um die jüngere werbend die ältere Schwester liebte. Ich sah da unerwartet und drohend eine Wolke heraufziehen, doch hatten wir nicht Zeit noch Neigung weiter davon zu reden; ich freute mich nur des Glücks der Gegenwart.

Wir fuhren gegen Abend in offener Barke auf den See hinaus, wurden von einem Gewitter überfallen und tüchtig eingeweicht. Man hatte sich trocken angezogen und behaglich das Abendbrot gegessen, als ich ihr noch die letzten Briefe aus Sicilien übergab, und wir aus dem Salon in ihr Zimmer daneben traten, um sie zu den andern zu legen. Die Blätter lagen in einer zierlichen grünen Mappe. Pauline sagte: „Nicht wahr? Sie lassen mir allein die Briefe, nicht der Schwester!“ Ich erwiderte: „Sie wissen es ja, daß sie allein an Sie geschrieben sind, meine künftige, meine ewige Geliebte!“ Sie zuckte zusammen wie damals, als ich um die Locke bat, sie habe

viel gelitten über vormaliger Unklarheit, sie hab' es den Verhältnissen, sie hab' es der Freundin selbst zugesagt, allen zur Beruhigung, frei nach Italien zu gehen; sie komme ja wieder mit demselben Herzen, ich möge noch einmal schweigend ihr vertrauen. Mir war es doch klar: „Wenn wir jetzt, frei wie wir sind, uns nicht unauflöslich aneinander geben, die feindseligen Elemente werden sich zwischen uns drängen, wir werden einander verloren gehen!" Da sank sie weinend, eine Braut, in meine Arme.

Am Morgen war jedes Wölkchen von der klaren Stirn verzogen, es begannen selige Tage, wie ein Mensch auf Erden sie nur erleben kann. Die Geschwister ließen uns freundlich gewähren, über das Geheimniß dieses Glücks bis zur Heimkehr aus Italien waren wir einverstanden. In Zürich ließen die Damen sich dunkelgrüne Reitkleider machen, ein wenig nach der Phantasie construirt, auch ich und der Bruder schafften uns etwas der Art an. Der Reisewagen wurde mit dem Kammermädchen nach Bern gesandt, wir fuhren auf dem Züricher-, auf dem Zugersee, übernachteten auf dem Rigi, und die Sonne ging uns auf über dem Kranze der Hochalpen. Das Jubelfest der Augsburgischen Confession haben wir auf dem Vierwaldstättersee und in Altdorf gehalten, von da ins Berner Oberland. Die hohe Jungfrau, an der wir auf der Wengernalp vorüberzogen, als in der Ferne eine Lawine donnerte, glänzte im Sonnenschein. Wir wanderten meist zu Pferde in kleinen Touren, fühlte sich die Ueberfülle des Glücks in stiller Rührung, so machte sich's doch auch Luft zumal für die andern in Scherzen und Schelmereien;

auch die jenaischen Studenten, die meiner harrten, wurden mir fleißig vors Gewissen gehalten. Bis Bern wollte ich die Geliebte begleiten, da noch ein Tag im süßen Gemisch von Wehmuth und Wonne, dann der Abschied! —

Als ich Sonntag früh mit der Eilpost nach Tübingen kam, habe ich noch einmal friedlich und freundlich gesehen, was dort mir einst lieb war und die andern Freunde. In Stuttgart fand ich an einem Schaufenster die Genossen von Hohenasperg in drei Gruppen Steindruck ausgestellt, und kaufte sie mir. Von da in Einem Zuge bis Leipzig, wo ich mein ganzes Besitzthum in einer mäßigen Bücherkiste treu bewahrt vorfand, und mit dem holden Geheimniß im Herzen auch zweifelhaft gewordene Freunde leicht gutmüthig begrüßen konnte. Unsere Reiterquadrille aus dem Berner Oberlande war doch durch Bekannte, die uns dort begegneten, bereits verlautet. Dann noch ein Tag bei der Mutter, der ich's vertrauen durfte, daß ich übers Jahr mit Gottes Hülfe ihr ein liebes Töchterchen bringen werde.

Das glückliche Gefühl, daß sie mein war die ferne Geliebte, mein selbst in tausend Erinnerungen des schönen Landes, darin sie jetzt wandelte, war doch vorherrschend geworden, zugleich mit der vollen Freudigkeit zur Rückkehr in das gelehrte akademische Tagewerk. Es war am 15. Juli 1830, die Sonne neigte sich bereits in die Berge, als ich auf einem Einspänner in den Saalgrund herabfuhr, und vor mir lag die kleine ruhmvolle Stadt meiner Zukunft.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

